Europäische

Bilder und Skizzen.

Zur Belehrung für die reifere Jugend

herausgegeben von

Julius Hoffmann.

Mit sechs Kupfern in lithographischem Farbendruck
nach Originalzeichnungen von Th. Hosemann.

Breslau,
Verlag von Eduard Trewendt.
1858.

Vorwort.

Dieses Buch ist zur belehrenden Unterhaltung der reiferen Jugend geschrieben. Es soll ihren Blick hinwenden auf die Länder und Meere unseres Erdtheils und ihre Freude erwecken an den Naturschönheiten, den Einrichtungen, den Sitten und Gebräuchen derselben, der Denkungsweise ihrer Bewohner und den großen Thaten Einzelner.

Gern hätte der Bearbeiter das Bild, welches er seinen jungen Freunden davon zu geben gedenkt, noch bedeutend erweitert und vervollständigt, allein der Raum versagte ihm dies.

Uebrigens gehört der geringste Antheil an dem vorliegenden Werke ihm. Die Stoffe zu den gewählten Bildern lagen bereits vor, er raubte diese nur ein, wo es ihm nöthig erschien, und stellte die einzelnen Bilder zusammen. Mögen sie in ihrer gegenwärtigen Gestalt ihrem Zwecke entsprechen! Dies der Wunsch

Coswig, den 1. März 1854.

des Bearbeiters.

Das vorliegende kleine Werk enthält ein Manuscript, welches mein theurer Sohn Julius hinterlassen hat. Möge dasselbe mit Güte und Nachsicht aufgenommen werden! — Ich fühle mich gedrungen, zugleich dem würdigen Manne zu danken, welcher dem Buche durch Erklärungen und Erweiterungen einen höheren Werth gegeben hat.

Vallenstedt, am 16. Junius 1857.

Friedrich Hoffmann.

Inhalt.

Seite.

I. **Englische Skizzen:**
1) Der Hafen von Portsmouth 1
2) London 10
3) London Docks 18
4) Birmingham 30
5) Englische Vergnügungen 34

II. **Bilder aus dem holländischen Leben:**
1) De Ruiters erste Seeschlacht 49
2) Die holländischen Schleussen 58
3) Heldentod zur See 63

III. **Erinnerungen aus einem Aufenthalte in Pernhelm** 71

IV. **Skizzen aus Corfika** 89

V. **Ein Tag in Gibraltar** 119

VI. **Bilder aus den Pyrenäen:**
1) Die Besteigung des Pic de Bergon) 136
2) Ein Ausflug nach St. Sauveur, Gavarnie und der Rolandsbreche. 147
3) Bären und Bärenjagden in den Hochpyrenäen 162
4) Das Izard 174
5) Der Adler der Pyrenäen 178

VII. **Europäische Luftschifffahrten** 181

Seite

VIII. Schweizer Winterfahrten:

1) Auf's Grindelwalder Eismeer 191
2) Ein Abend unter den Gebirgsbewohnern 205
3) Ein Ausflug in's Oberhasli 220

IX. Schilderungen aus dem nördlichen Eismeere 227

X. Norwegische Bilder:

1) Die Fahrt durch das Kattegat 239
2) Reise von Christiania bis zur Schlucht von Krogkleven . . 245
3) Einkehr in einem Bauernhause auf dem Hardanger Gebirge 249
4) Der Tindsee 253
5) Der Rinkan und der Marysteeg 257
6) Norwegisches Alpenhirtenleben 263
7) Ritt über die Hardanger Fiellen 267
8) Lachsfang in Norwegen 272
9) Heringsfang an den norwegischen Küsten 274
10) Fang des Eidervogels 282

I. Englische Skizzen.

1. Der Hafen von Portsmouth.

Ich schiffte mich in Havre*) mit dem Dampfschiffe nach Brighton ein und verließ mit dem Glockenschlag der Mitternachtsstunde den Hafen. Stundenlang noch glänzte und der überragende Leuchtthurm gleich dem Abendsterne nach. Wir hatten hohe See, und der Capitain war nicht ganz ohne Besorgnisse, als gegen zehn Uhr des andern Morgens die Sonne durchdrang und Englands langersehnte weiße Ufer erleuchtete. Bald sahen wir nun das reizende Brighton mit seinen hohen Quais, seinen wunderlichen, in halbrunder Thurmform gebauten niedlichen Häusern und seinem chinesischen Königsschlosse vor uns ausgebreitet. Ich trat hier eine andere Welt, als ich drüben jenseits des Canals verlassen hatte, anders in ihren Gesinnungen, ihrer Denk- und Handlungsweise, ihren Manieren und in ihrem Aeußern.

Brighton hat keinen Hafen; es wurde von seinen hohen Ufern weit hinaus in's Meer eine schöne Kettenbrücke gebaut, an deren Ende

*) Französische Hafenstadt am Canal; Brighton, englische Hafenstadt, gegenüberliegend.

die Dampfschiffe anlegen. Diese Brücke ist gewöhnlich überdeckt mit Menschen, wenn ein Schiff sich nähert. Wir waren in dem gegenüberliegenden Gasthause vortrefflich untergebracht und genossen von hier aus den schönsten Blick auf den Landungsplatz. Nachdem ich mich den ganzen Morgen in den Straßen der terrassenförmig über dem langen Meeresdamme erbauten Stadt herumgetrieben, nahm ich einen Platz auf der Post nach Portsmouth*) ein. Bald erschien ein eleganter dunkelrother Wagen, von vier prächtigen Apfelschimmeln gezogen, welcher vor dem Posthause hielt. Nach war kein Kutscher dabei zu sehen, und schon war Alles gepackt; die meisten Passagiere hatten ihre Plätze eingenommen, und ich saß bereits auf dem Kutschbocke, eingedenk des Rathes meines Wirthes, mich stets bei Zeiten dieses vortrefflichen Platzes zu bemächtigen. Endlich erschien herbeiwatschelnd ein sehr breiter Mann in langem, dickem Ueberrocke, das von Branntwein glänzende kupferrothe Antlitz in einem Riesenhalstuch versenkt, und über diesem grinsend lächelnden Vollmondsgesicht einen colossalen grauen Hutkübel übergestürzt. Alles beeiferte sich, diesem Herrscher des Kutschbockes behülflich zu sein. Der Eine überreichte ihm eine elegante Peitsche, der Zweite übergab ihm die künstlich ins Kreuz gelegten vier Zügel, und der Dritte präsentirte ihm ein Glas kräftigen Brandy (Branntwein), während ihm einige Freunde die breite Bärentatze schüttelten, die sich endlich nach derber Erwiederung mit einem riesigen Handschuh bekleidete.

Ernst steigt der Rosselenker auf seinen Thron; aber wehe mir Armen, nun bemerkt er erst den fremden Nachbar, und wie ich mich auch in die Ecke geschmiegt, er findet dennoch keinen Raum. Mit knurrender Stimme und grimmigem Blick giebt er das Zeichen; die vier schnaubenden Grauen fliegen davon, und fort geht es in Carriere,

*) Westlich von Brighton, ebenfalls am Canal

daß man sich nur an den schmalen Eisenstangen des Bockes anklammern muß, um nicht schon in der Stadt abgeschleudert zu werden. Allein plötzlich hält der Wagen wieder, und neue Bagage wird eingeladen. Mein Nachbar steigt ab, wirft einen mißtrauischen Blick auf mich, stößt mich endlich in die Seite und übergiebt mir die Zügel. Ohne zu wissen, daß dieses Amt unwiderruflich an den Kutscherſitz geknüpft ist, nahm ich noch dazu die Zügel in die rechte, anstatt in die flache linke Hand, und nun war die Geduld des stolzen Kutschers zu Ende. Er murrte laut über das ungeschickte Fremdenvolk, und nur ein geschicktes Compliment, welches ich einige Zeit nachher einfließen ließ, als wir wieder im Gange waren, machte ihn mir wieder so gewogen, daß ich mich von nun an seiner ganz besonderen Fürsorge erfreuen durfte.

Der Weg von Brighton nach Portsmouth über die herrliche Norfolk-Eisenbrücke bietet stets neue schöne Bilder. Der Anbau des Bodens wird immer reicher, die Bäume immer größer und üppiger. Endlich fuhren wir durch die engen Straßen, Fallbrücken, hohen Mauern und Wälle ein in das unschöne Portsmouth, das gegen das prächtige Brighton gar nicht aussieht, als gehöre es noch zu demselben England. Es liegt auf der Insel Portsea und besteht eigentlich aus zwei für sich befestigten Städten: Portsmouth und Portsea.

Der Freihafen von Portsmouth ist beinahe zwei Meilen lang und eine Meile breit. Der Handel, der hier mit Lebensmitteln getrieben wird, ist unermeßlich; von Frankreich wurden allein im letzten Jahre über 30 Millionen Eier eingebracht. Der Boden von Portsea ist ungemein fruchtbar, und die edelsten Früchte, die man auf dem berühmten Coventgarden-Markt in London bewundert, werden hier gezogen.

Man kann hier lernen, was man durch vernünftige Behandlung selbst aus sumpfigem Boden machen kann. Diese Moraste sind

in blühende Wiesen verwandelt; eigene Maschinen sind stets in Bewegung, um den Unrath in die See zu bringen, und zwei ungeheure Wasserwerke versehen die Bevölkerung mit frischem Wasser und überschwemmen und reinigen die Straßen der Städte.

Wichtiger aber, als dies Alles, ist die Bedeutung, die die Stadt als Kriegshafen hat. Königin Elisabeth befestigte bereits Portsmouth, allein erst seit wenigen Jahren sind die ungeheuren Linien von Portsea beendigt, die den Eingang in den Hafen schwerer machen dürften, als den durch die Dardanellen. Aeußerst angenehm ist der Spaziergang auf den hohen Wällen, die dem Publicum offen stehen. Die Plattform, wo die großen eisernen Batterien zum Salutiren stehen, dann die Königs- und Pembrokes-Bastionen sind ebenso furchtbare Verschanzungen, als sie reizende Bilder überblicken lassen. Die Stadt Portsmouth selbst ist eng und winkelig und hat nur eine lange, hübsche Straße. Hier steht ein altes, schwarzes Haus, in dem der Herzog von Buckingham*) ermordet wurde, einer der hervorragendsten Männer Englands im 17. Jahrhundert. Die Befestigungen von Portsmouth sind mit denen von Portsea durch einen Damm verbunden, und die Wälle der letzteren bieten einen tieferen Blick in den Hafen selbst.

Allein die wahre Herrlichkeit von Portsmouth, der Stolz Englands, besteht in seinem Arsenal. Hier erst versteht man die Macht Brittaniens. Der ganze Hafen ist umringt und beherrscht von furchtbaren mit Felsen aufgedämmten Batterien, aus denen die Riesenschlünde der colossalsten Geschütze Brittaniens Verderben brachend hinausgähnen. In dem unermeßlichen Hafen liegen über 40 Kriegsschiffe ersten Ranges, mehr als ganz Frankreich besitzt,

*) Herzog von Buckingham, erster Minister unter Karl I. von England, wurde von einem fanatischen Puritaner, Namens Felton, am 23. August 1628 ermordet.

und ein großer Theil ist stets zum Auslaufen bereit. Die Thätigkeit in der Ausrüstung in allen ihren unzähligen Verzweigungen grenzt an's Fabelhafte, und man muß dies Alles in den kleinsten Einzelnheiten gesehen haben, um zu begreifen, wie England in tiefster scheinbarer Friedensruhe plötzlich Flotten aussenden kann, die alle Welttheile zittern machen.

Ich fand durch ein Empfehlungsschreiben Gelegenheit, die Riesenwerke der dortigen Dockyards (Seemagazine) in ihrem tiefsten, innersten Wesen kennen zu lernen. Man machte mir unzählige Proben, in welcher Schnelligkeit rohe Holz-, Eisen- und Kupfermassen in alle beliebigen Formen bis zur äußersten Politur und Vollendung ausgearbeitet werden können, und hier erst begriff ich, wie es England möglich ist, Ausrüstungen des erstaunlichsten Umfangs in solcher Geschwindigkeit zu bewerkstelligen. Maschinen und Menschenhände sind im steten Einklang, und schweigend und ruhig werden in den endlosen Werkstätten die ungeheuersten Arbeiten verrichtet. Mit Erstaunen sieht man, auf welche Art die Schiffsmasten, die Segelstangen, die Bugspriets und andere gewichtige Seegegenstände vollendet werden, wovon unter Anderem der Hauptmast eines Linienschiffes ersten Ranges, wenn es im Gange ist, nebst dem damit verbundenen Topmast und Bramsegel ungefähr die Höhe von 212 Fuß hat. Wenn man diese Höhe betrachtet und die Gefahren bedenkt, welche der über dieser schwindelnden Spitze hängende Seemann unter dem Rollen der Wogen und dem Brausen des Sturmes auszustehen hat, so kann man sich einen Begriff von der unerläßlichen Kühnheit und Sorglosigkeit dieser Menschen bilden.

Einen großartigen Anblick gewährt der Saal, wo die Taue gefertigt werden. Er ist 1200 Fuß lang, und die Arbeiter am andern Ende erscheinen gleich kleinen Kindern. Hier werden die enormen Ankertaue gefertigt, deren manches 140 Centner Hanf und

beständig 80 Mann zur Arbeit erfordert, und wobei die Arbeit so hart ist, daß der stärkste Mann ihr nur wenige Stunden des Tages vorstehen kann. In der Ankerschmiede scheinen die Söhne Vulkans, die riesigen Cyclopen, zu schaffen. Die dunkeln Gestalten der von glühender Hitze geschwärzten Männer, der dumpf widerhallende Schall der Riesenhämmer, das furchtbare Gedröhn der ewig brausenden gewaltigen Blasebalge, das entsetzliche Krachen der unermeßlichen Feuerbrände, die glühenden Schlacken des schmelzenden Metalls, die Milliarden Funken, die von den ewig gepeitschten Ambossen alle Räume durchzischen: dies Alles fällt auf einmal gleich Blitzstrahlen in die Seele und giebt ein Bild, das die Sinne des Zuschauers verwirrt und entzückt. Und doch wächst sein Erstaunen, wenn er zu den furchtbaren Kupfergießereien tritt und die ungeheuern Kessel mit glühend flüssigem Metall gefüllt sieht, das, in Stücke gegossen, durch Dampfkraft zu Platten gewalzt wird. Stumm vor Bewunderung betrachtet man diese Höllen-Arbeiten und das unbegreiflichste der Wunder, daß menschliche Wesen eine solche Hitze und die versengenden Ausströmungen des nach allen Richtungen sich ergießenden Kupfers aushalten können, wo ich nach wenigen Minuten in mäßiger Entfernung in gewaltsame Transspiration versetzt wurde.

Ueber dem Gebäude der Takelwerke erhebt sich ein hoher kreisförmiger Thurm, auf dem ein Telegraph angebracht ist, von wo die Nachrichten in zwei Minuten nach London hin und zurück gehen. Eine äußerst sinnreiche Erfindung aber ist die der Bearbeitung der Rollen zu den Schiffstauen von dem Amerikaner Brunnel. Das rohe Material des Holzes und Metalls wird hier ohne alle andere Arbeit in eine glatte Rolle verwandelt, als daß man die rohe Masse in die Werkstätten giebt und nur die Rollen nach Umständen und Verhältnissen der stets arbeitenden Maschinen dreht und wendet. Ein Linienschiff bedarf ungefähr 1500 dieser Rollen, welche alle

mittelst dieses bewundernswürdigen Mechanismus und blos mit Beihilfe von vier Männern in einem Tage gefertigt werden können. Diese in einander greifenden Werke enthalten 11 Maschinen, die mit der Schnelligkeit des Blitzes durch Dampfkraft bewegt und durch den einfachsten Mechanismus zum Stehen und Gehen gebracht werden. In dieser Maschinerie sind Hämmer, Zirkelsägen und andere Formen, Drehspieße, Fugen, Hohlmeißel, Stemmeisen, Kerbhölzer und andere Meißelgattungen angebracht, die, je nachdem es die Arbeit erfordert, sich zu allen nöthigen Verrichtungen hingeben, bis die Rolle vollendet ist. Die wunderbarste Wirkung aber, welche von dieser Maschine hervorgebracht wird, besteht darin, daß, wenn das Werkzeug auf den metallenen oder hölzernen Theil der Rolle drückt, die Maschinerie selbst verschiedene Abstufungen von Gewalt besitzt, um auf jeden Theil nach dem erforderten Maße einzuwirken. In allen diesen Verrichtungen sehen wir den Triumph der Mechanik und Technik unserer Zeit; allein Nichts ist zu vergleichen mit den Dockyards selbst, wo die größten Schiffe unter Dach erbaut werden. Um zu verhindern, daß nicht mehr Wasser darin einströmt, als das Schiff bedarf, sind eigene Fluth-Thore angebracht, auf deren oberem Rande Verbindungsbrücken auf die andere Seite führen. Ungeachtet der Stärke dieser Wasserthore durchbrach das Meer die Süddocks in dem Augenblicke, als die majestätische „Prinzessin Charlotte" von 110 Kanonen von den Blöcken gelassen werden sollte, wodurch alle Menschen, die auf der Fallbrücke standen, in's Wasser geschleudert wurden, und viele das Leben verloren. Ich sah hier das größte Linienschiff, das England jemals besessen, den „Royal Frederik," in der Arbeit begriffen. Es ist ein eigenes Gefühl, auf diesem ungeheuren Gerippe herumzusteigen, das einstens bestimmt ist, über tausend Menschen auf den trügerischen Wellen des Oceans zu tragen und den Tod in tausend Gestalten von sich auszusenden.

Welches Leben iſt in den Hallen, die den zu beſtändigem Gebrauche bereit ſtehenden unzähligen Booten zum Aufenthalt dienen, und wer zählte noch die zahlreichen andern Werkſtätten, die zu dem Wunder-Arſenale gehören, dieſe Rieſenböden für Seilerei, vielleicht die größten der Welt, dieſe Bildſchnitzerei und Modellirung, wo Figuren für die Schiffe und Zeichnungen gefertigt werden.

Nachdem ich nun alle dieſe Rieſenanſtalten geſehen, ſetzte ich mich mit dem mich begleitenden Officier in einen Nachen und ruderte zu dem Schiffe des Hafenadmirals, der ruhmerfüllten „Victory," auf der Nelſon commandirte und fiel*). Gleich einem Heiligthum wird dieſes ehrwürdige Schiff bewahrt, und ein See-Officier, dem eine türkiſche Kugel bei Navarin**) den Arm abſchlug, empfing uns als ſein Commandant am Bord. Der Anblick eines Linienſchiffes von 120 Kanonen macht einen unauslöſchlichen Eindruck, und mit Stolz betrachtet man das Höchſte, was menſchlicher Geiſt erſchaffen, um dem unbändigen Elemente zu trotzen. Wenn das Aeußere mit Staunen und Bewunderung erfüllt, ſo bietet dagegen das Innere ein Bild der vollkommenſten Ordnung und Zweckmäßigkeit dar: die endloſe Ausſicht in den Verdecken, die Geſchütze auf ihren Lafetten, die Eßtafeln der Matroſen, die mannichfaltigen bequemen Verbindungen der Decke, die maſſiven Schiffswinden, die enormen durch das Ganze ſich ziehenden Maſtbäume, die Durchſichten von den unterſten Räumen in den blauen Aether, die ewigen Schiffsſignale, die unendliche, lautlos gehorchende Regſamkeit, die ſchrillende Pfeife des Hochbootsmanns, — alle dieſe

*) Admiral Nelſon blieb in der Schlacht bei Trafalgar am 21. October 1805, nachdem er die Franzoſen beſiegt hatte.

**) In der Schlacht bei Navarin, 20. October 1827, wurde die türkiſche Flotte von der vereinigten engliſch-franzöſiſch-ruſſiſchen Flotte vernichtet.

Erſcheinungen tragen einen hinreißenden Reiz von Neuheit und Mannichfaltigkeit in ſich.

Von dieſem Flaggenſchiff wendeten wir uns in das Innere des Hafens und ruderten, begünſtigt vom herrlichſten Abend, an all' dieſen Seecoloſſen vorüber, die hehr und majeſtätiſch hier gruppirt ſind und ruhig auf das Gewühl unter ſich herabſehen, bis das Vaterland ſie hinausruft zum Schrecken und zur Vernichtung der Feinde. Hier liegt die königliche Yacht „Fanny," ein durch Form und Ausſtattung bezauberndes Schiff, das, wie ein Kriegsſchiff erſten Ranges, über eine Million zur Ausrüſtung erfordert hat. Den würdigen Schlußſtein dieſes Arſenals bildet die Rüſtkammer, die an Zahl der Gewehre und Geſchütze nur vom Tower und Woolwich überboten wird, und in welcher Waffen, Kanonen und Kugeln für die Bemannung aller im Hafen befindlichen Schiffe aufgeſpeichert und in maleriſcher Ordnung ausgelegt ſind.

Ich wendete mich von dieſen Vernichtung drohenden Feuerſchlünden nach der Inſel Wight, die man auf dem ſtündlich hin- und hergehenden Dampfſchiff in 30 Minuten erreicht, und wo man Alles vereint findet, was die italieniſchen Inſeln nur einzeln darbieten.

Zwei Meilen weſtlich von dem furchtbaren South-sea-Caſtle iſt die weltberühmte Rhede Spithead, die ihren Namen von der Sandbank ableitet, welche ſich vom Portsmouther Hafen mehrere Meilen ſüdöſtlich in's Meer erſtreckt und in eine Spitze, the spit genannt, ausläuft. Dieſer Damm iſt durch die heftige Strömung der Fluth gebildet und durch mehrere ſehr ſtarke Forts beſchützt. Als ich, von ſo vielen großen Eindrücken und Umgebungen faſt betäubt, mich über das Geländer der beherrſchenden Plattform der Königsbaſtion lehnte und der ſcheidenden Sonne nachſah, und wie unzählige Schiffe ſich auf den weiten Höhen von Spithead ihr Nachtlager ſuchten, und Ruhe und Stille ſich über das endloſe

Treiben und Toben des gährenden Hafens herabsenkte, da brach der Donner der schweren eisernen Carthaunen auf der Saluting-Battery neben mir los, und ein Linienschiff ersten Ranges schwellte die wolkenähnlichen Segel und verließ, in den Rauch und Blitz der Batterien gehüllt, majestätischen Laufes seine riesigen Brüder, um sich auf der Höhe von Spithead für die morgige Abfahrt aufzustellen. Es war der „Bellerophon," der die französische Revolution mit dem ersten Kanonenschuß begrüßt, und der ihr ein Ende gemacht, indem er den großen Mann in sein Grab trug*).

2. London.

London! — Wo soll ich beginnen, das Ungeheure zu schildern, welches dieses Wort mir vor die Seele ruft? wo enden? — Der erste Eindruck, den diese unermeßliche Stadt der Häuser und Menschen, des Reichthums und der Pracht, der Armuth und des gräulichsten Elends in dem Beschauer hervorruft, ist der der Unendlichkeit.

Schon von ferne kündigt sich dieser Eindruck an. Stundenlang fährt man auf Bergrücken fort, zu deren Rechten und Linken sich die lieblichsten Thäler öffnen, die von Natur und Menschenfleiß gleich geschmückt sind. Alles ist hier benützt, aber ohne allen Zwang. Die Chausseen sind nicht sehr breit, doch immer genügend zum Ausweichen für zwei Wagen. Rechts und links liegt Rasen, dann leichte Hecken, auch natürliche durch's Gras sich schlängelnde Fußpfade. Alles ist eben und flach, und zwar so eben, daß man beim Fahren durchaus keinen Stoß verspürt. Deshalb darf man auch auf dem Kutschbock ganz gefahrlos sitzen, obschon er keine Rücklehne hat.

Je näher man der Stadt kommt, um so schneller wird der Lauf

*) Den Kaiser Napoleon I. nach der Insel Helena.

der schönen Pferde, unzählige Reiter und Wagen verfolgen dieselbe Straße, und dabei fährt doch ein Jeder ruhig vorüber, und die Passagiere und Kutscher der aneinander vorbeieilenden Kutschen grüßen sich freundlich, ohne daß irgend ein Unfall sich ereignet. Das macht aber die außerordentliche Geschicklichkeit der Wagenlenker. Von ihnen erst kann man lernen, was fahren heißt.

Weiter jedoch, wir dürfen nicht säumen. An den Gütern des Lord King, dem Schlosse Claremont, an den prächtigen Parks von Hamptoncourt und Richmond, mit dem schönen Kingston, wo man die Themse überschreitet, und dem stadtähnlichen Chelsea vorüber, wo man sich bereits in London wähnt, führt uns der Weg. Endlose Reihen der reichsten Equipagen, tausende der edelsten Thiere in den geschmackvollsten, glänzendsten Geschirren, unzählige Reiterinnen, umringt von einem Schwarme von Reitern, Damen in den feinsten Toiletten, umgeben von prächtig gekleideten Dienern, — und über das Ganze ein Reiz des Behagens, des Ueberflusses, des Anstands und der feinen Sitte hingegossen, — dies Zauberbild trat mir auf einmal vor das staunende Auge, das kaum Zeit hatte, das Unermeßliche des ersten Eindrucks in die Seele aufzunehmen, und trunken von Entzücken flog ich dahin auf dem freien Kutschbocke, stürzte hinein in diese nie geahnte Pracht und Herrlichkeit, auf welche finster und verschlossen das Apsleyhouse des Siegers von Waterloo und der eherne Herzog Wellington herabsieht, und durch die breite, gedrängte Picadilly hinein in das immer reger werdende Leben und Getümmel. Wer fühlte da nicht, daß er angelangt ist im Mittelpunkte der gebildeten Welt, im Herzen alles Handels und Lebens der vier Welttheile, und an der Stätte, die dem Menschengeschlechte als Compaß dient? — Und tritt man nun diesem Gewimmel näher, hört man noch dazu alle Sprachen der Erde an den belebtesten Plätzen aus dem Munde wandelnder Menschen, so glaubt man sich nicht allein in das Labyrinth versetzt, sondern findet

auch die Schilderung von dem alten Babel abermals verwirklicht vor ſich; denn alle Völker ſenden ihre Vertreter Jahr aus, Jahr ein nach dieſem einzigen Orte der Erde, alle Völker Europa's eben ſo gut, wie Indien, Afrika, Auſtralien, Neuſeeland, Amerika, China, Japan und die Inſeln des ſtillen Oceans.

Treten wir eine Wanderung in die City, die Altſtadt Londons, an, und betrachten den Handelsſtand und das Bürgerthum! Der Punkt, wo der Welthandel in der City zuſammenläuft, iſt der, wo die großartigſten Gebäude mit der Ausſicht nach der New-London-Brücke in einem Knoten zuſammenlaufen; dort ſtehen die Bank, die Börſe und das Stadthaus, und nicht weit davon liegt auch das Haus der oſtindiſchen Handelsgeſellſchaft. Die City wird nicht wie eine Stadt, ſondern ſelbſtſtändig wie ein Königreich verwaltet. Die oberſte Behörde iſt der Lordmayor, der von fürſtlichem Glanze umgeben iſt. Er ſitzt täglich zu Gericht, um Klagen anzuhören und Gerichtsbeſcheide zu ertheilen. Am Michaelistage jeden Jahres erfolgt die feierliche Wahl eines neuen Lordmayors.

Das Innere der Börſe iſt von einer Säulenhalle umgeben, unter der die Wappen aller mit England Handel treibenden Völker angebracht ſind. Hier ſammeln ſich zwiſchen 3 und 5 Uhr die Handelskönige Englands, dort werden Geſchäfte mit der ganzen Welt gemacht, dort ſchweben Millionen Pfund auf den Lippen, von dort aus beherrſcht die engliſche Kaufmannſchaft ganz Europa. Dorthin bewegt ſich in jenen Nachmittagsſtunden der ganze Verkehr Londons, der Strom der Geſchäfte, der Güter und der Menſchen, mit dem Fluſſe parallel von Weſten nach Oſten. Dorthin ziehen Reihen von Omnibus, Wagen und Menſchen, lautlos ihren Geſchäften nacheilend, Keines das Andere ſtoßend oder ſtörend; und doch bewegen ſich in einer Stunde 50,000 aneinander vorüber, und doch wandeln den Tag über 500,000 nach der Börſe. Wohl belebt iſt der Corſo zu Rom zur Zeit des Carnevals, die Straße Toledo zu

Neapel, aber alle werden bei Weitem übertroffen von diesem ungeheuren Menschengewühle. Mächtig prangt vor der Börse die Reiterstatue jenes Mannes, den die Engländer mit Recht den eisernen Herzog oder den „Helden von hundert Schlachten" nennen; kalt und stolz, gemessen sitzt er zu Pferde.

Wer aber die Macht und den Reichthum der edeln Geschlechter Englands in ihrer ganzen Fülle kennen lernen will, der muß die große Auffahrt von St. James sehen, wenn die Königin daselbst Drawing Room (Empfang) hält. Die schönen Schwadronen der Leibgarde mit ihren schönen Pferden und glänzenden Cuirassen umgeben den alten ehrwürdigen St. Jamespalast, der so viele sturmbewegte Jahrhunderte an sich vorübergehen sah. Rings sind die Balcone und Estraden mit festlich gekleideten Damen geschmückt, alle Häuser bis auf die Dächer mit Neugierigen übersäet. Um 2 Uhr fängt die Auffahrt an, die sich, Wagen hinter Wagen, im Schritte fortbewegt, so daß man Zeit genug hat, jede einzelne Equipage genau zu mustern. Die Pferde sind durchaus schön zu nennen, da bei diesen Gelegenheiten stets das Auserlesenste gezeigt wird. Die Geschirre sind von edler Einfachheit, wie auch die Wagen selbst, fern von dem überladenen Pariser Goldtande, nur durch elegante Form und Vollendung in der Arbeit ausgezeichnet. Die Livree nach altem Schnitte, natürlich Alles in Schuhen und Strümpfen, die Kutscher in kleinen dreieckigen Tressenhüten, die leicht auf den weißen Perücken sitzen, was mit den meistens ganz jungen, blühenden Gesichtern dieser Leute einen eigenthümlichen Abstand bildet. Die Diener, welche hintenauf stehen, tragen große spanische Röhre mit goldenen Knöpfen. Die ganze Livree hat helle glänzende Farben, hochroth, hellblau oder weiß. Die meisten jungen Leute, Officiere u. a. kommen in eleganten Gigs mit hohen Pferden, einen niedlichen Knaben als Groom hintenaufhängend. Aber bald vergißt man über das Innere der Wagen das Mustern des Aeußern,

denn ſo viel Schönheit, Adel des Ausdrucks und Anmuth möchte man vergebens anderswo ſuchen, als ſich hier bei dieſem Hoffeſte vereinigt.

Was man bei einem ſo großen Zuſammenfluſſe von Menſchen bewundert, iſt die Sicherheit, welche überall herrſcht. Dazu trägt namentlich die Polizei Londons viel bei. Die neuen Polizeimänner in ihren blauen, mit Silber geſtickten Fracks und runden Hüten, ſind ohne alle Waffen; allein ſie ſind überall gegenwärtig. Man kann zu allen Stunden der Nacht die entfernteſten Quartiere der Stadt ohne Sorge durchwandern, und kommt man in kleine verdächtige Gäßchen, ſo iſt man ſicher, deſto hellere Gasflammen und gewöhnlich noch einen verborgenen Polizeimann in ihnen zu finden. Die Straßenbettelei iſt beinahe ganz verbannt, namentlich ſind die furchtbaren Erſcheinungen krüppelhafter Weſen und verſtümmelter Menſchen, womit man ſonſt das öffentliche Mitleid rege zu machen ſuchte, ganz verſchwunden. Daß es doch hier, wie überall in großen Städten, eine große Menge Gauner und Taſchendiebe giebt, und daß man nichtsdeſtoweniger wohl Acht auf ſeine Taſchen haben muß, iſt keinem Zweifel unterworfen.

Aengſtlich iſt auch oft, beſonders in der engen City, das Nebeneinanderherrollen der vielen Wagen. Man hält es oft gar nicht für möglich, daß ſie neben einander durchpaſſiren können, und dennoch geſchieht dies ohne Unfall. Der Grund davon iſt die ſchon erwähnte Geſchicklichkeit der engliſchen Wagenlenker, ſowie der Gehorſam und die Gutmüthigkeit der engliſchen Pferde. Wenn ſo ein coloſſaler Bier- oder Kohlenwagen an den zwei breiten Rädern, von vier hintereinander geſpannten, mammuthähnlichen Roſſen gezogen, ſich langſam durch die gedrängten Straßen fortbewegt, und man keine lenkende Gewalt bei ihnen bemerkt, ſo begreift man nicht, wie das gehen kann, bis man auf einem der Trottoirs den Fuhrmann gewahrt, der ein Pferd um's andere beim Namen ruft, und den dieſe

klugen Thiere anſehen, ſo oft ein Hinderniß ſich zeigt, wie wenn ſie ſich Raths erholen wollten. Wird aber eins dieſer edlen Thiere einmal außer Faſſung gebracht, dann iſt das Unglück gewöhnlich groß. So war ich Zeuge eines gräßlichen Auftritts. Ein Cab (Cabriolet) fuhr in raſender Eile eine der Hauptſtraßen herab und rannte mit ſolcher Gewalt gegen eine Equipage, daß der Kutſcher herabſtürzte. Die Pferde gingen augenblicklich durch. Der Bediente ſprang glücklich herunter. Eine junge Dame rettete ſich hinten über den Bedientenſitz und brach das Schulterbein. Die zweite junge Dame wollte ſich über den Bock retten. Es war ſchrecklich anzuſehen, wie ſie da oben ſchwankte und nach Hilfe rang. Endlich ſtürzte ſie herab und lag zerſchmettert auf dem Trottoir, als der Vater eben in ſeinem Gig nachkam.

Alles, was mathematiſche Berechnung, techniſche Fertigkeit und mechaniſche Kraft Großes und Herrliches erzeugen können, findet man in England in der äußerſten Vollendung. Dem Erfindungsgeiſt iſt hier kein Ziel geſetzt, weil Geld und Unternehmungskraft in Fülle vorhanden ſind, um jeden neuen Plan zu verwirklichen. Beſonders iſt es die Dampfkraft, die in alle Zweige des Lebens übergreift und die vielſeitigſte Anwendung findet. Der Dampf iſt es, der die Schiffe treibt, die Räder der Fabriken in Bewegung ſetzt, das Waſſer herbeiſchafft, Laſten hebt, Bauwerke fördert. Durch ihn iſt es Herrn Brunnel gelungen, ſein Rieſenwerk, den Themſetunnel, zu vollenden. Die Schwierigkeiten, welche bei dieſem Bauwerke zu überwinden waren, ſind unglaublich geweſen. Zweimal brach das Themſewaſſer ein, wobei man jedesmal fürchtete, daß das Werk aufgegeben werden müßte. Acht Jahre wurde daran gebaut, und endlich am 25. März 1843 wurde das Rieſenwerk beendigt. Die Koſten betrugen 416,000 Pfund Sterling. Die Breite des ganzen Werkes beträgt 35 Fuß, die Höhe 20 Fuß, die Länge 700 Fuß, die Dicke der Erde von der Höhe des Tunnels bis zum Waſſer der

Themse 15—16 Fuß, die Breite eines jeden Bogens mit dem Fußpfade ungefähr 14 Fuß. Allerdings wird es uns schauerlich zu Muthe, wenn wir in die dunkle Tiefe hinabsteigen, wo, wie im Orcus der Alten, Todtenstille herrscht, eine feuchte, dumpfe Luft Einen anweht, und die herumwandelnden Gestalten uns wesenlose Schatten dünken. Wir steigen auf dem rechten Themseufer zum Tageslichte auf der prachtvollen Stiege empor, und freuen uns, dasselbe zu erblicken.

Von hier aus eilen wir in den Stadttheil, wo die großartigsten Brauereien der Welt zu finden sind. Als Georg IV. den Wunsch äußerte, die große Brauerei von Barklay und Perkins zu sehen, erbaten sich die Besitzer die Gnade, Se. Majestät mit einem Frühstücke zu bewirthen. Dieses wurde in einem ziemlich geräumigen, festlichen Gemach eingenommen. Als aber der Monarch nun die Einrichtung zu sehen verlangte und besonders nach den colossalen Fässern fragte, erhob sich Herr Perkins und sagte, daß Se. Majestät eben im Bauch eines dieser Fässer bei Tische säßen. Diese Brauerei ist eine kleine Stadt von 79 massiven Gebäuden. Hier stehen 150 elephanten-ähnliche Pferde, von denen jedes Hufeisen vier Pfund wiegt. Zwei große Dampfmaschinen treiben den ganzen Mechanismus, und man sieht 130 Fässer, von denen jedes einhunderttausend Eimer faßt.

Die Erziehungs- und Strafanstalten in London sind bekannt genug, um sie nicht weiter zu erwähnen. Die Penitentiary wird als Vorbild gut gebauter Gefängnisse betrachtet, doch ist der Aufenthalt daselbst eher eine Belohnung, als eine Strafe. Die einzige Entbehrung, welche ihren Bewohnern auferlegt ist, ist das Verbot, unter einander zu sprechen. Es ist Raum für 1200 Personen darin, doch befanden sich zu meiner Zeit nur 300 daselbst. Die Aufsicht über dieselben ist die einfachste von der Welt, da das inmitten aller Höfe stehende runde Zimmer der Wächter, das einem Glashause ähnlich

ſieht, in alle Gänge und Hofräume Ausſicht geſtattet, ohne daß der Aufſeher ſich nur von ſeinem Tiſche zu entfernen braucht. Nachts iſt Alles hell mit Gas erleuchtet, und von einer Militairwache iſt hier, wie in ganz London, keine Rede. —

Herrlich ſind in London die Brücken, welche über die Themſe führen. Die äußerſten derſelben ſind die London- und die Vauxhallbrücke. Ueber dieſe gelangt man in die Vauxhallgärten, die außerordentlichſte Erſcheinung, welche menſchliche Erfindungsgabe zur Unterhaltung einer großen Stadt hervorbringen kann. Dieſe großen Gärten ſtrahlen von Beleuchtung, und die Alleen ſind mit dichten Guirlanden von Lampen durchwebt, welche in alle Farben getaucht und von großen Brillantbouquets durchwebt ſind. Dieſer erſte Anblick gleicht einem Feenmährchen. Mitten auf einem großen freien Raſenplatze ſteht eine Bühne, woſelbſt die komiſchſten Sachen mit ächt engliſcher Laune ausgeführt werden. Bei jedem Schritte, den man in dieſen flimmernden Irrgängen macht, ſtößt man auf neue Darſtellungen, Transparents, Waſſerfälle und eine Maſſe überraſchender Gruppen und Bilder, die mit großer Treue und vielem Geſchmack ausgeführt ſind. Stundenlang kann man hier herumwandeln, ohne müde zu werden.

Aus dem Geräuſche der Geſchäfte, des Welthandels und der Vergnügungen flüchten wir uns in die geweihte Stille der Kirche. Wir ſchreiten über die Weſtminſterbrücke und ſtehen vor der berühmten Weſtminſterabtei. Dieſes großartige Gebäude, das indeß weder an Reinheit des Styls, noch Großartigkeit der inneren Einrichtung ſich mit dem Kölner Dome meſſen kann, beherrſcht mit der St. Paulskirche, die in der Mitte der Altſtadt von London liegt, eigentlich die unermeßliche Stadt; denn ſie bilden die beiden Punkte, die allein aus der unüberſehbaren Häuſermaſſe mächtig emportauchen. Was aber ſowohl der Paulskirche, als auch der Weſtminſterabtei einen Vorzug vor dem Kölner Dome gewährt, iſt eben, daß ſie bei

ihrer Großartigkeit vollständig ausgebaut und bis in's Kleinste vollendet sind.

Was in andern Städten glänzend und augenfällig ist, verliert sich in London wegen seiner Größe; doch tritt es hier auch nicht so schön heraus, denn eine undurchdringliche Wolke schwarzen Steinkohlendampfes lagert sich beständig über der Stadt, welcher selbst die herrlichsten Gebäude binnen Kurzem in ein eintöniges Grau kleidet, und dichte Nebel schleichen trübe durch die Straßen hin, die dem Wanderer oft beinahe jede Aussicht benehmen. Diese Uebelstände üben jedoch keinen Einfluß auf den Verkehr. Der Engländer ist daran von jeher zu sehr gewöhnt, als daß er den schönen blauen Himmel, der uns zur Lebensfreude nöthig dünkt, vermissen sollte, und was ihm dadurch entgeht, findet er reichlich am gemüthlichen Kamin, in seinem ebenso elegant als bequem eingerichteten Hause wieder. Bis tief in die Nacht, besser bis zum Morgen dauert das Leben auf den Straßen fort, das Gedränge fluthet auf und nieder, und nur an einem Tage, an dem heiligen Sabbath, wird es plötzlich todtenstill; ausgestorben ist die Stadt, leer sind die Straßen; die herrlichen Gewölbe mit ihren bis auf die Erde hinabreichenden Riesenscheiben sind mit großen Thoren verschlossen; kein Wagen rasselt vorüber, und nur Schaaren frommer Beter sieht man dem Klange der Orgeln folgen, die aus den hochgewölbten Räumen ertönen.

3. London-Docks.

Wir werfen noch einmal einen Blick auf die Stadt, in welche wir den freundlichen Leser im vorigen Abschnitte führten.

Eine der großartigsten und sehenswerthesten Einrichtungen derselben sind die Docks. Auf einer Strecke von beinahe einer deutschen Meile Länge reihen sich die künstlichen Wasserbehälter, von fünf bis sieben Stock hohen Waarenhäusern eingefaßt, aneinander. In den Bassins ankern die Schiffe, und in den Magazinen liegen

Waaren aller Art aneinandergereiht. Oft beläuft sich der Werth derselben auf mehr denn zwanzig Millionen Pfund.

Die London-Docks sind jedoch nicht die einzigen. Es gesellen sich zu ihnen auch die Katharinen-Docks, sowie die West- und Ostindia-Docks. Sie bedecken zusammengenommen eine Fläche von vierhundert und fünfzig englischen Morgen, fassen eintausend zweihundert Schiffe und haben für zehn Millionen sechsmalhunderttausend Centner Güter Lagerplatz.

Man staunt über diese Zahlenungeheuer. Und doch ist das Reich der London-Docks mit den angeführten nicht erschöpft. Noch befinden sich deren drei auf dem rechten Ufer des Flusses, die Schiffswerften der Kriegsflotte nicht mit eingerechnet.

Was aber sind die Docks und welchen Zweck haben sie? — Die Docks sind ein Unternehmen von Privateigenthümern. Sie dienen dazu, die ankommenden Waaren sicher aufzubewahren und zu verhindern, daß dieselben, ohne den gesetzmäßigen Eingangszoll zu geben, eingeschmuggelt werden. Früher wurde derselbe beim Hinauffahren der Schiffe in die Themse von den Zollbeamten erhoben; dies ist aber jetzt bei der ungeheuren Menge der Schiffe unmöglich. Auch würde es mit einem bedeutenden Zeitverluste für die Schiffe verbunden sein. Diesem Uebelstande abzuhelfen wurden die Docks errichtet, und dadurch unendliche Erleichterungen für den Verkehr gewährt.

In den Docks kann eine Schmuggelei in großem Maßstabe nicht leicht stattfinden. Denn die Bassins und Magazine sind zumeist mit hohen Mauern umgeben; ein schmaler Schleussenkanal führt von der Themse aus in die innern Räume, und an allen Eingängen halten Zollbeamte Wache, die das Recht haben, jeden Hinausgehenden zu untersuchen, ob er nicht unverzollte Waare verschleppe. Auch sind die Matrosen der hier ankernden Schiffe einer strengen Zucht unterworfen.

Nachdem wir so den allgemeinen Zweck und Nutzen der Docks in Kurzem auseinandergesetzt haben, wollen wir uns dieselben auf einer Wanderung etwas näher betrachten. Wir wählen dazu die London-Docks, die, wenn auch nicht die größten, doch Jahr aus Jahr ein die belebtesten sind und dem Besucher die größte Mannigfaltigkeit bieten.

Durch die engen Citystraßen, vor dem finstern Tower vorbei, durch schmutzige Quartiere, wo eine Kneipe sich an die andere reiht, gelangen wir an das Thor von London-Docks. Es steht für Jeden offen. Fuhrwerke, Karren und Menschen strömen ab und zu. Wir treten ein und befinden uns in einer breiten, schlechtgepflasterten Straße, die rechts von einer Reihe hoher Waarenhäuser, links von einer schlechtüberworfenen Mauer, an der ein paar Hundert zweirädrige Karren angelehnt stehen, begrenzt ist.

Wir haben durch die Güte eines Citykaufmannes eine allgemeine Einlaßkarte erhalten, die uns alle Thüren und Thore öffnet. Da steht denn gleich rechts über einer Magazinthüre die Inschrift: „Ivory house," das heißt „Elfenbeinhaus." Wir treten ein, zeigen beim ersten Bureau unsere Karte und erhalten einen Mann zur Begleitung, der uns auf alle unsere Fragen möglichst befriedigende Auskunft geben wird. Er führt uns durch weite Räume, in denen wir auf mehr oder weniger geordnete Massen von Elephantenzähnen, Rhinoceros-Hörner, Sägefischwaffen und Schildkrötenplatten stoßen. Was wir im Alltagsleben in tausend Formen kennen und gebrauchen, erscheint uns hier neu und fremdartig in seiner Urgestalt. Der Malaye, der den Elephanten in seinen Heimathländern zeigt, kann über den Anblick eines feingearbeiteten elfenbeinernen Kunstgegenstandes nicht mehr erstaunt sein, als wir es bei dem Anblick der naturwüchsigen Massen sind, an die uns in Europa Nichts als die Naturgeschichte erinnert.

Aus der Straße, in welcher das Elfenbeinhaus mit noch andern

Magazinen steht, gelangen wir in einen unregelmäßigen, sich nach allen Richtungen hin erweiternden, ungeheuren offenen Raum, der im Süden durch das größte der Bassins ab- und rings herum von Waarenhäusern aller Art eingeschlossen ist. Hier fängt das eigentliche bewegte Leben der Docks an. So weit das Auge reichen kann, liegt Faß an Faß gereiht. Zwischen denselben laufen schmale Wege kreuz und quer, auf denen sich Menschen, Pferde, Karren aller Art wirr durch einander treiben. In diesem Labyrinth von Fässern ist nicht gut stehen bleiben, denn man geräth dabei zu leicht zwischen die Menge von Wagen und Leuten, die hier beständig beschäftigt sind. Deshalb ziehen wir uns bescheiden an die Seite der Häuser zurück, um von da aus den Wirrwarr des Hofes zu überschauen und gelegentlich in's Innere der Gebäude selbst einzudringen.

Zur Linken, wo wir gerade stehen, sieht Alles merkwürdig blau gefärbt aus. Ein nach drei Seiten freistehendes, wohl fünf Stockwerke hohes Gebäude zeigt uns ein tiefblau gefärbtes Eingangsthor. Die Fensterrahmen sind blau, die Wände der inneren Gänge, die Treppen und Geländer sind blau, und sonderbar — auch die Arbeiter, die aus- und eingehen, sind blau in ihrer Kleidung, in ihrer Gesichtsfarbe bis in's Weiß des Auges hinein. Auf die Gefahr, selbst blau gefärbt zu werden, treten wir in's Thor; es führt zu den Indigolagern, den größten und reichsten der Welt. Wohl liegt die kostbare Waare in tausend und aber tausend Kisten sorgfältig verpackt, die meisten von ihnen noch fest verschlossen, wie sie von den bengalischen Lieferanten zur weiten Seereise hergerichtet wurden; aber der Indigostaub ist fein wie kein anderer; er zwängt sich durch die Spalten und Poren seiner Verpackung an die freie Luft hinaus. Zudem werden hier den Tag über Hunderte von Kisten geöffnet, um den Kauflustigen als Muster für ganze Partien zu gelten. So ist denn natürlich, daß der feine Staub sich nach allen Richtungen hin zerstreut, alle Gegenstände in der Umgebung tiefblau überzieht

und dem neugierigen Eindringling ein unverfängliches Kennzeichen mit auf den Heimweg giebt, daß er ſich zu Hauſe wie ein lebendiges blaues Wunder im Spiegel beſchauen mag.

Hat Einer keine Luſt, wie ein Blaufärber auszuſehen, ſo läßt er die Indigomagazine links liegen und wendet ſeine Schritte den Theelagern zu. Magazine wie dieſe, die Lagerplätze für 120,000 Theekiſten haben, findet man ſchwerlich auf irgend einem andern Flecke der Erde wieder. Hier reiht ſich Saal an Saal, vom Erdgeſchoß bis an's fünfte Stockwerk hinauf, von deſſen Fenſtern man die herrlichſte Ausſicht über die Themſe, ihre Docks, Baſſins und Schiffe genießt; hier in dieſen Sälen bewegen wir uns zwiſchen hölzernen buntbemalten Scheidewänden, die nur aus übereinander gethürmten Theekiſten beſtehen. Es iſt eine kleine Stadt mit unzähligen, verſchlungenen Gäßchen, die hie und da in einen kleinen offen gelaſſenen Platz ausmünden, und hätten wir den Führer nicht zur Seite, ſo liefen wir wahrlich Gefahr, uns in ihr zu verirren.

Doch betreten wir jetzt ein anderes Feld. Wir haben noch einen langen Weg zurückzulegen, um aus dem Bereich des Thees in's Freie zu gelangen. Je weiter wir gehen, deſto größer werden die Säle; je höher wir ſteigen, deſto voller werden ſie; je länger wir hier verweilen, deſto mehr fragen wir uns, wo in aller Welt ſo viel chineſiſcher Thee, wie hier beiſammen liegt, verbraucht wird. Dieſe Frage findet ihre Antwort, wenn wir bedenken, daß in England der Reiche wie der Arme Thee trinkt, und daß Alle behaupten, es ohne denſelben in der feuchten Nebelatmoſphäre Englands nicht aushalten zu können.

Unſer Weg führt uns jetzt zu den unterirdiſchen Gewölben des Weins und den überirdiſchen Waarenhäuſern des Tabaks. Dieſe letzteren beſtehen aus dem Cigarrenhauſe, wo oft eintauſend fünfhundert braune, aus rohem Mahagoniholz gezimmerte Kiſten gemüthlich nebeneinanderſtehen, von denen jede im Durchſchnitt

einhundert Pfund Sterling werth ist, und die somit zusammen einen Werth von einmalhundert fünfzigtausend Pfund Sterling haben, ferner aus einem Magazine, in welchem nur Cigarren von besonderem Werthe sich befinden, die in Büffelhäuten oder in andern abenteuerlichen Hüllen verpackt sind, und endlich aus dem Hauptmagazin, oder wie es in den Docks gewöhnlich genannt wird: das Waarenhaus der Königin. Dieses in seiner Art einzig dastehende Gebäude ist nicht nur durch seine Größe, — es bedeckt fünf Acker Landes — sondern auch durch die elegante Zierlichkeit seiner Bauart besonders bemerkenswerth. Wie dort in den Theemagazinen die kleinen papierüberzogenen Kistchen des Ostens, so thürmen sich hier die tabakgefüllten, großen Fässer des Westens übereinander; wie dort giebt es auch hier verworrene, endlose, sich kreuzende Straßen, in denen man hie und da einem Arbeiter, der ein Faß ausbessert, oder einem Geschäftsmanne, der sich mit dem Inhalte der Verpackungen vertraut machen will, begegnet.

Je weiter man gegen den Mittelpunkt des Gebäudes vordringt, desto sauberer wird das Steinpflaster des Bodens, desto geregelter werden die Wege zwischen den aufeinandergestellten Fässern, desto schwächer wird das verworrene Geräusch, das von außen hereindringt, desto schärfer fühlen wir die Tabakatmosphäre, die beizend auf unsere Riechorgane wirkt und uns durch den feinen Staub, den sie in sich aufgenommen hat, so gewiß zum Niesen bringt, wie der Indigostaub im blauen Hause unsere Nase früher blau gefärbt hat. Aber das Alles darf uns nicht abschrecken, unsere begonnene Wanderung fortsetzen. Bis jetzt haben wir an den Fässern der einen oder andern Straßenecke nur Buchstaben oder Ziffern mit Kreide angeschrieben gefunden, jetzt finden wir an einer der Säulen eine Tafel angenagelt, auf welcher in deutlichen Schriftzügen zu lesen ist „To the kiln“ d. h. „zum Ofen.“

Was es damit zu bedeuten hat, werden wir gleich genau sehen.

Wir folgen dem ſtummen Wegweiſer und ſtehen, genau im Mittelpunkte des Gebäudes angelangt, vor einem aus rohen Backſteinen gemauerten Hauſe, das nichts weniger als ſchön iſt. Eine niedrige Thür führt in's Innere, auf welcher die beiden Buchſtaben V. R. Victoria regina ſtehen. Unſer Führer ſagt uns, daß dieſes baufällige Gemäuer die Tabakspfeife der Königin heißt: in der That ein ſonderbarer Name. Das Pförtchen öffnet ſich; wir treten ein und ſtehen in einem mäßig großen, kahlen, unübertünchten Raume, in deſſen Mitte ſich ein gemauerter Kegel vom Boden erhebt. Dieſer Kegel ſieht unſern Glas- oder Porzellan-Oefen ähnlich; ein kleines wenige Fuß vom Boden abſtehendes Thürchen führt in ſein Inneres; darauf ſtehen wieder die genannten Buchſtaben, und vor demſelben auf einer Holzbank ſitzt, einſam, wie ein Käfer in einem alten Baumſtamme, ein ziemlich bejahrter Mann, der von Zeit zu Zeit das Feuer im Kegel aus neben ihm ſtehenden alten Kiſten nährt. Das räthſelhafte Ding iſt ſomit wirklich ein Ofen, und der einſame Heizer erklärt uns deſſen Beſtimmung und ſonderbaren Namen.

„Sehen Sie, meine Herrn," ſagt er, „ſo einen Ofen, wie dieſer hier iſt, finden Sie in keinem der andern Docks. Das iſt ein wunderbares Ding, welches ſtets geſpeiſt und dabei doch nie ſatt wird." Dabei nimmt er einen ſchwarzen Gegenſtand aus der Kiſte und wirft ihn in die Gluth, die vor dem neuen Ankömmling nach allen Richtungen in die Höhe praſſelt. — „Denken wohl nicht, was da gerade ſeinen Weg in's Feuer gemacht hat?" fährt er grinſend fort. „Eine Zunge — gedörrte ruſſiſche Ochſenzunge — kapitale Ochſenzunge — wiegt ihre zwölf Pfund — muß gar nicht ſchlecht geweſen ſein, wie ſie gut war." — —

„Ja, aber warum werft Ihr ſie denn in's Feuer? Iſt's blos ein Fegefeuer oder — —?"

„Beileib' kein Fegefeuer, wo's beſſer herauskömmt. Was einmal da drinnen iſt, das brennt und brennt, bis nix mehr an ihm zu

verbrennen ist. Schad' um vieles, aber wer kann dafür? Die Sachen, meine Herren, stehen bei uns in den Docks nun einmal so, daß man viel schlechtes Zeug verbrennen muß, damit Platz für's Gute übrig bleibt. Da kömmt z. B. eine Schiffsladung Tabak an, wird in die Magazine hinterlegt, wartet ein, zwei, drei Monate, wartet oft ein, zwei, drei Jahre auf seine Käufer. Ja, hat schön warten. Der Tabak war vielleicht von Anfang an nicht viel werth, ist auf'm Schiff zumal schlecht gehalten worden, kömmt uns halb feucht in die Docks, verfault, verstinkt, verschimmelt oder zerfällt in Staub. Vom Verkaufen ist da keine Rede mehr, weil's gar nicht die hohe Steuer verlohnt; die Magazinage macht auch schon ein gut Stück Geld aus, so daß der Eigenthümer sich lieber gar nicht um die Waaren meldet; da bleibt uns, um das Lagergeld nicht einzubüßen, freilich nix anders übrig, als das, was noch verkaufbar ist, für den besten Anbot loszuschlagen, und's andere, was gar nicht mehr zu brauchen ist, das marschirt in den Ofen; das raucht, wie's bei uns Dockleuten heißt, die Königin — Gott erhalt' sie. — Verstanden, meine Herrn? — Möcht's kein Mensch glauben, was bei uns Jahr aus Jahr ein zu Grunde geht. Füttre meinen Ofen schon seit netto drei Wochen mit russischen Ochsenzungen, — kein End' abzusehen — immerfort neue — und Alles verstunken, bis in den Kern hinein. Es thut Einem ordentlich weh' um die Dinger. Aber mein Gott, wer kann helfen? War so eine verfehlte Speculation von so einem lievländischen Kosaken, der geglaubt haben mag, wir brauchen seine Ochsenzungen . . . Und was ich Ihnen da von den Ochsenzungen und vom Tabak erzählte, meine Herren" — fährt der redselige Einsiedler fort — „gilt bei uns nicht blos von verdorbenen, sondern auch von geschmuggelten Waaren. Wird gar viel hereingebracht, was den Zoll nicht werth ist und durchgeschubst werden soll. Wird's entdeckt, nun dann schaut man eine Weile zu, ob der Eigenthümer den Zoll zahlen will; thut er's nicht, weil's

nicht der Mühe werth ist, so ist auch für die Dockcompagnie nicht der Mühe werth: die sieht sich die Sach' zweimal an, ehe sie die Steuer dafür wagt, um die Waar' auf dem Hals' zu haben. Also marsch in den Ofen mit dem Plunder; da ist man der Sorge quitt und es kommt der Kehricht aus dem Haus. Nur den Thee verbrennen wir nicht mehr, seit er uns einmal den Spuck angethan hat, lichterloh aus dem Rauchfang hinauszufliegen und uns das Dach anzuzünden. In den andern Docks, hab' ich mir sagen lassen, vergraben sie ihn, und verkaufen ihn dann nach einer Weile als Düngermaterial; aber ich halt's mit unserer königlichen Tabakspfeife; die kann Alles besser verdauen. Und was den Prosit angeht, da dürfen Sie ja nicht glauben, daß die Asche rein weggeschmissen wird. Um die reißen sich Gärtner und Pächter auf dem Lande, oder sie wird auch an Seifensieder und chemische Fabriken für gutes Geld verkauft." —

In der That sehen wir in der Nähe des Ofens große Aschenberge aufgethürmt, die von Zeit zu Zeit weggeräumt werden, doch nicht, bevor sie der Heizer genau untersucht hat, denn in ihr befinden sich noch manche werthvolle Ueberreste, die nicht zum Düngermateriale gehören. So z. B. eiserne Kistennägel und andere Metallstücke, die namentlich von Büchsenmachern sehr gesucht werden, weil sie in der Tabakspfeife der Königin eine ganz besondere schätzenswerthe Festigkeit und Zähigkeit erlangt haben sollen. Nicht selten will man in der Asche auch Gold und Silber gefunden haben, denn viele unbrauchbare Gegenstände, an denen sich goldene und silberne Verzierungen befinden, wandern in die Gluth, nachdem sie zerbrochen wurden, und da entgeht denn manches Stückchen werthvollen Metalls den Augen des Zerstörers und kommt dem Ofenwächter zu Gute. Zuweilen freilich sucht er Wochen lang vergebens nach Schätzen.

So brennt denn dieser Ofen Tag und Nacht, Jahr aus Jahr

ein fort, und nie fehlt es ihm an verdorbenem oder contrebandem Material zur Speisung, und fort und fort schleppen ihm Lastträger neue Nahrung zu, und ewig sitzt ein Heizer auf der Bank am kleinen Ofenthürchen, und das Feuer wird nie müde zu verzehren, und der Rost wird nie müde aufzunehmen, und der russige Einsiedler wird nie müde, jedem neuen Gaste den Ursprung, die Bestimmung und die Schicksale von der „Tabakspfeife der Königin" zu erzählen, die an Tabak allein mehr Geldeswerth verschlingt, als die Raucher manches kleinen Fürstenthums zu verdampfen im Stande sind.

Schweigend und mitunter niesend haben wir von der „Tabakspfeife der Königin" den Weg durch die zweite Hälfte von the Queen's Warehouse zurückgelegt. Jetzt stehen wir an einer breiten Treppe, die nach abwärts führt, und einer von den großen Weinkellern der Docks gähnt uns aus der Tiefe an. Vor dem Kellerthor erweitert sich die Treppe zu einer Art kleinen Vorhalle. In derselben fordert man uns die Karte ab, um zu sehen, ob wir auch die Erlaubniß haben, von dem Weine zu kosten. Diese ist auf unserer Einlaßkarte ausdrücklich bemerkt, und gern ergreifen wir daher die Gelegenheit, unsere Lippen nach der langen Wanderung mit einem Schluck des besten Weines anzufeuchten.

Unser Führer bleibt an der Schwelle, und an seiner Stelle tritt ein anderer Geselle vor, um uns den Weg zu zeigen. Er giebt Jedem von uns ein Grubenlicht zur Hand, und so treten wir Paarweise die Wanderung in's Dunkel an. Die Wege zwischen den Fässern sind rein, mit Sand bestreut, und tragen zwei Eisenbahnschienen, um den Küfern das Hin- und Herrollen der schweren Fässer zu erleichtern. Rings herum, so weit unser Auge reicht, Faß an Faß. Aber das will nicht viel sagen; unser Auge reicht eben nicht weit durch die Dunkelheit, und nur die matten Oellampen, die wir nach allen Richtungen hin von der Decke herab wie Glühwürmer reichen sehen, sagen uns, daß wir uns in einem unterirdischen Raume von

ungewöhnlicher Ausdehnung befinden. In der That kann man hier lange herumſtreifen, ehe man durch alle Gänge gekommen iſt. Dieſer Keller, in dem wir uns eben herumtreiben, bedeckt zwölf Acker unterirdiſchen Bodens, und ſeine oben erwähnten Schienenwege ſollen dreizehn engliſche Meilen lang ſein. Es iſt dies nicht der einzige, aber doch der größte von den Docktellern und überhaupt das weiteſte unterirdiſche Gewölbe, das nach der Ausſage unſeres Führers von Menſchenhänden in unſerer Zeit gebaut wurde. Der Eindruck des Ganzen, namentlich an Kreuzwegen, wo man die Lampenflämmchen ſich nach allen Richtungen hin in's Unendliche verlieren ſieht, iſt ein ſehr bedeutender. Seltſam iſt es beſonders, wenn man den Blick nach oben erhebt, daſelbſt unheimlich ausſchauende, ſchwarz und grau gefärbte, ellenlange Pflanzen-Gebilde herabhangen zu ſehen, die ſich an der feuchten Kellerdecke eingeniſtet haben und nur der Ausdünſtung des Weines ihre bedeutende Länge verdanken mögen.

Von Zeit zu Zeit bleiben wir ſtehen und laſſen uns von dem uns führenden Geſellen ein Glas Portwein oder Xeres credenzen. Das wird uns Niemand übel nehmen, der mit uns die beſchwerliche Wanderung Trepp' auf Trepp' ab zwiſchen Kiſten und Fäſſern durchgemacht hat. Der Wein ſchmeckt gut in der kühlen Tiefe; man muß ſich aber hüten, zu viel davon zu trinken, denn gar leicht verſieht man es damit. Manche Leute beuten die Erlaubniß, von dem Weine zu koſten, ſo weit aus, daß ſie ordentliche Gelage in den Docks halten. Dabei mag es denn wohl oft kommen, daß einer ſeinen Kräften mehr zutraut, als ſie zu leiſten vermögen. Etwas betäubt von der Weingeiſt-Atmoſphäre kommen wir wieder dem Ausgange des Rieſengewölbes zu, werfen noch einen Blick auf die oben ſtehenden Rufen, die zur Weinmiſchung beſtimmt ſind, und von denen die größte drei und zwanzig tauſend zweihundert und fünfzig Gallonen faßt, und wenden uns ſofort dem großen Baſſin

zu, um den interessantesten aller Spaziergänge an seinen Ufern längs der Waarenhäuser zu machen. In das Innere der Letzteren werfen wir nur hin und wieder einen schüchternen Blick; es gelüstet uns für heute nicht mehr, Wanderungen zwischen endlosen Reihen von Kisten und Ballen zu unternehmen; aber im Vorübergehen können wir uns doch nicht erwehren, unser Auge über die fabelhaften Vorräthe von australischer Wolle, von Seide aller Länder, von Farbehölzern, Thierhörnern, Baumwolle, Baumstämmen, Gewürzen aller Art, Häuten, Leder, Zucker, Kaffee u. s. w. streifen zu lassen. Es ist, als ob die Erndte aller Erdstriche unverkürzt nach diesen Lagerplätzen gebracht worden wäre; und so groß sind die aufgehäuften Quantitäten, und so viel geht von Zucker, Kaffee, Spezereien u. dgl. beim Oeffnen und Umpacken der Kisten und Fässer verloren, daß das Rehricht der London-Docks für eine namhafte Summe verpachtet werden kann, und daß der Pächter desselben in wenigen Jahren ein reicher Mann geworden sein soll.

So reiht sich ein Waarenhaus an's andere, und vor demselben ächzen Hunderte von eisernen Krahnen unter ihrer Last, und Tausende von Arbeitern: Zimmerleute, Faßbinder, Lastträger, Makler und Dockbeamte rennen auf und ab, aus und ein, und im großen Bassin dicht bis an die Umrandung aneinander gedrängt liegen die Schiffe, auf denen Matrosen und Lastträger mit Ameisenthätigkeit beschäftigt sind, Waaren an's Land oder an Bord zu bringen. Hier vereinigt sich Dock- und Matrosenleben zu einem malerischen Ganzen. An keinem Punkte der Themse sind die Fahrzeuge so dicht aneinander gedrängt, wie in diesen Dockbassins; nirgend sieht man das Netzwerk der Takelage so dicht durcheinander gewebt; in keinem andern Hafenbassin der Welt treiben sich so viele verschiedenartige Nationalitäten herum. Neben dem Holländer ankert der Kauffahrer aus Brasilien, mit Kaffee und Farbehölzern vollgeladen; der Däne bringt sein Hornvieh an's Land; belgische

und französische Schiffe laden Glas, Leder, Eier, Obst und Gemüse aus; der Amerikaner wälzt seine Tabakfässer und Baumwollenballen an's Land; russische und deutsche Ostseefahrer haben ihre Getreideladungen bereits in die Magazine untergebracht und warten auf Rückfracht; englische Fahrzeuge aus Indien, Australien, Canada und dem Cap ziehen durch die geöffneten Schleussenthore; und was eben keine Arbeit hat, vergnügt sich in seiner Weise, kocht, ißt, trinkt, sitzt oder träumt auf Verdecken und in Masttörben, flickt am Segel oder Tauwerk, denkt der fernen Heimath und summt sich das Lied vor, das er am liebsten hat.

Ueber unsern Wanderungen ist es Abend geworden. Die Nebel von der Themse lagern sich zwischen den Masten. Arbeiter holen ihre Röcke und verlassen die Werkstätten; die Krahne feiern, die Bureaus werden geschlossen, Matros' und Schiffsjunge kauert müde auf dem Deck oder spaziert in die benachbarten Schenken; die Thore der Waarenhäuser fallen zu, in wenigen Minuten wird's hier öde sein; nur der Feuerwächter macht die Runde und in den kleinen Häuschen der Schleussenhüter wird es helle.

4. Birmingham.

Aus den geräumigen London-Docks begeben wir uns jetzt in eine der bedeutendsten Fabrikstädte des Landes und suchen das Leben und Treiben daselbst kennen zu lernen. Am geeignetsten scheint uns dazu die Stadt Birmingham, die wegen der Fabrikation von Metallwaaren so berühmt ist.

Für die Verfertigung grober und großer Eisenwaaren sind die großen Eisengießereien in Südwales die Hauptstätten, für die Bearbeitung von Maschinen ist es Manchester, die Seele des ganzen englischen Maschinenwesens, aber für alle die übrigen kleinen und großen Dinge, die man aus Eisen, Kupfer, Messing und andern Metallen verfertigen kann, ist Birmingham der vornehmste Ort.

Man würde ein paar Seiten mit Namen bedrucken müſſen, wenn man nur diejenigen Gegenſtände alle herzählen wollte, deren Verfertigung daſelbſt als ein beſonderer Zweck der Manufactur beſteht.

Es iſt natürlich einem Reiſenden unmöglich, auch nur den geringſten Theil der zahlloſen Werkſtätten dieſer Stadt in Augenſchein zu nehmen. Da es aber einige große Etabliſſements giebt, in denen viele Arbeiten vereinigt getrieben werden, ſo thut man gut, einige derſelben zu beſuchen. Ein ſolches iſt z. B. das der Herrn Collis u. Comp., wo die ſilbernen Gefäße von den plattirten nicht zu unterſcheiden ſind, wo das matte Silber ſo maleriſch auf Glasvaſen getragen wird, und wo der Glanz der ganzen Ausſtellung blendend iſt. Allein das Größte, was man in Birmingham und in der Welt finden kann, iſt die enorme Maſchinenfabrik von Bultoni und Watt in dem eine Viertelſtunde entfernten Soho, wo alle Fabriken Europas ihre Maſchinen, und alle ſeine Armeen ihre Kanonen beziehen können.

Natürlich treiben die Birminghamer Geſchäfte über die ganze Welt, und man bekommt daher auch Artikel zu ſehen, die für das wilde Volk des Innern irgend eines entfernten Welttheils berechnet ſind. So ſah ich hier wunderlich geſtaltetes Geld, wie es einige Negervölker in Afrika gebrauchen. Südamerika und überhaupt ganz Amerika iſt ihr Hauptkunde, und man nimmt auf den dort herrſchenden Geſchmack beſondere Rückſicht, um den Leuten etwas ihnen Angenehmes zu liefern. Dazu gehört natürlich eine genaue Kenntniß der Verhältniſſe, Sitten und Geſetze eines Landes, die man bei den höheren Arbeitern Birminghams auch findet.

Intereſſant ſind die jährlichen Veränderungen im Geſchäftsleben zu Birmingham. Hier ſproßt ein neues kleines Gewerbe auf und nimmt reißend an Wachsthum zu; da kränkelt ein alter Zweig; hier geht ein anderer ganz ein. So gab es vor 20 Jahren nur

zwei Manufacturen von plattirten Sachen daselbst, und jetzt sind deren nicht weniger als 70, deren jede 10—100 Arbeiter beschäftigt. Vor 15 Jahren wurde hier die Papier-maché-Arbeit von Frankreich eingeführt; jetzt aber sah ich hier diesen Stoff in großen Massen bereitet und wie Holz mit Säge und Hobel bearbeitet. Man verfertigt daraus Tische, Sopha's, Schränke und ganze Ameublements, und diese haben durch ihre Leichtigkeit und Dauer mancherlei Vorzüge vor hölzernen.

Das Beispiel eines in neuerer Zeit abgestorbenen Industriezweiges gewährt die Schnallen-Manufactur. Sie wurde sonst daselbst in einer so großen Ausdehnung betrieben, daß, als die Schnallen in ganz Europa aus der Mode kamen, viele tausend Birmingham'sche Arbeiter, die blos auf Schnallen eingexercirt waren, dadurch große Noth litten, und daß sie sogar an Georg IV., damaligen Prinzen von Wales, eine Petition schickten, daß er durch sein königliches Beispiel etwas zur Wiederaufbringung der Schnallenmode thun möchte. Allein der Strom der Mode war selbst dem Könige zu stark, und die Schnallenarbeiter mußten suchen, ihre Kunst auf andere Gewerbezweige zu übertragen.

Ein anderer Artikel, der in neuester Zeit in Birmingham zu außerordentlicher Ausdehnung gelangt ist, sind die Stahlfedern. Ich besah eine Fabrik, in der nahe an 100 Arbeiter mit diesem winzigen Artikel beschäftigt waren, ja es soll deren sogar geben, die 250 Personen beschäftigen und jährlich 40 Tonnen = 800 Centner Stahl in Stahlfedern verwandeln. Aus jeder Tonne werden 10,000 Gros, d. h. 1,440,000 Stahlfedern gemacht. Dieser Fabrikant fertigte also in einem Jahre nicht weniger als 57,600,000 Stahlfedern, wodurch er die Existenz von beinahe 2 Millionen Gänsen überflüssig macht.

Einer der Hauptzweige der Birmingham'schen Manufactur-Thätigkeit ist die Verfertigung von Feuergewehren, und diese Stadt

deren Friede in den großen Kriegsjahren zu Anfang dieses Jahrhunderts auch nicht von einem einzigen feindlichen Kanonenschuß gestört wurde, lieferte sowohl den Engländern als ihren Feinden mehr Kriegsmaterial und Mordgewehre, als alle andern Fabrikstädte der Welt zusammengenommen, man sagt, von 1804 — 15 nicht weniger als 5 Millionen Stück, welche Summe wunderbarer Weise gerade mit der Summe der durch die Napoleon'schen Kriege um's Leben gekommenen Menschen übereinstimmt.

Alle in Birmingham verfertigten Gewehre müssen sich einer von der Regierung bestimmten Probe unterwerfen, und es befindet sich dazu ein von oben herab beaufsichtigtes Probehaus in der Stadt. Die hier probirten Gewehre bekommen einen Stempel, und es steht eine strenge Strafe auf dem Verkaufe von Gewehren, die nicht gestempelt sind. Ich besah dieses interessante Probehaus. Man sagte mir dort, daß jedes Gewehr mit einer 5 Mal größeren Ladung gefüllt würde, als die, für welche es eigentlich berechnet wäre. Es sind einige Zimmer da, in welchen die für die Probe nöthigen Patronen verfertigt werden, andere, in denen das Laden der Gewehre geschieht, und eines, die Höhle genannt, in welchem man sie losschießt. Dies geschieht auf folgende Weise: Die geladenen Gewehre werden, 100 bis 120 an der Zahl, der Reihe nach auf ein niedriges Gestell gelegt, auf welchem man sie vollkommen befestigen kann. Mit ihren Mündungen sind sie gegen die innere Wand des Zimmers gewendet, wo die Schüsse in einen Haufen von Sand hineinfliegen. Das Zimmer ist rund umher stark ummauert, und die Thüren und Fensteröffnungen sind stark mit Eisen verbarrikadirt. Eine Linie von Pulver führt über alle Zündlöcher hinweg und geht zu einer außen befindlichen kleinen Oeffnung hinaus, wo man sie anzündet. Wir wohnten der Probe von 120 englischen Seegewehren bei. Als die Explosion erfolgt war, traten wir hinein und fanden 7 davon zerschmettert, die andern 113 hatten die Probe bestanden. Nimmt man 5 oder 6 Procent als eine Mittel-

zahl an, so giebt dies eine Idee von dem Grade der Sicherheit, mit welcher die englischen Flintenfabrikanten arbeiten.

Man sagte uns, daß durchschnittlich wöchentlich etwa 5000 Gewehre probirt würden. Dies gäbe für's Jahr etwa 260,000 Gewehre. In der Periode von 1804—15 kommen nach dem Obigen auf ein Jahr im Durchschnitt beinahe 500,000 Gewehre.

Weil die verschiedenen Industriezweige von Birmingham so klein sind und nicht so gewaltiger Maschinen bedürfen, gewährt die Stadt doch im Ganzen einen sehr einförmigen und unliebsamen Anblick. Ganze Theile von ihr möchte man eine Häuserwüstenei nennen, denn ein Haus sieht daselbst so häßlich wie das andere aus und wird von keinem einzigen freundlichen Gebäude unterbrochen. Auch rührt diese Einförmigkeit mit daher, weil die Stadt so ganz in einer durch Nichts unterbrochenen Landebene liegt und keinen Fluß, keinen Meerebarm, keinen Hafen besitzt. Wenn ich aber sage, daß die Stadt Birmingham keineswegs eine schöne zu nennen sei, so ist dies natürlich nur vergleichungsweise gesagt; denn es giebt immerhin in einer Stadt von 200,000 Einwohnern, in welcher sich so viel Reichthum anhäuft, einige prächtige Straßen und einige ausgezeichnete Gebäude. So hier die große Stadthalle und das Gymnasium der Stadt. Auch verdient die Nelson-Statue, welche daselbst steht, einer Erwähnung.

5. Englische Vergnügungen. (Sports.)

Das Wetten und Wagen liegt tief in dem englischen Charakter begründet und spricht sich besonders in dem leidenschaftlichen Interesse aus, welches die Engländer an denjenigen Vergnügungen und Beschäftigungen nehmen, die sie „Sports" nennen. Die Engländer verstehen darunter Spiele aller Art, Jagdvergnügungen, Wettrennen, Kämpfe zu Wasser und zu Lande, mit der Faust, mit den Beinen, mit dem Ruder, dem Prügel, dem Balle u. s. w.

Alle dieſe Beluſtigungen werden in England mit einem hohen Ernſte und mit einer Wichtigkeit betrieben, von der man bei uns keinen Begriff hat, und finden gerade unter den höheren und mittleren Klaſſen ihre eifrigſten Verehrer. Ja ſogar Frauen nehmen an einigen derſelben den eifrigſten Antheil.

Was zuerſt die Jagd-Vergnügungen der Engländer betrifft, ſo unterſcheidet man deren mehrere. Noch immer findet man in England einzelne Jäger, die ſich mit der mittelalterlichen Falkenbeize beſchäftigen. Allgemeiner iſt natürlich der Gebrauch des Feuergewehrs, beſonders zur Erlegung des Geflügels. In England, wo das Hauptintereſſe der Jagd mehr in dem Sport als in der Beute beſteht, hat man nicht nur das Schnepfenſchießen, ſondern auch das Kranich-, Reiher-, Krähen-, Droſſel-, Sperling-, Taubenſchießen, ja ſogar das Storchſchießen als eigenthümliche Arten der Vogeljagd ausgebildet. Das vornehmſte aber iſt ohne Zweifel das berühmte Haſelhuhn-Schießen.

Schottland iſt durch ſeine Haſelhühner beſonders bekannt; in ſeinen wilden Bergſchlachten, wüſten Haiden und einſamen Tannenwäldern giebt es deren unzählige. Daſſelbe findet in Irland und Wales und den nördlichen Grafſchaften ſtatt. Die Dampfſchiffe, welche zur Jagdzeit dahin gehen, ſind alle mit Jägern angefüllt, und man hört um jene Zeit förmliche Schlachten in den genannten Gegenden liefern.

Noch eigenthümlicher und beliebter iſt das „Hunting," worunter man das eigentliche Jagen mit Pferden und Hunden verſteht, bis das Wild, von Todesangſt und Müdigkeit entkräftet, zu Boden ſinkt. Bei einer ſolchen Jagd werden gewöhnlich Füchſe und Haſen gejagt, und Hunderte von Perſonen pflegen daran Theil zu nehmen.

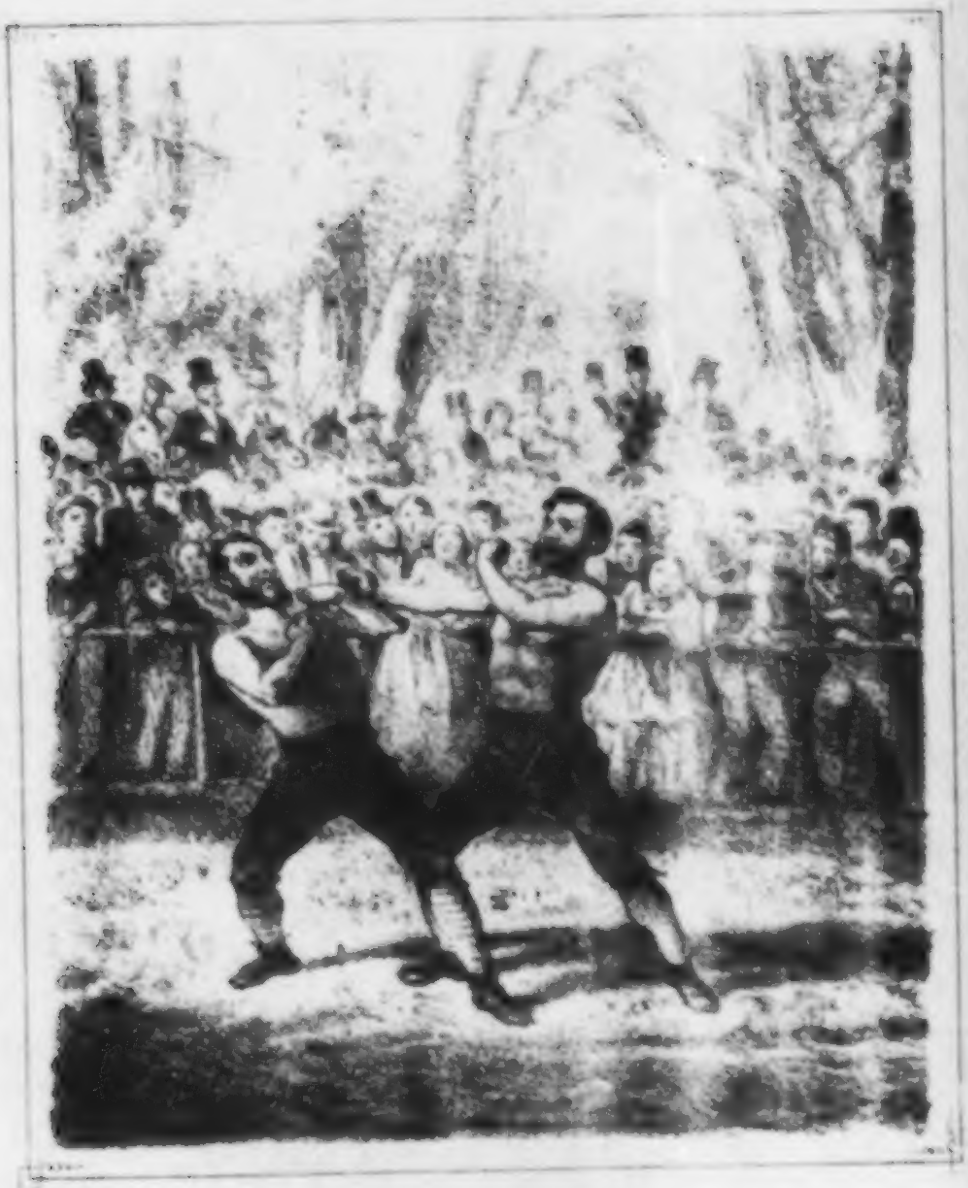
Ruhiger als dieſes iſt das Vergnügen des Angelns. Es iſt bekannt, daß Jahr aus Jahr ein viele Engländer auf ihren Pachten

nach Norwegen hinüberfahren, um in den dortigen Gebirgsflüssen den Lachs zu fangen. Sie bedienen sich dazu der sorgfältigst gearbeiteten Geräthschaften, besonders aber wunderbarer Nachahmungen des lebendigen Köders, die aus Metall gefertigt sind, und haben es in deren Anwendung zu einer hohen Vollendung gebracht.

Nicht weniger gilt dies von einer anderen Belustigung, dem Boxen. Die Engländer haben eine entschiedene und allgemeine Abneigung gegen die Stahlwaffen und preisen die Faust als das natürlichste, von Gott selbst gegebene Vertheidigungsmittel. Sowohl um Streitigkeiten beizulegen, als um den Muth und die Körperkräfte zu üben, halten sie das Boxen für vortrefflich. Der Uebung im Faustkampfe besonders schreiben sie jene unverwüstliche Tapferkeit und starre Ausdauer zu, welche von der Schlacht bei Hastings*) bis zu der bei Waterloo ihre Krieger ausgezeichnet hat. Besonders in neuerer Zeit hat sich das Boxen bei ihnen zu einer eigenthümlichen Kunst und Wissenschaft ausgebildet. Es giebt zur Erlernung derselben förmliche Schulen, die von Schülern aller Stände besucht werden, bei denen sich in der Regel auch ein Theater für die Schaugefechte der Boxer von Profession befindet. Diese Theater sind große Räume mit Logen an den Seiten. In der Mitte ist ein hölzernes Gerüst errichtet, auf welchem sich der enge Kampfplatz für die Boxer befindet. Natürlich kämpfen diese dabei nicht mit nackter Faust, sondern mit einem darüber gezogenen ledernen Handschuh. Man beurtheilt sie dabei nach der Geschicklichkeit und der Art und Weise, wie sie ihre Schläge anbringen.

Es giebt sogar eine eigene Klasse von Menschen, Preisfechter, die, wie die Gladiatoren der Alten, kein weiteres Geschäft als die

*) In der Schlacht bei Hastings 1066 besiegte der Herzog von der Normandie, Wilhelm der Eroberer, die Engländer; nach diesem Siege bestieg er den englischen Thron, den seine Nachkommen in weiblicher Abstammung noch heute besitzen.



Englische Boxer

Vorkunft haben und ſich nur durch ihre Siege ernähren. Es geht bei ſolchen Preisgefechten folgendermaßen zu. Nachdem das Gefecht und die Fechter beſtimmt ſind und ſich Perſonen gefunden haben, welche bereit ſind, einen Preis von 50 oder 100 Pfund dem Sieger zu bezahlen, bereiten zunächſt die Kämpfer, gewöhnlich unter der Leitung irgend eines erfahrenen Kenners, ihren Körper zum Kampfe vor, bis der Tag deſſelben herankommt. Ein Kampfplatz wird nun erwählt, wohin Tauſende zuſammenſtrömen, um dem Vergnügen beizuwohnen. Meiſt iſt derſelbe ein entlegener Platz, denn die Obrigkeit ſchreitet, wenn ſie etwas davon erfährt, ſogleich gegen ein ſolches Beginnen ein. Dann wird zum Abwägen der Kämpfer geſchritten. Das gewöhnliche Gewicht eines Kämpfers iſt 8 bis 10 Stein; er erſcheint vom Kopf bis zum Gürtel nackt und iſt im Uebrigen leicht gekleidet.

Unter dem Zurufe ihrer Parteigänger erſcheinen die Kämpfer auf dem Platze, treten in die Mitte deſſelben und reichen einander die Hände, zum Zeichen, daß der Kampf ein ſchönes, regelrechtes und leidenſchaftsloſes Spiel ſein ſoll. Danach treten ſie an ihre Plätze zurück und erwarten das Zeichen zum Angriff.

Aller Blicke ſind jetzt auf ſie gerichtet, und Aller Urtheile gelten ihrem Bau, ihrer Haltung, der Stärke ihrer Muskeln, ihrem Einherſchreiten und Benehmen. Endlich giebt der Schiedsmann das Zeichen zum Anfang. Die Kämpfer treten gegen einander vor, die Arme und Fäuſte, welche zugleich Angriffswaffe und Schild ſind, ausgelegt, den Kopf nach hinten gebogen, damit ihn die Hauptſchläge nicht treffen.

Zuweilen ſetzen ſie gleich mit tüchtigen Hieben auf einander los. Oft auch ſuchen ſie ſich durch Scheinangriffe zu ermüden. Wie bei den Griechen ſind die Hauptſchläge nach den Ohren, den Wangen, dem Knie, der Stirn, der Naſe gerichtet, und wird der Kampf nicht eher als beendigt betrachtet, als bis einer der Gegner, entweder

durch Entkräftung, oder durch Schmerz der Wunden genöthigt sich für besiegt erklärt. Das bloße Niederfallen des Gegners beendigt nicht den Kampf, sondern nur den Gang. Oft besteht ein Kampf aus vielen solcher Gänge, da die Kämpfer, so lange ihnen noch ein Rest von Kräften bleibt, so lange ihre Augen noch nicht zu völliger Blindheit angeschwollen sind, so lange sie noch Luft athmen können, immer wieder zu einem neuen Gang schreiten. Zuweilen werden sie halbtodt vom Kampfplatze getragen.

Doch genug von diesen grausamen Vergnügungen; wir wenden uns jetzt einer minder gefährlichen Belustigung, der mit der Armbrust, der Rüstung, zu. Seit den Tagen jenes berühmten schottischen Bogenschützen Robin, von dessen Fertigkeit uns Walter Scott in seinem Ivanhoe erzählt, hat es in England Leute gegeben, die sich mit der edeln Bogenschützenkunst beschäftigt haben. Noch jetzt wird dieselbe fast in allen Cirkeln und Klassen der Gesellschaft und von beiden Geschlechtern in den Familien selbst geübt. Häufig sind sogar die englischen jungen und alten Damen nicht wenig geschickt darin. Auch die Kinder werden mit so vorzüglich gearbeiteten Langbögen beschenkt, daß sie damit gleich in den Krieg ziehen könnten. Natürlich existiren, wie für alle solche Künste, auch für diese Bogenschießübungen Clubs. Die Bogen, welche dabei benutzt werden, tragen gewöhnlich 60—100 Schritte; jedem Schützen sind bei der Partie 30 bis 40 Pfeile zugestanden.

Auch mit Feuergewehren finden dergleichen Vergnügungen statt; so das Taubenschießen und Sperlingsschießen, wobei man diese Vögel fliegen läßt und sie dann schießt.

Ein außerordentliches Vergnügen finden die Engländer am Ballspiel, dessen Arten ungemein mannichfaltig sind. Es vereinigen sich dazu oft verschiedene Partieen, die diesen Sport sogar im Winter in großen Sälen treiben. Selbst Könige pflegten desselben, wie denn der unglückliche Karl I. und Karl II. ausgezeichnete Ballspieler waren.

Wichtiger und großartiger als alle bisher genannten Vergnügungen jedoch ist das des Wettrennens. Wer hätte nicht bereits von den berühmten englischen Wettrennen gehört? — Es ist keine kleine Stadt in den drei Reichen, die nicht ihren Hippodrom*) hätte, am berühmtesten aber in England und in der ganzen Welt sind die von Newmarket, von Ascott-Heath, von Epsom und Doncaster. Tausende von Menschen strömen aus allen Theilen des Landes dahin, um Geld zu gewinnen, Tausende, um die edelsten Renner des Reiches hier versammelt zu sehen, um den dabei versammelten Adel zu begaffen, oder an den Bällen und andern Vergnügungen Theil zu nehmen, Tausende, um zu handeln oder zu stehlen oder aus hundert andern Gründen.

Bei der Wichtigkeit, welche diese Vergnügungen für England haben, dürfte dem Leser die Schilderung eines englischen Wettrennens nicht unlieb sein. Ich wähle dazu eines der Wettrennen zu Ascott, wobei der königliche Hof in aller Pracht zu erscheinen pflegt. Ascott, oder vielmehr die große Haide von Ascott, liegt etliche und zwanzig englische Meilen**) von London und grenzt an den großen Park von Windsor, diese wahrhaft königliche Wohnung, mit ihrer prächtigen Lage. Vier Tage dauern die Rennen. Der dritte ist der Haupttag. An diesem rennen die edelsten Pferde, und Unsummen werden dabei in Wetten gewonnen und verloren. Schon am Abend zuvor drängt sich Alles in den benachbarten Ortschaften zusammen. Das Loos der meisten Menschen ist hierbei freilich das Uebernachten im Freien; allein jede Unannehmlichkeit trägt sich in England leicht, wenn es sich darum handelt, ein Pferderennen zu sehen.

*) Platz zum Pferderennen. Hippodrom nannten die Griechen denjenigen Raum, auf welchem zur Zeit der olympischen Spiele die Reiterübungen abgehalten wurden.

**) Ungefähr 5 englische Meilen bilden eine deutsche Meile.

Ich hatte Tags zuvor durch englische Freunde gutes Quartier in dem freundlichen alten Städtchen Chertsey bekommen. Früh fuhren wir durch den mit den herrlichsten Eichen, den schönsten Alleen prangenden Park von Windsor und besahen die allerliebsten Barken und die eleganten Zelte, unter denen der Hof speist. Endlich stiegen wir auf die Zinnen des Schlosses, das einen so seltsamen Contrast alten und neuen Baustyles darbietet. Als wir auf dem höchsten Thurme standen, von dem Englands Fahne weithin über das reiche Land blickt, zog unten der König und seine Umgebung hinaus zum Feste des Volkes, und die glänzenden Züge der muthigen Pferde, die hochrothen Livreen, die carracolirenden Outriders, die niedlichen Jockeys wollten gar kein Ende nehmen. Dieser Zug, von der Höhe gesehen, wie er majestätisch durch die alten, grauen Mauern des hohen Schlosses in die lange vierfache Eichenallee hinabfuhr, gehört mit zu den schönsten Bildern des Nationalfestes. Wir gewannen auf näherem Wege den Vorsprung mit flüchtigen Postpferden, und als wir aus dem Park kamen, trat uns ein überraschendes Schauspiel entgegen: eine Stadt der elegantesten Zelte und Marquisen schimmerte gleich einem Beduinenlager über den ganzen großen Ascotthügel herunter. Auf der Spitze dieses Abhanges zogen sich gemauerte und gezimmerte Tribünen von großer Eleganz eine halbe Meile weit hin, und bereits war Alles bis auf die höchsten Plattformen zum Erdrücken gefüllt. In der Mitte dieser Tribünen stand ein eleganter Pavillon für den König, und gegenüber sah man in drei parallel geordneten Reihen die vielen Tausende der schönsten Wagen vom Whisky und Cab aufwärts bis zum prunkenden Landau. Die Bahn selbst, welche $2\frac{1}{2}$ Meilen im Umkreise macht und namentlich vor den Tribünen vorbei in leichtem Aufsteigen auf dem frischgrünen englischen Rasen sich bildet, war noch von der auf- und abwogenden dichten Masse bedeckt, als eine große Bewegung alle Augen auf einen Punkt richtete, und nun der herr-

liche Zug des Hofes in den Strahlen der Juninsonne aus dem tiefer gelegenen Park hervorbrauste, während ein unermeßliches Hurrah der Menge den König begeistert empfing. Jetzt erscholl das erste Zeichen mit der großen Glocke, und noch wurde mir nicht klar, wie dieser Knäuel von Menschen, der stets verwickelter zu werden schien, sich lösen sollte. Von Soldaten ist natürlich keine Rede, allein nicht einmal die neue Polizei darf sich hier sehen lassen; schon wurde das zweite Zeichen gegeben, und Niemand zeigte noch Lust, die Bahn zu räumen. Als aber das letzte Zeichen erscholl, da war es auch gerade, wie wenn der Rennweg durch einen Sturmwind ausgefegt würde: immense Spaliere bildeten sich auf beiden Seiten; die Damen stiegen auf ihre Wagen, und nun kamen diese prächtigen, flüchtigen Pferde, jeder Zoll ein Renner, herbeigeflogen. Bald verschwanden sie hinter dem ersten Hügel, da tauchten sie hinter Baumgruppen wieder auf, um gleich wieder hinter sanften Abdachungen des Terrains zu verschwinden. Jeder Gentleman kannte die kecken Jockeys mit Namen, deren jeder ein anderes Jäckchen, eine andere Mütze hat, so daß sie überall dem ängstlich folgenden Auge erkennbar blieben. Als sie der Windsbraut gleich herbeistürmten, und der letzte in kühnen, ungeheuren Sprüngen der erste wurde, da entstand ein Tumult, von dem man sich anderwärts keine Idee macht, und Alles stürzte von den Tribünen herab, und Jeder pries sich glücklich, den Sieger zu sehen, ihn wo möglich zu berühren. Hier zeigte sich, wie Pferdezucht-Liebhaberei die ganze Nation durchdringt. Die Rennen folgten sich nun mit steigendem Interesse in Zwischenräumen von drei Viertelstunden, so daß das Ganze von 2 bis 6 Uhr beendet war. Diese Renner haben nicht allein den Reiz der edelsten Pferde; sie zeigen Alles, was der Flor englischer Nobility und Gentry*) aufweisen kann. Wenige Große des Landes

*) Der hohe und niedere Adel. Gentleman heißt Jeder, der in seinem ganzen Benehmen Bildung zeigt.

fehlen da; hier findet man ſie alle, dieſe berühmten großen Staatsmänner, dieſe würdigen hiſtoriſchen Namen, dieſe ſtolzen, königsgleichen Vaſallen des größten Reiches der Erde, und hier kann man auch alles, was Schönheit und Liebreiz in Frauen Zauberhaftes hervorbringt, in dichten Schaaren beiſammen ſehen. Ich glaubte mich in die ſchönſten Poeſieen von „Tauſend und Eine Nacht" verſetzt, wenn ich längs dieſer Wagenburg hinſchlenderte, auf denen die prachtvollſten Geſtalten nachläſſig herumſtanden und lagen. Der zahlreiche Hof zeigte ſich mit den vielen jungen Gäſten, zu deren Anweſenheit wohl die nun eingetretene Großjährigkeit der Prinzeſſin Victoria nicht wenig beitragen mochte, häufig am Fenſter, und der König ſchien ſich an Jongleurs und Pollicinells unter ſeinem Pavillon unſchuldig zu ergötzen, was er unter Anderem durch mehrere eigenhändig herabgeworfene Sovereigns bekundete. In einer Menge Zelte ſah man Spiele, an denen ebenfalls Damen höchſten Ranges Theil nahmen. Indeſſen ging das Feſt mit ſtets ſteigendem Intereſſe und ohne allen Unfall zu Ende. Zugleich mit den königlichen Equipagen waren alle Wagen beſpannt worden. Der Hof ſtieg ein und entfernte ſich mit ſeinem glänzenden Cortège unter demſelben betäubenden Hurrahgeſchrei der dicht ſich andrängenden Menge und der rauſchenden Muſik aller Banden. Mit der den engliſchen Kutſchern eigenen Geſchicklichkeit und in einer Ordnung, die jeden Unfall verhinderte, ſo unvermeidlich das Zuſammentreffen der unzähligen Equipagen auch ſchien, entwickelte ſich plötzlich der gordiſche Knoten der unabſehbaren dreifachen Wagencolonnen und rollte ſich gleich einem blinkenden Goldfächer über die weite Ebene auf. Im ſauſenden Galop ſuchten die eleganten Jockeys mit ihren feinen weißen Perrückchen und ſchwarzen Käppchen und ihren farbigen Sommerweſtchen auf den ſich vor Ungeduld bäumenden Pferden die nächſten Auswege auf die verſchiedenen Straßen, die in den Windſorpark ausmünden, zu gewinnen, und mit nicht minderer

Geschicklichkeit wanden sich die kleineren Gespanne, deren man hier von allen Formen und Namen sieht, durch die von allen Seiten drohenden Gefahren durch, und in einem Momente war die ganze Haide mit flüchtigen Reitern in gestreckter Carrière übersäet. —

Auch mit andern Thieren als mit Pferden hat man in England Wettrennen angestellt. Dahin gehören die Hunderennen. Man läßt bei diesen in der Regel einen Hasen voranlaufen und dann die wettstreitenden Windspiele in einer gewissen Entfernung hinterdrein. Der Gewinner ist der, welcher den Hasen zuerst erreicht, und ihm oder vielmehr seinem Herrn wird dann der ausgesetzte Preis zu Theil. Auch hat man in England sogenannte Hundebeißereien, die gleichfalls als ein Sport betrachtet werden.

Außer den Hunden scheint es in der Welt fast weiter keine Thiere zu geben, die in so beständigem Unfrieden unter einander leben, als die Hähne. Auch dies hat man in England zum Vergnügen auszubeuten gewußt. Es giebt eigene Racen dieser Thiere, welche die Engländer dazu wählen und einer besonderen Zucht unterwerfen. Die Leute, welche sich damit beschäftigen, bilden eine eigene Profession und heißen Hahnaufzieher.

Wie die Race sorgfältig gewählt wird, so bedarf auch jeder Hahn für den Kampf einer besonderen Vorbereitung. Seine Flügel und sein Schwanz werden kurz geschnitten, seine natürlichen Beinsporen werden mit silbernen oder stählernen Spitzen gewappnet, sein Kopf wird der kleinen Federn und der unnöthigen Fleischanhängsel beraubt; die letzteren brennt man zum Theil weg, um ihn so mit einer harten Haut, wie mit einem Helme zu bedecken. So, hartköpfig, kurz geschwänzt, helläugig, langbeinig, starknochig und leicht von Fleisch, mit kurzen aber starken Flügeln, erscheint dieser geflügelte Ritter auf dem Kampfplatze, einer kleinen, zirkelrunden Bühne, welche die Plätze der Zuschauer umgeben.

Auch die Farbe des Hahns soll nicht gleichgültig sein. Feuer-

gelb, roth, braun, dunkle Bruſt werden als Farben von guter Vorbedeutung genommen. Hellere Farben werden vermieden, und die weißen Hähne ſollen die feigſten von allen ſein.

Nachdem beide Kämpfer gewogen ſind, treten ſie auf den Kampfplatz. Wie die Boxer ſtehen ſie eine Zeitlang, ruhig ſich beobachtend, einander gegenüber, bis ſie auf einmal mit einem Geräuſche, das dem eines plötzlich aufgeſpannten Regenſchirmes gleicht, mit ihrer ganzen Waffenrüſtung, mit Flügelſchlag, Schnabelſtoß, Sporenſtreich und Krallenhub, auf einander einſetzen. Zuweilen iſt ſchon der erſte Zuſammenſtoß entſcheidend, und es hat nicht ſelten Hähne gegeben, die, wie geſchickte Fechter, mit dem erſten Stoße ihren Gegner todt zu Boden ſtreckten. Zuweilen aber dauert der Kampf Stunden lang, bis endlich einer der Streitenden die weiße Feder zeigt, den Muth plötzlich verliert und zur Fortſetzung des Kampfes nicht mehr zu bewegen iſt.

Sind Beide ermattet zu Boden gefallen, ſo werden ſie auf ein Brett neben einander gelegt und genau betrachtet, und es wird derjenige, der, ſelbſt ſchon mit dem Tode ringend, noch durch einen matten Flügelſchlag oder durch einen Verſuch zum Ausholen mit dem Schnabel oder mit dem Sporn ein Zeichen von dem letzten Aufflammen der Kampfluſt giebt, zum Sieger erklärt.

Die Kampfpreiſe und die Wettſummen, welche bei dieſem Sport auf's Spiel geſetzt werden, ſteigen oft zu einer unglaublichen Höhe. So iſt es wohl gekommen, daß auf einen einzigen Hahn fünftauſend Guineen geſetzt waren.

Edler als die eben geſchilderten ſind die Waſſerſpiele. Man rechnet dazu ſowohl die Schwimm- und Taucher-, als die Ruder- und Segelwetten. Der vornehmſte Schauplatz der Ruderwetten iſt die Themſe, ſowie der der letztern das Meer in der Nähe der ſchönen Inſel Wight. Für die Ruderwetten haben die Engländer den venetianiſchen Ausdruck „regatta“ angenommen. Es giebt ſehr ver-

ſchiedene Arten von Regatta's, je nach der Form und Größe der dabei angewandten Kähne und der dabei betheiligten Perſonen. Viele von dieſen haben ſich in Clubs, Geſellſchaften, vereinigt. Dieſe machen theils gelegentliche, theils ſogar jährlich wiederkehrende Wettfahrten mit einander. Sehr berühmt ſind die regelmäßigen Ruderwetten zwiſchen den Studenten von Oxford und Cambridge, welche zu den geübteſten Ruderern der Welt gehören.

Um an einem Beiſpiele zu zeigen, wie es bei einer engliſchen Regatta zugeht, will ich die zwiſchen den Eton- und den Weſtminſter-Boys, der ich unter verſchiedenen andern beiwohnte, zu ſchildern verſuchen.

Auf jedem Schiffe befanden ſich acht Ruderer und ein Steuermann, und es wetteiferten zwei Schiffe mit einander, von denen das eine „die jungen Aſpiranten für Waſſerruhm" von Weſtminſter, das andere „die Blüthe der Ruderer" von Eton enthielt.

Das Rennen ging diesmal von der Putney-Brücke der Themſe vier Meilen aufwärts. Es war das ruhigſte und ſchönſte Wetter von der Welt. Die Brücken- und Flußufer waren mit einer glänzenden Verſammlung bedeckt, und Alles, was nahe oder entfernt mit der Ruderwelt zuſammenhing, zeigte das eifrigſte Intereſſe und die geſpannteſte Erwartung für den kommenden Kampf.

Die Etonias waren mit ihrer alten, verehrten, dem Auge und Herzen ſo wohlthuenden blauen Flagge geſchmückt, während auch die Weſtminſterer durch ihr blaßrothes Abzeichen ſich nicht entſtellt glaubten.

Faſt das ganze Publicum nahm Partei für und wider, und faſt Alle, die Ruderer in den Booten, die Herren zu Pferde, die Damen in den Caroſſen, die am Ufer gelagerten Fußgänger, ſchmückten ſich entweder mit blauen oder rothen Bändern, je nachdem ihre Verwandtſchaft, ihre Erinnerungen oder ihre Vorurtheile ſie mehr für Eton oder für Weſtminſter ſtimmten.

Es gingen Leute umher, welche in Körben ſogar rothe und blaue Kokarden und Roſetten umhertrugen. Dieſe waren aus ſeidenen Bändern zuſammengenäht, und auf jeder war ein kleines ſilbernes Blättchen mit dem Wappen der beiden Schulen befeſtigt. Jeder dieſer Leute bot aber nur eine Farbe feil.

Auch von den anweſenden Dampfſchiffen, welche dem Rennen folgen wollten, hatte das eine die Eton-Flagge, das andere die Weſtminſter-Flagge aufgehißt.

Die beiden wetteifernden Boote waren in der Mitte des Fluſſes an zwei Brückenpfeilern aufgeſtellt. Mitten zwiſchen ihnen, an einem dritten Brückenpfeiler, lag das Boot eines Herrn, der das Signal geben ſollte. Ein viertes Boot enthielt den Kampfrichter und war gleichfalls von ausgezeichneten Ruderern bemannt.

Zu der feſtgeſetzten Zeit, um 6 Uhr, als die Fluth am höchſten ſtand und ein völliger Waſſerſtillſtand eingetreten war, wurde das Zeichen zur Abfahrt gegeben.

Sofort ſchoſſen die beiden Boote wie Pfeile von der Brücke ab. Beim Abfahren zeigten die Weſtminſterer eine etwas ruhigere, aber etwas weniger geregelte Kraftanſtrengung als ihre Gegner, und die Anführung, welche ſie gleich im Anfange übernahmen, war nur von kurzer Dauer.

Kaum waren die beiden ſchmalen Boote mit ihren muthigen Ruderern auf der Mitte des Fluſſes vorübergeſchoſſen, ſo ſetzte ſich auch Alles auf dem Fluſſe und an den Ufern in Bewegung. Die Boote ſchlüpften, dem Rennen folgend, auf den beiden Seiten der Themſe vorüber, und die plumpen ſchwerfälligen Dampfboote plätſcherten hinterdrein. Am Ufer galopirten die Reiter am Waſſer entlang, um noch bei Zeiten an dem Ziele, welches ein in der Nähe einer Kirche aufgeſtelltes Boot war, anzulangen.

Die acht Etonias mit ihrem Steuermanne hatten zuſammen ein Gewicht von 94 Stein, die Weſtminſterer dagegen wogen zuſammen nur 81 Stein. Jene waren alſo ſchwerere, ſtärkere und aus-

gewachsenere Leute, diese jüngere, kleinere und schwächere. Die gewichtigeren Etonias trugen den Ruhm des Tages davon.

Das Wetter blieb während der ganzen Zeit des Festes schön. Mit der entschiedenen Entschlossenheit, zu sterben oder zu siegen, bemühten sich die Leichten wie die Schweren auf's Aeußerste, einen Vortheil über ihre Gegner zu erringen, und sie hielten eine Zeitlang Nachen an Nachen neben einander.

Nach Zurücklegung einer Meile betrug der Vorsprung, den die Etonias hatten, schon anderthalb Bootslängen, aber sie vergrößerte sich auf eine schreckenerregende Weise, und am Ende der Bahn schossen die Etonias mit einem Vorsprunge von 12 bis 14 Bootslängen, oder von ungefähr 45 Secunden beim Zielschiffe vorüber.

Die Gewinner durchruderten den Raum von vier englischen Meilen in 24 Minuten und wurden von den Blaugeschmückten mit einem freudig jauchzenden Lebehoch begrüßt. Sie versammelten sich in einem Hotel am Ufer, wo bei Feuerwerk und Musik ein Mittagsmahl eingenommen wurde, das bis spät in die Nacht dauerte. Nur die Westminsterer waren am Abend zur gewöhnlichen Schulzeit wieder in ihrer Behausung.

Worin der Preis bestand, um den gerudert wurde, brachte ich nicht in Erfahrung, doch pflegt er entweder in einer Geldsumme, oder in einer Medaille, oder auch in einem silbernen Geschirre, einem Becher u. dergl. zu bestehen. Sehr gewöhnlich wird auch um den Besitz eines Nachens gerudert. —

Die wichtigsten, großartigsten und interessantesten aller Wasserspiele sind aber endlich die Segelkämpfe. Da dieselben natürlich sehr theuer sind, weil sie besondere Schiffe voraussetzen, so beschäftigen sich damit auch nur die reichsten und vornehmsten Leute. Sogar die Königin von England hat ihr eigenes Segelschiff zum Vergnügen, ihre „Victoria und Albert Dampf-Yacht."

Natürlich haben auch die Liebhaber des Segelns eigene Clubs gebildet. Die bedeutendsten derselben sind: der „königliche Themse

Yacht-Club," der „königliche südliche Club" und vor allen Dingen der erste und vornehmste von allen, „das königliche Geschwader." Die höchstgestellten Personen sind Mitglieder desselben und erfreuen sich als solche sogar besonderer Vergünstigungen fremder Mächte sowie des eigenen Staates.

Die Yachten des königlichen Geschwaders, so wie auch die der andern dieser Segel-Clubs, sind wahre Meisterwerke der Kunst und entzücken jedes Kennerauge. Ein Laie wird dies beim ersten Anblick nicht sogleich begreifen, denn sie stellen sich von außen nicht nur einfach und vollkommen alles Schmuckes bar, sondern fast ungefällig dar, indem sie aller Zierrathen entbehren, die man an gewöhnlichen Kauffahrern und Kriegsschiffen zu sehen gewohnt ist, und durchweg mit schwarzer Farbe angestrichen sind. Aber die Tüchtigkeit des Materials und die Zweckmäßigkeit der Form wiegen dies Alles auf. Die Bauart des Schiffes, die Segel, die Masten, das Steuer, dies Alles wird auf das Genaueste berechnet. Und dann fehlt es natürlich im Innern nicht an der wünschenswerthen Bequemlichkeit.

Die kleinsten Yachten haben eine Größe von wenigstens 30 Tonnen. Doch giebt es einige unter ihnen, welche bis zu 400 Tonnen hinaufsteigen. Auf den meisten hält und besoldet der Besitzer natürlich auch seinen eigenen Capitain und seine Schiffsmannschaft. Auch giebt es auf ihnen nicht nur Matrosen-Cajüten, sondern auch Herren- und Damen-Cajüten, Schlafcabinette für die eingeladenen Freunde, Küche und Gelaß für die Dienerschaft. Denn nicht nur sind die Wettfahrten, auf welche sie sich einlassen, oft an und für sich kleine Reisen, sondern die Herrschaften unternehmen auch zuweilen ziemlich große Seereisen zum Vergnügen mit ihren ganzen Familien und Freunden. So setzen sie zum Scherz nach Frankreich hinüber oder umsegeln England und landen in den schottischen Hochlanden. Ja zuweilen gehen diese Kreuzfahrten beinahe eben so weit, wie die jener begeisterten Ritter des Mittelalters, bis in's mittelländische Meer. —

II. Bilder aus dem holländiſchen Leben.

1. De Ruiters erſte Seeſchlacht.

(26. Auguſt 1652.)

Der Morgen des Schlachtentages brach an. Der Himmel ſchimmerte in reinem Blau; die See war glatt wie ein Spiegel, und nur, wenn von Zeit zu Zeit ein leiſer Luftzug die Waſſerfläche ſtreifte, zeigten ſich hier und dort einige Katzenpfoten. Umſonſt war bei dieſer Windſtille die verſuchte Annäherung an Englands Flotte; de Ruiter mußte ſich damit begnügen, jede leichte Briſe zu benutzen, um einige Spannen weiter zu kommen und bis auf Schußweite die Engländer zu erreichen.

Dieſe lagen ſtill und unbeweglich in dem heimiſchen Elemente. Es war eine ſtolze Reihe von Schiffen, einige und vierzig an der Zahl, alſo den Holländern um ein Bedeutendes überlegen. Auf dem linken, ſowie auf dem rechten Flügel lag ein Sechzig-Kanonenſchiff. Am Bord des „Alfred," eines Fregattenſchiffes von vierzig Kanonen, hatte der Vice-Admiral Georg Ascue ſeine Flagge aufgezogen.

Gegen drei Uhr Nachmittags friſchte die Briſe ſo ſtark auf, daß die holländiſche Flotte, kaum dreißig Schiffe groß, mit denen ſie noch einige ſechzig Kauffahrer beſchützen ſollte, vorrücken und eine Stellung einnehmen konnte. Der Commandeur hatte ſie in drei Geſchwader getheilt. Im Centrum befand ſich das Admiralſchiff

„Neptunus" von achtundzwanzig Kanonen, von deſſen Gallerie aus de Ruiter den Angriffsplan leitete. Das Geſchwader des rechten Flügels befehligte der zweite Commandeur, Capitain Joris Pieterſen van dem Brooke, am Bord des „Weſtergo;" auf dem linken Flügel hielt mit dem Dreißig-Kanonenſchiff „Rotterdam" der Schout-by-Nacht, Capitain Jan Aartſen Verhaaf. Bei jedem dieſer Geſchwader befanden ſich zwei Brander. Die Kauffahrer wurden ſorgfältig geprüft; zehn derſelben, welche wohlbewaffnet waren, ſtellten ſich in die Linie, die übrigen zogen ſich zurück, von dem „Erzengel Michael" und dem „Prinzen von Oranien," zwei leichtbewaffneten Schiffen, geſchützt.

Als Alles geordnet war, überflog de Ruiter die Linie noch einmal mit prüfendem Blicke und ertheilte dann den Schiffen das Signal „Vorwärts!" Die halbgeſenkten Marsſegel ſtiegen in die Höhe, die Schooten des Fock- und des Großſegels fielen vor, und mit ſcharfer Backſtagsbläſe ſetzten die holländiſchen Schiffe auf die engliſche Linie ein. Jedermann war auf ſeinem Poſten: die Toppgaſten in der Mars, die Zimmerleute bei ihren Kiſten, die Kanoniere auf den Schanzen und im Zwiſchendeck. Während dieſer haſtigen Beweglichkeit der holländiſchen Schiffe herrſchte auf der engliſchen Seite Todtenſtille, und als de Ruiter mit dem „Neptunus" die Linie zu durchbrechen ſuchte, ſchlug der Wachtmann auf Georg Ascue's Schiff das achte Glas der Nachmittagswache, als ob es im tiefſten Frieden in dem ſicherſten Hafen läge.

Die beiden Admiralſchiffe liegen einander gegenüber und begrüßen ſich ſogleich mit der glatten Lage; zur ſelben Zeit beginnt das Gefecht auf allen Theilen der Linie. Der Angriff, von beiden Seiten wohl überlegt, wird mit dem größten Eifer fortgeſetzt, und bald iſt Alles rings umher in einen ſolchen Pulverdampf gehüllt, daß jedes Schiff nur auf das ihm zunächſtliegende zu ſehen vermag; die obere Leitung hört auf, und jeder Capitain iſt ſich ſelbſt überlaſſen.

Plötzlich frischt der Wind mächtig auf und reißt die starre Wolke auseinander. Ein flüchtiger Blick ist den Niederländern auf die Linie Englands gegönnt, und es zeigt sich, daß diese fast überall angegriffen ist. Da segelt der Ostindienfahrer „Strauß," befehligt von dem tapfern Friesen Douwe Aukes, auf den noch am wenigsten bedrängten Theil der englischen Linie ein.

„Hurrah, Jungens!" ruft Capitain Aukes, den Hut schwenkend. „Acht auf die Geschütze! Wir wollen uns ein Paar von diesen schmucken Kerlen als Prisen ausbitten und sie vorher ein wenig mit unseren Kugeln anbohren! Bramsegel auf!"

Nur mit Zagen haben die Matrosen des Ostindienfahrers die Befehle des Capitains vollzogen. Sie murren bei jeder neuen Ordre und brechen zuletzt in offenen Widerstand aus.

„Nein, wir brauchen's nicht!" rufen Einige. „Wir sind im Dienst der Compagnie, und nicht der Staaten! Was haben wir davon, wenn sie uns Arm und Bein zerschießen?"

„Laß' die Holländer für sich selbst sorgen!" sagt ein Zweiter. „Ich bin ein Franzose und kümmere mich den Teufel um ihre Schlachten!"

„Und ich bin ein Russe!"

„Und ich ein Deutscher! Hamburg ist mein Vaterland! Wäre ich in Hamburg!"

„Was giebts da?" ruft plötzlich eine Donnerstimme, und die Riesengestalt des Friesen-Capitains steht zwischen den Meuterern. Er ergreift die ihm zunächst Stehenden und schlägt ihre Köpfe so heftig zusammen, daß sie besinnungslos hinfallen. Wollt Ihr nicht fechten, Ihr Hunde? Wartet! Ich will Euch die Courage einpumpen! Redet nur ein Wort! Wollt Ihr jetzt oder nicht?"

Aber von allen Enden des Verdecks, aus den Marsen und vom Zwischendeck herauf schreit es wie aus einem Munde: „Nein! Nein!" und die Aufregung wird so allgemein, daß selbst der Mann

am Steuer ſeine Pflicht vergißt und das Schiff in den Wind giert.

Der Capitain ſteht einen Augenblick lang ſtarr, und während das Geſchrei um ihn her immer heftiger wird, wurzelt ſein Auge feſt am Boden. Aber plötzlich reißt er ſich empor; einen Blick der grenzenloſeſten Verachtung wirft er auf die tobenden Matroſen, und nach dem Hinterdeck ſpringend, ruft er: „Wenn Ihr Hunde nicht mit mir fechten wollt, ſo ſollt Ihr mit mir tanzen!“ Er reißt einem Kanonier die brennende Lunte aus der Hand und fliegt dem Eingange der Cajüte zu: „Nun, meine Jungen, wie iſt's? Habt Ihr Luſt zu einem tüchtigen Sprunge in's Blaue hinein, ſo ſagt's, und ich ſpringe mit Euch; ſonſt aber liegen dort die Engländer! Beſinnt Euch ſchnell, die Pulverkammer iſt nicht weit!“

Eine tiefe Stille herrſcht auf dem Verdeck.

„Schnell, Leute! Ohne Umſtände! Ich bin zur Hand, und die Lunte brennt. Hört Ihr's, wie es d'rüben donnert? Das iſt ein luſtiger Todtengeſang! Gute Nacht!“

Er iſt im Begriff, die Cajüte hinabzuſteigen, als der Hochbootsmann aus dem Kreiſe der Matroſen tritt, die ſchon lange mit einander flüſterten. „Mit Verlaub, Capitain! Könnt Ihr uns unſere Dummheit vergeben?“

„Das kann ich, wenn Ihr Euch beſonnen habt! Was wollt Ihr denn nun eigentlich?“

„Fechten, Capitain! Hurrah unſere Flagge!“

„Hurrah!“ ruft Douwe Aukes und ſchwingt die Lunte um ſeinen Kopf. „Strafft die Marsſiegelfalle und holt die Fockſchoote an. Einen halben Strich anlufen am Steuer, da hinein zwiſchen die beiden Engländer! Hurrah! Stramm geht er! Acht auf die Kanonen!“

Der „Strauß“ rückte raſch vor und ſchoß zwiſchen die bezeich-

neten Fahrzeuge der engliſchen Linie, die von den Matroſen mit Jubelgeſchrei begrüßt wurden.

„Wohlgethan!“ rief der Frieſe. „Feuer! Werft das große Marsſegel back und viert die Klüverſchoote ab! — Feuer! — Das Schiff ſteht! — Feuer! Hurrah!“

Die Geſchütze des Oſtindienfahrers donnerten über die See hin, und die Kugeln bohrten ſich feſt in das engliſche Plankenwerk. Die Schüſſe waren ſo wohl gezielt und trafen ſo ſicher, daß ſchon nach der dritten Lage die Seitenborde klafften und das Waſſer von allen Seiten hineinſtrömte, ſo daß ein großer Theil der Leute von den Geſchützen und Segeln weggenommen und an die Pumpen commandirt werden mußte. Aber nur kurze Zeit vermochten ſie den Kampf mit dem Elemente zu beſtehen; das Waſſer ſtieg immer höher, und beide Schiffe ſanken bis zur Deckslaſt unter, während die Matroſen ſich in die Böte oder in die offene See ſtürzten.

„Hurrah!“ rief Douwe Aukes. „Die haben wir beſorgt! Jetzt iſt freie Fahrt! Haltet die Ruderpinne feſt! Steuert Cours auf das offene Waſſer hinaus, damit wir ſehen, wo unſere Hilfe ſonſt Noth thut! Jungens! Einen Schluck Genever! Was iſt beſſer, fechten oder tanzen?“

„Fechten!“ riefen Alle wie aus einem Munde, und der Utkiekmann meldete: „Segler am Bug!“

„Hollah! Ahoi!“ rief Douwe Aukes herüber. „Wen haben wir da? Alle Wetter! Das iſt de Ruiter! Friſch, Jungens! Hurrah!“

„Hurrah!“ erſcholl es von dem Schiffe des Commandeurs, und der Frieſe rief: „Alles wohl bei mir! Zwei Engländer habe ich in den Grund geſchoſſen, und die Paſſage iſt frei.“

„Dank für die gute Botſchaft!“ antwortete de Ruiter. „Mein „Neptunus“ war der Erſte, wie es ſich für ſo'n Heidenkerl von Gott gebührt! Aber noch ſind wir nicht am Ende! Dort ſteuert Lord

Aocue; er hat es auf unſer Centrum abgeſehen und will durch, um unſere Kauffahrer zu ſchädigen; nicht umſonſt hat er die Brander an ſich gezogen. Ich will ihm dieſen Biſſen verſalzen! Haltet Ihr mit?"

„Ich halte!" rief Douwe Aukes jubelnd. „Mylord Admiral, meine Kanonen ſprechen frieſiſch! Feuer! Ha! ha! ha! den Beſanbaum gerade durchgeſchoſſen und Sr. Herrlichkeit vor die Füße geworfen. Fünf Gulden zahle ich für den Schuß!"

Mit vollen Segeln drangen der „Neptunus" und der „Strauß" auf das engliſche Admiralſchiff ein; dieſes nahm den Kampf an, und bald war wieder Alles in dichten Pulverdampf gehüllt.

Während die Schlacht ſich im Centrum und zu beiden Seiten deſſelben möglichſt zu Gunſten der Niederlande ſtellte, hatten die äußerſten Enden der holländiſchen Linie weniger Ausſicht auf einen glücklichen Erfolg. Die beiden Sechzig-Kanonenſchiffe, welche dieſen Stationen engliſcher Seits gegenüber lagen, unternahmen einen heftigen Angriff; das Feuern wurde faſt keinen Augenblick unterbrochen, und die Seeſoldaten, welche mit trefflichen Büchſen bewaffnet in der Mars lagen, zielten ſo gut, daß ſie den Holländern manchen tüchtigen Mann wegſchoſſen.

Eine dieſer Büchſenkugeln fliegt auf das Hinterdeck des Schoutby-Nacht-Schiffes „Rotterdam" und reißt den Capitain Jan Aartſen Verhaaf zu Boden.

Ein Schreckensruf hallt über das Verdeck hin; der erſte Lieutenant, ein junger Mann von kaum zwanzig Jahren, eilt herbei und wirft ſich neben dem Verwundeten auf die Kniee: „Vater! Um Gotteswillen, lieber Vater! Ihr ſeid verwundet?"

Mit emſiger Sorgfalt beſchäftigt ſich der Sohn um den Vater, aber Niemand achtet unterdeſſen auf das Schiff; die Kanonen des „Rotterdam" ſchweigen, während die ſechzig Kanonen des gegenüberliegenden „Seymour" ein ſtarkes Feuer eröffnen und das hol-

ländiſche Flügelſchiff furchtbar zurichten. Da ſchlägt der Verwundete die Augen auf und blickt umher. Er überſchaut die Lage der Dinge mit einem Blicke; lächelnd drückt er dem Sohne die Hand und flüſtert ihm zu: „Ich danke Dir, Jan!“ dann aber ſpricht er ernſt: „Achte auf des Landes Dienſt!“

Der Lieutenant umarmte den Vater, dann ſprang er auf die Schanze, und während einige Matroſen den Verwundeten in ſeine Cajüte trugen, führte Jener das Commando weiter. „Rächt meinen Vater, der auch Euch ein Vater war!“ rief der Lieutenant. „Feuer!“

Die Matroſen des „Rotterdam“ gehorchten willig dem jugendlichen Führer. Unerſchrocken, nicht achtend den ſicheren Tod, der ihnen aus den ſechzig Feuerſchlünden des „Sewmon“ entgegenflog, drang ihr Schiff auf dieſen ein und lag ihm nahe zur Seite, als der „Oranienbaum“ und der „Friede“ erſchienen, um ihn zu entſetzen.

„Hurrah! Hurrah!“ erſcholl es am Bord des „Strauß,“ und „Hurrah! Hurrah!“ erſcholl es am Bord des „Neptunus.“ Das engliſche Admiralſchiff war furchtbar zugerichtet; es zog ſeine Marsſegel auf, ließ ſie von dem Winde faſſen und jagte zwiſchen den beiden Holländern mitten durch auf die hohe See hinaus.

„Da läuft er! de Ruiter! da läuft er!“ ſchrie Douwe Aukes durch ſein Sprachrohr hinüber. „O Ihro Herrlichkeit! Lade Euch auf ein Glas Capwein zu Gaſt! Ha! Ha! Ha! Mylords Hochmuth iſt klein genug, davon zu laufen! De Ruiter! Hier iſt gut aufgeräumt! Seht! ein, zwei, drei Engländer hinter ihrem Admiral her! Sie haben ihm etwas zu ſagen vergeſſen und wollen's ihm an Bord bringen, ehe die Sonne untergeht! Sollen ſie ſo davonkommen?“

„Ihnen nach, Douwe Aukes!“ rief de Ruiter. „Sankt Peter“ und „Gelderland“ ſollen Dir folgen. Gieb wohl Acht, daß Du ſiehſt, wo ſie bleiben!“

Douwe Aukes antwortete mit einem lauten Hurrah und ſetzte Cours auf den Spiegel des engliſchen Admiralſchiffes. De Ruiter ließ vom Winde abfallen, ſchickte dem Frieſen die genannten Schiffe zur Hilfe und hielt nach dem rechten Flügel ab, wo die Kanonade ſchwächer wurde und die Holländer zu weichen begannen. Ueberall war der Sieg ſonſt erfochten, keines der engliſchen Schiffe hielt mehr Stand; die meiſten ſuchten den Hafen von Plymouth zu erreichen, während die übrigen ohne Ueberlegung in den dämmernden Abend hineinſteuerten, um nur aus dem Bereiche der ſiegreichen holländiſchen Schiffe zu kommen. Aber auf dem rechten Flügel lag das engliſche Linienſchiff „Centaur" von ſechzig Kanonen, dem „Weſtergo" des Vice-Commandeurs Joris Pieterſen gegenüber und hatte die geringen Mittel deſſelben faſt erſchöpft. Schon ward das Feuer des Niederländers ſchwächer, und es war die Rede davon, ob man die Flagge ſtreichen oder das Schiff in die Luft ſprengen ſolle, als ſich der Commandeur, der krank darnieder lag, von vier Matroſen auf das Verdeck tragen ließ.

„Werdet nicht läſſig, Holländer," rief Joris Pieterſen, ſich mühſam aufrichtend. „Hier bin ich, mitten unter Euch! Bisher war die Krankheit mein Herr, aber nun habe ich ſie beſiegt, und ſie ſoll mir Nichts anhaben. Hurrah, Leute! Noch einmal an die Kanonen! Jetzt muß uns Sieg werden!"

Die Matroſen ſtürzten ſich wieder auf die Schanzen und in das Zwiſchendeck; die Schlacht begann auf's Neue, und während die Geſchütze unausgeſetzt donnerten, rückte das Schiff ſelbſt dem „Centaur" ſo nahe, daß dieſer ſich entſchließen mußte, zurückzuweichen, um Raum zum Schlagen zu behalten.

„Tragt mich oben auf das Dach der Hütte!" befahl Joris Pieterſen, „damit ich Alles ſehen kann, Alles! Da läuft er ſchon! Gönnt ihm den Raum nicht! Ha, da kommt Entſatz!"

Und auf der anderen Seite des Engländers erſchien der „Neptu-

nus." Von beiden Seiten angegriffen und eingeschlossen, folgte der „Centaur" dem Beispiel seiner Freunde; seine Masten bedeckten sich von oben bis unten mit Leinwand, und er flog vor dem Winde hin, während der „Neptunus" in sein Kielwasser lenkte.

Auf dem Gesichte Joris Pietersen's strahlte ein seliges Lächeln; er sah seine Officiere um sich versammelt und reichte ihnen die Hand: „Ich sterbe auf dem Meere, dem ich gedient mein Lebelang! Ich sterbe leicht, denn kein Auge weint um mich daheim! Ich sterbe glücklich, mitten im Siege, mitten im Jubel des Kampfes! Wenn Ihr mich begrabt, legt mir einen schweren Stein zu Fuß und zu Häupten, damit die Wellen mich nicht wegreißen von diesem Siegesplatz! — Grüßt unseren Commandeur!" Er schloß die Augen und sank auf sein Lager zurück. Die Officiere standen tiefbewegt umher.

Bei einbrechender Dunkelheit hatte de Ruiter die Verfolgung aufgegeben. Er erfuhr das nahe Ende seines Nächst-Commandirenden und begab sich zu ihm. Die Hand des Sterbenden fand er, beugte er sich über ihn und sagte: „Joris Pietersen, mein Freund! Bist du schon hinüber? Joris Pietersen!"

Der Sterbende schlug noch einmal die Augen auf, lächelte dem Freunde zu, lispelte „Sieg!" und hauchte seinen Geist aus.

De Ruiter war tief bewegt: „Er ist hinüber! Wohl ihm! Wer weiß, ob uns einst ein so beneidenswerther Tod beschieden ist! Mitten im Kampfe! Im ersten Rausche des glücklich errungenen Sieges!"

Er kehrte gedankenvoll an Bord seines Schiffes zurück. Hier hatten sich fast alle Capitaine eingefunden und jubelten ihm entgegen: „Heil de Ruiter! Heil dem Sieger von Plymouth! Heil!"

Aber er wies die Männer ernst zurück und sagte: „Nicht mir, nicht Euch verdankt Holland diesen Sieg. Wir stritten gegen eine große Uebermacht, mit geringen Mitteln gegen die wohlgerüstete Flotte Englands! Mit uns war Gott der Herr sichtbarlich, ihm danken wir allein den Sieg! Ihm sei allein die Ehre!"

De Ruiter entblößte sein Haupt und kniete nieder; die Capitaine und Officiere, die Matrosen und Soldaten folgten seinem Beispiel. Der Geistliche des Schiffes trat in die Mitte und sprach ein inniges Dankgebet. Dann stimmte er einen feierlichen Lobgesang an, und dieser verbreitete sich von Schiff zu Schiff bis zu den fernabliegenden Kauffahrern. Die Luft war still und ruhig; einzelne Sterne blinkten; am westlichen Horizont verschwamm der letzte Schimmer des Tages; das Meer rauschte leise auf, und die schweigende Nacht umhüllte das All mit ihrem undurchdringlichen Schleier.

2. Die holländischen Schleussen.

Die französischen Vorposten standen bereits über Norden hinaus. Ein Trupp Reiter hatte sich um ein helles Feuer gelagert; man rückte die Kessel näher, rupfte einige Hühner und schlachtete ein Kalb, willkommene Beutestücke, die so eben von einem Streifzuge eingebracht waren. Die Sonne berührte mit dem unteren Rande den Horizont, und die weite Landschaft glühte im röthern Scheine. Das Gras auf den Wiesen war welk, und die breiten Gräben, welche sie durchschnitten, bis auf den letzten Tropfen ausgetrocknet.

„Ventre Saint Gris!“ rief ein bärtiger Reiter, „das wird eine leckere Mahlzeit, wie uns lange keine zu Theil geworden, denn die guten Bissen werden bei diesen Mynheers verdammt schmal!“

„Müssen ihnen einmal wieder das Fell ausklopfen,“ antwortete einer von Condé's schwarzen Mousquetaires, „damit sie ein wenig geschmeidiger werden! — Da, dieses Faß mit Branntwein habe ich von einem ketzerischen Pfaffen erpreßt, der bei Seele und Seligkeit betheuerte, er habe keines Strohhalmes Werth mehr in seinem Hause.“

„Laßt uns gleich versuchen, was es für eine Art Stoff ist!“ sprach der Reiter. „Ich gebe den Braten, Du giebst den Trunk,

das ist kameradschaftlich; Teufel das ist stark! Giebt's hier nicht einen Schlauch voll Wasser, um eine gute Mischung daraus herzustellen?"

„Wasser? Ich glaube, man könnte hier zwanzig Fuß tief graben, ehe auch nur ein Tröpfchen aus dem Lehm hervorsickerte. Seit Mittag haben wir nichts mehr in den Schläuchen, und immer bleibt die Zufuhr aus."

„So müssen die Sappeurs darnach graben! He, Hollah!"

„Horcht! Stille da, einen Augenblick! War es mir doch, als donnere es."

„Ihr seid nicht klug, Sergeant! Donnern, bei dieser schönen heitern Luft?"

„So hört doch nur hin! Sperrt die Ohren auf. Ist das kein Donner?"

„Nein! Donner ist es nicht! Aber ein eigenthümliches dumpfes Rauschen. Es scheint auch, als ob es immer näher käme. Was mag es sein?"

Die Soldaten hatten das Faß, sowie die Bratenwender verlassen und steckten die Köpfe zusammen.

„Mort de ma vie!" rief der Mousquetaire, „wenn es nicht ganz unmöglich wäre, so wollte ich einen Eid schwören, das sei Wasser."

„Wasser! Ha! Ha! Wo soll hier Wasser herkommen? Und mit solchem Getöse! Ihr seid nicht klug. Was sagt Ihr, Jerôme?"

Jerôme, ein kräftiger Büchsenspanner, der aus der Bretagne gebürtig war und längere Zeit das Fischerhandwerk getrieben, hatte sich auf seine Büchse gestützt und horchte angestrengt hin. „Das ist doch Wasser! Bei der unbefleckten Jungfrau Maria, so wahr ich selig zu werden hoffe, das ist Wasser! Gerade so brauste und zischte es, wenn ich Nachts in meiner Fischerbarke aufwachte, und die einsetzende Fluth gegen die Ufer heranrauschte. Dann war immer bald darauf der Teufel los, und es passirte irgend ein Unglück, woran

vorher Niemand gedacht hatte. Hilf uns, Gott! ich glaube, hier ist es auch nicht geheuer."

Er blickte scheu um sich, und Alle folgten seinem Beispiel; die Furcht ist ansteckend.

Die Dämmerung brach tiefer herein. In geringer Entfernung von dem Vorposten zog ein Trupp Flüchtlinge die Straße. Man hatte sie von Haus und Hof vertrieben, und sie wanderten mit der mühsam geretteten Habe in das ungewisse Elend.

„Da ist frische Beute!" rief ein halbbetrunkener Reiterknecht. „Wer geht mit? Wir theilen Alle?"

„Steh still, Kerl!" rief der Bretagner, ihn beim Schopfe fassend und zu Boden werfend. „Willst rauben und plündern in dem Augenblick .... Horcht! — Da braust es stärker gegen uns heran, und die Dämmerung bricht so schnell herein, daß man in der nächsten Entfernung nichts mehr zu erkennen vermag. — Laßt die Leute da ihres Weges ziehen und gebt ihnen lieber noch einen Zehrpfennig mit auf den Weg. Horcht! Horcht! Abermals! Das ist die See, die schäumende See! Sancta Maria! Ora pro nobis!"

Der Bretagner warf sich in die Knie und betete eifrig. Mehrere folgten seinem Beispiele; die übrigen steckten die Köpfe zusammen und flüsterten mit einander. Keiner wagte ein lautes Wort.

Da sprengte ein Reiter die Straße nach Norden entlang; er trug die Uniform der Turenne'schen Leibtrabanten und kam hart an den Vorposten vorüber.

„Helft Euch selbst! Rettet Euch, so gut Ihr könnt," rief er, einen Augenblick anhaltend. „Alles ist verloren."

„Was giebt's, Kamerad? Was ist geschehen?"

„Die Schleusen sind geöffnet," rief er im Weitersprengen. „Von allen Seiten dringen die Meereswellen durch Dämme und Deiche herein. Ganz Holland geräth unter Wasser, und wir müssen Alle jämmerlich ertrinken."

Der Reiter flog seine Straße dahin, gespornt von Angst und Entsetzen, geleitet von dem Weheruf der zurückbleibenden Soldaten.

„Helft! Helft! — Laßt uns eilen, davon zu kommen. Her meinen Mantelsack! — Um Gotteswillen schnell! — Die Wellen sind schon hinter uns her!“ So riefen die Soldaten in wilder Hast durcheinander, ihre Habseligkeiten zusammenraffend und in blinder Unordnung dem Reiter folgend, der schon längst hinter den aufsteigenden Nebeln verschwunden war.

Die Gräben und Canäle waren gefüllt, aber das Wasser ruhte nicht darin, wie eine heitere Spiegelfläche; es tobte und wüthete, als ob es vom Gewitterſturme gepeitscht und aufgerüttelt würde, es stieg Zoll um Zoll, Fuß um Fuß bis über den Bord hinaus und überströmte Gärten und Felder, Moor und Wiesen.

Ein Dorf lag an der Straße, vom Silberschimmer des Mondes übergossen. An dem letzten Hause desselben pochte ein Mann: „He, Hollah! Aufgemacht!“

„Was giebt's draußen?“

„Steht auf! Eilt Euch! Die See kommt in's Dorf!“

„Ihr seid verrückt!“

„Sie kommt, sage ich! Ich bin's, Nachbar Sterm. Hört Ihr's denn nicht donnern? Ich muß die Andern wecken.“

Und weiter eilte er, die Dorfstraße entlang, über den Kirchhof weg, zum Thurm nach dem Glockenstrang greifend. Auch von anderer Seite her ist die Warnung erschollen; Lichter blitzen auf; die Wasser rauschen durch die Nacht heran, und der weiße Gischt spritzt hoch empor; das Sturmläuten tönt bang und schaurig und mischt sich mit dem Angstgeschrei der Weiber, die hinausstürzen in's Freie, rath- und hilflos nach den Männern rufend und angstvoll die Kinder suchend, die sie selbst in den Häusern zurückgelassen haben.

„Wohin ziehen wir in der Nacht mit den Kranken und Preßhaften, Nachbar?“

„Ich weiß nicht! Laßt's den Prediger ſagen oder den Schulzen. Mein Verſtand iſt hin!“

„Helft mir mein krankes Weib forttragen, Nachbar Klaus! Sie jammert ſich zu Tode!“

„Seht Ihr nicht, daß ich auf jedem Arme eines meiner gebrechlichen Kinder habe? Helft Euch ſelbſt.“

„Ach Gott, ach Gott! Ich armes Weib! Mein Spinnrad ſteht noch darin, und der ganze Rocken iſt noch voll Flachs. Wo geht es denn nun hin?“

„Dort hinauf nach Vockholt zu!“

„Nein! Da nicht! Da iſt's Unheil auch ſchon,“ ſagt der Schulze, „wir ſollen hier links gehen nach Aartendal.“

„Geht Ihr links, ich gehe zum Vetter nach Vockholt.“

„Und ich da hinaus. — Laßt mich los, alter Weber, und hängt Euch ſonſt wo an; hier iſt ſich Jeder ſelbſt der Nächſte!“

„Wie das brauſt! Es wird uns über dem Kopfe zuſammenſchlagen, ehrwürdiger Herr!“

„Muth, meine Kinder!“ rief der Prediger. „Wir ſuchen die Straße nach Amſterdam!“

Und in Zeit von einer Stunde war eine ganze friedliche Einwohnerſchaft aus ihrer Heimath vertrieben; klagend und weinend ſuchte Jeder die von ihm gewählte Straße, aber die raſtloſen Fluthen waren ihnen zuvorgekommen, ſie verſchlangen die Straßen und ſprengten Brücken und Dämme. Zwiſchen Hecken und Zäunen hindurch gleitet ein lecker Kahn; ein flüchtig zuſammengebundenes Floß, mit Menſchen beſäet, treibt mit dem Strome hin; ſie wenden ſich rückwärts, aber der Abſchiedsblick fällt nicht mehr auf den heimathlichen Herd; die unbarmherzigen Wellen haben ihn ſchon verſchlungen.

Der Tag bricht an und beleuchtet ein thränenwerthes Schauspiel; ringsumher, so weit das Auge reicht, eine schäumende See, mit Leichen und Trümmern besäet. Die Klage des Menschen ist verstummt, aber die Wuth des entfesselten Elementes, mit dem sich der Sturm verbündet, ist noch nicht gebrochen. Die Wogen thürmen sich übereinander; sie verschlingen die Dörfer und rauschen durch die Straßen der Städte. Die Lager des Feindes verschwinden; seine Reiterschaaren sprengen in wilder Unordnung dahin; die gefürchteten Armeen Ludwigs XIV. ziehen sich immer weiter nach den Grenzen. Die Holländer stehen keinem Feinde mehr gegenüber; ihnen gehört der Kampfplatz; aber dieser ist Nichts als eine öde Wasserwüste.

3. Heldentod zur See.

Angestrahlt vom jugendlich-frischen Morgen wogte das mittelländische Meer um das blühende Gestade Sicilien's. Die Luft war von Balsamdüften durchhaucht, und der Delphin glitt leise durch die tiefblauen Wellen.

Es war der 25. April. Auf der Höhe von Catanea, im Angesichte des rauchenden Aetna, schwamm die französische Flotte, die den Hafen von Syrakus verlassen hatte, um dem holländischen Admiral, der auf dieser Höhe kreuzte, abermals die Schlacht zu bieten.

Auf dem voransegelnden Schiffe „Le Saint Esprit," einem Dreidecker von neunzig Kanonen, befand sich der Admiral Duquesne, dem der Ober-Befehl dieser Station anvertraut war. Ihm folgte zunächst „Le Saint Michael," unter dem Commando des Marquis de Preuilly d'Humières und der Capitain Beaulieu mit dem Neunzig-Kanonenschiff „Le Conquérant." Zwanzig andere Schiffe folgten in majestätischer Haltung, und die beiden Brandschiffe „Notre-Dame de Lumière" und „Notre-Dame de Chapelet" machten den Beschluß.

Dieser wohlgeordneten Streitmacht entgegen segelte der holländ-

diſche Admiral de Ruiter mit ſeinen achtzehn Schiffen. Ihm zunächſt hielten der Vice-Admiral de Haan und die Capitaine Graf Stierum und Miegang. Die Briſe war nur mäßig, und die Segel hielten ſich kaum gefüllt; obgleich beide Flotten einander entgegen ſegelten, kamen ſie ſich doch nur langſam näher. Die Spanier hielten ſich mit ihren Fahrzeugen bedeutend im Luf.

Nachmittags um 4 Uhr befand ſich de Ruiter dem franzöſiſchen Admiralſchiffe gegenüber. Die beiden Befehlshaber erwieſen ſich den üblichen Ehrengruß, und ſogleich begann der Kampf mit eiſerner Hartnäckigkeit. De Ruiter ſtand hochaufrecht inmitten des furchtbaren Kugelregens, ebenſo Duquesne; ſie wichen nicht von dem Ehrenplatze und leiteten die Schlacht mit ihren Blicken.

Der Capitain des holländiſchen Admiralſchiffes, Gerhard Kallenburg, trat zu dem Admiral: „Wenn meine Bitten etwas über Euch vermögen, edler Herr, ſo verlaßt dieſe Stelle; Ihr ſetzt Euch allzuſehr aus, und wie ich behaupten mag, ohne Noth. Der Kampf iſt durchaus regelmäßig, und unſere Schiffe ſind durch Nichts bedroht. Laßt mich einen Augenblick Eure Stelle einnehmen.“

„Mit nichten, Capitain!“ antwortete de Ruiter ſchnell. „Laßt mich auf meinem Platze. Hurrah, meine Jungen; Ihr ſchlagt Euch tapfer für des Landes Ehre! Bald werden wir entern können. Wer kommt da?“

„Das iſt die Fregatte des Ritters Tourville, Herr Admiral! Es iſt einer der tapferſten Officiere Frankreichs. Capitain de Wildt bietet ihm die Spitze.“

„Mein wackrer de Wildt wird ſchon fertig mit ihm,“ entgegnete de Ruiter lächelnd. „Was iſt die Glocke, Capitain Kallenburg?“

„Gerade fünf Uhr, Herr de Ruiter, der Mann am Steuer wendet das Glas.“

„So ſchlagen wir eine Stunde! Wenn abermals eine Stunde vorüber ſein wird ....“

Der Admiral unterbrach ſich; eine Kugel war über das Deck geflogen und ſchlug an: „Weh! Was iſt das!“

„Um Gotteswillen, Herr de Ruiter!“ rief der Capitain erbleichend. „Ihr ſeid . . . .“

„Bleibt ſtill!“ befahl de Ruiter leiſe. „Kommt näher, damit ich mich auf Euch ſtütze, ehe Jemand etwas merkt. — Feuer! Hurrah!“

Der Capitain war ſeinem Führer ganz nahe getreten und ſtützte ihn, ſoviel er es vermochte. „Wie fühlt Ihr Euch, edler Herr!“ —

„Gut! — Recht gut, mein Junge! — Aber . . . Was iſt das? Mir dunkelt's vor den Augen! Helft!“ Und mit dieſen Worten ſank er ohnmächtig zuſammen.

„Der Admiral iſt verwundet! Der Admiral iſt verwundet!“ ertönte es gleich darauf vom Halbdeck bis zur Schanze. Vom erſten Officier an bis zum letzten Decklauſer trat dieſe Nachricht wie ein Todespfeil in jedes Herz; aber außer ſich über ein ſolches Leid, verdoppelte Jedermann ſeine Anſtrengungen, und die Franzoſen wurden mit zweifacher Wuth angegriffen.

Michael de Ruiter ward in ſeine Kajüte hinabgetragen; die Aerzte eilten zu ſeiner Hilfe herbei. Sein linker Fuß war zerſchmettert, und im Niederſtürzen hatte er ſich am Kopfe bedeutend verwundet. Er litt die heftigſten Schmerzen, als man ihm den Verband anlegte; aber er verzog keine Miene und bat die Umſtehenden freundlich, ſie möchten ſich doch nur ſeinetwegen nicht ängſtigen.

Auf allen holländiſchen Schiffen war nach und nach die Trauerkunde angelangt, und mit der heftigſten Erbitterung warfen ſich Soldaten und Matroſen dem Feinde entgegen; die franzöſiſche Linie ward zum Weichen gebracht, und als die Schlacht vier volle Stunden gedauert hatte, mußte der ſtolze Duquesne es über ſich

gewinnen, den Befehl zum Rückzuge zu ertheilen. Die Franzosen machten Segel auf und trieben mit dem Winde ab, nicht ohne von den Holländern lebhaft verfolgt und angegriffen zu werden.

Unterdessen war das holländische Admiralschiff nach dem Hafen von Syrakus abgegangen und legte sich hier vor Anker, indem man jedes mögliche Mittel aufbot, um die Schmerzen des geliebten Verwundeten zu lindern und jede Gefahr, die ihn etwa bedrohen könnte, abzuwenden. Drei Tage gingen unter Angst und Schrecken, unter Hoffen und Erwarten vorüber.

Mit Rührung sah de Ruiter die Bemühungen seiner edlen Freunde, die sich mit ängstlicher Sorgfalt um ihn beschäftigten; sein Blick ruhte auf ihren verstörten Gesichtern, und er konnte den Thränen nicht wehren. „Ich danke Euch, Kinder," sprach er matt. „Ihr sollt Euch nicht über die Gebühr um mich bemühen. Geht und ruht aus von Eurem schweren Tagewerk. Gerhard Kallenburg, bleibt Ihr bei mir."

Die Uebrigen entfernten sich, und der Capitain ließ sich am Bette des Admirals nieder: „Ich habe sie fortgeschickt, Gerhard, um mit Euch allein zu sein. Es ist ja doch Alles umsonst."

„Das wolle Gott nicht, daß ihr so trüben Gedanken Raum gebt!" sprach erschrocken der Capitain.

„Es ist aber so. Jetzt erfüllt sich die dunkle Ahnung, die in mir aufstieg, als ich die holländische Küste vor meinen Blicken entschwinden sah; ich wußte wohl, daß ich sie nicht wiedersehen würde."

„Laßt Euch nicht von einer so finstern Ahnung beherrschen."

„Finster? Es wird vielmehr Tag! Bisher lag es wie Blei auf meiner Brust. Ich konnte die Last nicht loswerden, die mich niederbeugte; jetzt ist sie abgewälzt. Ich weiß, daß ich hier sterben werde. Laßt mir den Westhovius rufen."

Der Capitain that, wie ihm geheißen wurde; dann kehrte er zu dem Krankenbette zurück.

„Ihr ſollt nun auch geben, mein Freund," ſagte de Ruiter: „denn zu dem, was ich Gott in meiner Todesſtunde vertrauen will, brauche ich keinen weltlichen Zeugen. Haltet Euch aber mit den Uebrigen in der Nähe auf, damit ich Euch noch einmal ſehe, bevor ich ſcheide."

Kallenburg that, wie ihm geheißen wurde, und machte Raum für den Prediger Weſthovius, der ſo eben in die Kajüte trat.

„Kommt näher, ehrwürdiger Herr!" ſprach de Ruiter langſam, „ich will in Eurer Gegenwart mich zum Tode bereiten. Ihr glaubt doch an meinen Tod?"

„Ja!" ſprach mit tiefer Rührung der Geiſtliche. „Ich glaube daran! Der Herr, der über Leben und Tod gebietet, ſetzt Eurem Laufe das Ziel; hier iſt das Ende Eurer irdiſchen Laufbahn!"

„Ich wußte es wohl."

„Selig ſind, die in dem Herrn ſterben," ſprach Weſthovius, „und das thuſt Du, edler Held, denn Du haſt dem Herrn gelebt. Ueber ein Kleines wirſt Du ſeine Stimme vernehmen, und er wird Dir ſagen: Wahrlich ich ſage Dir, noch heute wirſt Du mit mir im Paradieſe ſein."

„Das iſt mein Troſt und meine Zuverſicht! Ich bin mir bewußt, daß ich mich nie meines Glücks überhoben habe, und ich ſage zu Gott: „Es iſt mir lieb, daß Du mich gedemüthigt haſt, daß ich Deine Rechte lerne."

„Haſt Du keine Sehnſucht nach den Deinen?" fragte Weſthovius. „Willſt Du nicht von ihnen reden und ihnen durch mich Deine letzten Wünſche kund thun?"

„Ich denke ihrer in jeder Minute, ich ſpreche es nur nicht aus," entgegnete de Ruiter. „Als ich von Amſterdam ſchied, habe ich herzlichen Abſchied von ihnen genommen; für ihr irdiſches Wohl iſt geſorgt. Mein reichſter Segen ruht auf ihnen, und wenn Du zu ihnen kommſt, Weſthovius, breite Du, ſtatt meiner, die Hände ſegnend über ſie aus."

„Ich will es redlich erfüllen.“

„Es iſt vorüber! Glaubſt du, Diener des Herrn, daß Gott mir gnädig ſein und mir meine Sünden vergeben werde?“

„Du biſt redlich und fromm geweſen Dein Lebelang! Geh' mit Gotteskraft Deiner wahren Heimath entgegen, Du ſtehſt entſündigt vor ihm!“

„So reiche mir die letzte Labung, den letzten Tropfen aus dem reichen Quell des ewigen Erbarmens.“

Der Prediger ordnete mit Würde die heiligen Gefäße und reichte dem Sterbenden das Blut und den Leib des Herrn. Dann aber erhob er die Hände und ſprach: „Der Herr ſegne Dich und behüte Dich! Er erhebe ſein Angeſicht auf Dich und ſei Dir gnädig. Er erhebe ſein Angeſicht über Dir und gebe Dir Seinen Frieden.“

De Ruiter betete: „Deine Fluthen rauſchen daher, daß hier eine Tiefe und da eine Tiefe brauſen; all' Deine Waſſerwogen und Wellen geh'n über mich. Der Herr hat des Tags verheißen ſeine Güte, und des Nachts ſinge ich ihm und bete zu Gott, meines Lebens Hort.“ Er lag ſtill und ruhig da; in dieſem Augenblicke fühlte er ſich ſchmerzlos. Er wandte das Angeſicht zu dem Geiſtlichen: „Jetzt zu den letzten irdiſchen Geſchäften; ſeid ſo gut und ruft mir die Freunde.“

Der Vice-Admiral de Haan und die übrigen Capitaine traten ein. Michael de Ruiter lächelte ihnen zu: „Nun, meine Freunde, es gilt den ewigen Abſchied! Hört meine letzten Anordnungen. Ihr, de Haan, übernehmt nach mir das Commando; Graf von Swieten rückt in Eure Stelle ein, und mein guter Kallenburg wird Schoutby-Nacht. Meldet dem Prinzen von Oranien und den General-Staaten meinen Tod. Allen Officieren der Flotte, die ich jetzt nicht um mich verſammeln kann, bringt meinen herzlichſten Dank für ihre Ergebenheit und Treue! Aller Seeleute, die je mit mir an Bord eines Schiffes gelebt, gedenke ich in Liebe und wünſche ihnen

Frieden und Freude. Ich habe nie einen Feind gekannt und mit der Welt in ſtetem Frieden gelebt; wäre aber Jemand, den ich wiſſentlich gekränkt hätte, ſo bitte ich es ihm reumüthig ab."

„Schont Euch, de Ruiter! Schont uns!" bat Gerhard Kallenburg.

„Admiral de Haan!" fuhr de Ruiter nach einer Pauſe fort. „Ihr ſeid mein Nachfolger im Amte; führt es mit Kraft. Mein Secretair wird Euch die geheimen Inſtructionen übergeben, richtet Euch ſtreng darnach. Vor Allem aber, Ihr Herren, vor Allem wahrt die Ehre unſerer Flagge; ſie ſei Euch heilig! Schwört mir, daß Ihr ſie mit Eurem Leben beſchützen wollt!"

„Wir ſchwören!" entgegneten die Officiere mit gewaltſam unterdrückter Rührung.

„Ich danke Euch! — Nun bin ich bereit! Herr, in Deine Hände befehle ich meinen Geiſt! Willem de Haan, Ihr ſollt mir die Augen zudrücken."

Willem de Haan trat zu dem Ruhebette des Sterbenden und beugte ſich voll Rührung über ihn.

„O Tag des Schreckens!" ſprach Kallenburg vor ſich hin.

„Er ſtirbt!" ſchrie nach einer Pauſe Willem de Haan.

„Es iſt vollbracht!" ſagte Weſthovius. „Herr! nimm ſeinen Geiſt auf."

Das Schiff hatte mit dem Winde vor ſeinem Anker gewendet und lag mit dem Spiegel nach Weſten. Durch die Fenſter fiel ein Strahl der ſinkenden Sonne und umleuchtete das Antlitz des Helden, auf welchem ein Lächeln der Verklärung ſchwebte.

Gerhard Kallenburg ging hinaus, um voll tiefer Rührung die Flotte von dem Geſchehenen durch einen Tagesbefehl in Kenntniß zu ſetzen. Der Secretair des Admiralſchiffes aber ſchrieb in das Logbuch:

„Bai von Syracus. Michael Adrianſon de Ruiter, Lieutenant-

Admiral-General von Holland und Westfriesland, Ritter des goldenen Vließes und des St. Michaels-Ordens, starb heute am 29. April, Abend 7½ Uhr, in Folge der vor Catanea empfangenen Wunde."

Am Ufer war zu derselben Stunde eine laute Bewegung. Das Volk jauchzte dem Vice-Könige von Sicilien, Marquis von Villafranca, entgegen, der eine geschmückte Staatsbarke bestieg und, begleitet von einem glänzenden Gefolge, sich nach dem holländischen Admiralschiffe begab.

Die Officiere empfingen den hohen Gast mit Ehrerbietung und verkündeten ihm, was geschehen.

„Das wolle Gott nicht!" rief der Vice-König erschrocken. „Ich komme im Namen Seiner Allerkatholischen Majestät, um ihn mit hohen Ehren und Würden zu schmücken . . . ."

„Ihr kommt zu spät!" unterbrach ihn Gerhard Kallenburg mit tiefer Rührung.

Man begab sich in die Kajüte. Gedankenvoll stand der Marquis von Villafranca vor dem Todten. „Spaniens erhabener König hat den Heldengeist erkannt, der in ihm wohnte, und wußte ihn zu würdigen," sprach er zu den Umstehenden. „Wir wollten ihn mit äußern Ehren schmücken, aber er bedarf ihrer nicht mehr. So möge denn, was ihn vor Tausenden erheben sollte, seinen Sargdeckel zieren." Er winkte. Zwei Pagen des Vice-Königs stellten ein Tabouret zu Häupten des Lagers und legten den Herzogshut darauf, zwei Andere breiteten den Herzogsmantel über den Todten aus. Tiefe Stille herrschte während dieser Ceremonie.

Da fiel der erste Trauerschuß am Bord des Admiralschiffes; nach einer Minute folgte der zweite und die übrigen in gleichen Pausen. Der dumpfe Schall der Geschütze fand sein Echo in den fernsten Meeren, die je von einem niederländischen Kiele durchfurcht sind; der trübe Klang der Trauerbotschaft aber tönte in dem Herzen jedes echten Niederländers nach.

III. Erinnerungen aus einem Aufenthalte in Bornholm*).

(1822 – 1823.)

Es war am 12. August 1822 — erzählt der Prof. Eschricht in Copenhagen — als Se. Maj. König Friedrich VI. auf mein Ansuchen geruhte, mich allergnädigst zum Land-Physikus auf Bornholm zu ernennen. Ich war damals noch nicht volle 24½ Jahre alt, und meine Freunde konnten sich nicht genug darüber wundern, daß ich mich in so jungem Alter von einem glücklichen Familienleben und aus einer für wissenschaftliche Ausbildung viel günstigeren Stellung losreißen wollte, um mich in — Nexö**) lebend begraben zu lassen. So gering wurde vor 30 Jahren das Leben in jener kleinen Stadt angeschlagen. Denke ich freilich jetzt an jene Zeit zurück, so dünkt mich, daß ein ganz anderes Bedenken sich bei mir hätte geltend machen müssen. Ich hatte nämlich, aufrichtig gesagt, damals nur eine sehr geringe Erfahrung als praktischer Arzt, und in Nexö sollte ich ganz allein stehen; ja auf ganz Bornholm war damals nur ein Arzt, nämlich der Regiments-Chirurg, und der hatte seine Wohnung in Rönne***), vier Meilen von Nexö. Aber ich war damals, wie gesagt, keine 24½ Jahre alt, und in der Jugend macht man sich nicht eben viele Skrupel dieser Art. Das Ganze war

*) Bornholm ist eine der dänischen Inseln, 24 Meilen von Copenhagen, 12 Meilen von der Pommer'schen, 6 Meilen von der schwedischen Küste entfernt.

**) Ein Städtchen auf Bornholm.

***) Hauptstadt von Bornholm, mit etwa 3000 Einwohnern.

etwas Neues, hatte also jedenfalls das Interesse der Neuheit – und mit fröhlichem Muthe ging ich an Bord einer Bornholmischen Fischerjacht.

Gegenwind und Windstille zwangen den Schiffer bei Hammerhaus*) vor Anker zu gehen. Man rief mich auf's Deck, mein Physikat zu betrachten. Der Hammer mit seiner stolzen, halb verfallenen Burg machten einen überraschenden Eindruck auf mich. Zwar hatte ich schon einige Reisen gemacht, aber vor 30—40 Jahren reisten die Copenhagener nicht gern in Dänemark selbst. Auf ihren Ausflügen suchten sie den kürzesten Weg hinüber nach Deutschland, und obgleich ich schon zweimal in Berlin gewesen war, kannte ich doch von Dänemark selbst Nichts als das östliche Seeland und Moen. So lernte ich daher Dänemark in meinem eigenen Physikat von einer ganz neuen und höchst ansprechenden Seite kennen, als ich, bei Hammern an's Land gesetzt, auf einem der schmalen Bornholmischen Wagen, mit Sitzen für 4 Personen versehen, über die Felder und durch liebliche Thäler mit ihrem niedlichen Buschwerk dahin fuhr.

Weniger erfreulich war der Eindruck meiner neuen Residenz — Nerö. Copenhagener vom reinsten Wasser, war ich, wie damals die Copenhagener im Allgemeinen, sehr bereit, alle anderen Ortschaften mit dem Maßstabe Copenhagens zu messen — und natürlich stand Nerö weit hinter Copenhagen zurück. Auch klang der Bornholmische Dialekt meinen Copenhagener Ohren wenig behaglich. Andererseits ist es auch sehr wahrscheinlich, daß der neue Doctor den Bornholmern zuerst wenig gefiel. Mein verstorbener Vorgänger war doch in den Sechzigern und von ansehnlichem Aeußern gewesen. Ich war zwar wirklich über 24 Jahre, aber sah aus, als ob ich kaum 18 oder 19 wäre. Dazu verstieß ich all' Augenblicks

*) Das Hammerschloß, auf einem Felsen, Hammer genannt, gelegen

gegen alle gute Bornholmische Lebensweise. Gleich bei dem ersten Besuche in einem Hause weigerte ich mich hartnäckig, mit dem Wirthe ein Glas Branntwein zu trinken, und auf die ganz gewöhnliche Frage: „Na, wie gefällt's dem Doctor auf Bornholm?“ antwortete ich höchst leichtsinnig: „Das ist eine prächtige Insel!“ — bis ich endlich meinen Mißgriff einsah, als ein alter Mann mir bei dieser Antwort einstmals sehr ernsthaft bemerkte: „Uebrigens nennt unser allergnädigster König Bornholm „unser Land Bornholm.“ Von jener Zeit antwortete ich immer: „Bornholm ist das schönste Land, das ich jemals gesehen habe,“ und hiermit war man völlig zufrieden gestellt.

Was indessen mein Glück in der neuen Stellung am meisten begründet und sich dazu auch am Besten eignete, das war der glückliche Ausfall meiner Curen, obschon ich mich oft gewundert habe, daß ich damals als praktischer Arzt so viel Glück machen konnte. Die Behandlung eines Müllerjungen, dessen Arm von den Zähnen des Radwerks ergriffen und an drei Stellen zerquetscht war, gab mir den ersten Ruhm. Da ich den Jungen ohne Amputation herstellte, wollten Alle den jungen Doktor geholt haben, war es auch nur, um ihn von der Familie besehen zu lassen. Morgens hatte ich oft 2 und 3 Wagen und in dem folgenden strengen Winter 3 oder 4 Schlitten mit klingendem Schellengeläute vor meiner Thür. Ueber alles Mögliche sollte ich meine Meinung sagen, die man gewöhnlich sehr richtig fand oder mir gegenüber wenigstens so that. So ward ich bald bornholmisirt, und ich konnte nicht mehr begreifen, wie das Bornholmische anfangs in meinen Ohren gekratzt oder so häßlich geklungen hatte, da mir jetzt der Dialekt weit kräftiger und behaglicher als der Copenhagener schien. Die Bornholmische Nationaltracht hatte mir immer sehr kleidlich geschienen, und für das Eigenthümliche des dortigen ganzen Volkslebens gewann ich ein lebhaftes Interesse.

Von alter Zeit her hatte der ganze mittelste Theil des Landes Bornholm unter dem Namen Almendingen immer unbebaut gelegen. Zu meiner Zeit hatte man indeß schon eine ziemlich große Stelle davon mit Tannen bepflanzt. Dörfer giebt es nicht. Alle Höfe liegen zerstreut umher; jeder von ihnen ist, ebenso wie die Kirchen, nach den 4 Himmelsgegenden*) gerichtet. Die Länge der Stuben liegt von Ost nach West. Die letztere Rücksicht gilt auch für die innere Einrichtung. Man tritt in die große Stube durch eine Thüre an der östlichen Wand. Links (gegen Süden) gehen die Fenster, drei oder vier, nach dem Hofraum; längs derselben steht eine Bank, vor ihr ein langer Tisch: „der südliche Tisch;" zur Rechten ein kleinerer Tisch: „der nördliche Tisch," an dem das Gesinde, bei Gastereien aber alles Mannsvolk Platz nimmt. Am westlichen Ende des langen Tisches steht ein Lehnstuhl mit hohem Rücken: der Ehrensitz, auf den sonst der Hausherr, bei Besuchen der Gast, bei Festen der Pfarrer das Privilegium hat. An der Seite steht die Bornholmische Uhr und befinden sich die Thüren zu den andern Stuben.

Tretet nun, meine jungen Freunde, mit mir in eine dieser großen Stuben, wo man gerade ein „Uffröl" (Opferbier), d. h. ein Begräbnißfest feiert. Auf der Bank längs den Fenstern nach dem Hofe, an dem „südlichen Tische" sitzt alles „Weibsvolk." Die nationale Trauertracht, in die sie alle gekleidet sind, giebt der Reihe ein sehr feierliches Aussehen. Ihre Röcke sind schwarz, wenigstens ganz dunkelfarbig; am Halse ist in eigenthümlicher Weise ein weißes Halstuch befestigt; auf dem Kopfe sitzt ein Putz von verschiedener Form. Die Reichsten tragen „Nöller," nämlich kleine Hauben, die sehr nach hinten sitzen und ein wenig über dem Scheitel anliegen, mit einem aufrechtstehenden quer über den Kopf gehenden Streifen,

*) Die Dänen sagen dafür „Verdenshjörner" (Weltecken).

der mit einer Reihe steifer, langstenglicher, schwarzer Blumen besetzt ist. Das Haar vor dem Scheitel ist stark nach hinten gestrichen und gepudert. Ebenso ist der mittelste Theil der Stirn mit Hilfe von Wachs oder Pomade stark mit Puder belegt und zwar in der Form eines scharf geschnittenen Dreiecks, dessen Spitze nach der Nase geht. Andere tragen vor der kurzen Haube Spitzen von derselben Form, wie jene Puderpartie, die mit zwei breiteren über die Ohren auf die Backen fallenden Spitzen verbunden sind. Alles „Weibsvolk" sitzt sehr schweigsam und still.

Ist an diesem Tische noch mehr Platz, als für die Frauenzimmer, den Pfarrer (und den Nexö-Doctor), so erhalten auch noch der Küster und einige vornehmere Bauern ihren Sitz auf seiner nördlichen Bank. Die Männer tragen lange schwarze Röcke und schmucke weiße Leinwand — alles nach alter Zeit, Schlag und Schnitt. Die Tafeln sind mit sehr reinlichem Tischzeuge bedeckt. Vor jedem Gaste liegt Gabel, Messer und Löffel, größtentheils in alterthümlicher Form, das Löffelblatt kreisrund, der Stiel schön ausgearbeitet. Auf einem der Löffel fand ich 1660 eingegraben.

Der Herr Pfarrer erinnert an das Tischgebet. Allgemeine Stille. Alle senken den Kopf und falten die Hände. Der Pfarrer erhebt sich zuerst. Sogleich nach ihm alle Anderen, und Alle auf einmal gehen daran — sich ein Stück Butterbrod zu schmieren und die Branntweingläser zu füllen. Jeder Mann leert zuerst für sich ein Glas, dann gehen die Gläser rund um in der Reihe der Weiber. Die Verheiratheten nehmen meistens auch einen ganzen „Syp" (Schnaps); die Mädchen nippen nur. Jeder speist darauf sein Butterbrod.

Nun erscheinen eine Menge Schüsseln auf den zwei Tischen. (Bei größeren Festen sind natürlich auch Tische in den andern Stuben gedeckt.) Soviel ich weiß, sind die Gerichte immer dieselben.

Das erste besteht aus Suppenfleisch mit Klösen, wozu immer

Meerrettig-Sauce in kleinen Schalen herumgereicht wird. Am südlichen Tische besorgt der Wirth und der Leichenbitter die Aufwartung selbst. Beginnen die Fleischschüsseln leer zu werden, so wird die Suppe in Töpfen hereingebracht und in dieselben ausgegossen. Die Gäste langen mit ihren Löffeln zu, und nimmt der Vorrath ab, wird neuer dazu geschüttet. Die allgemeine Stille wird ab und zu von den Aufmunterungen des Herrn Pfarrers unterbrochen, z. B. „Na, wie geht's am nördlichen Tisch, ihr scheint mir da oben so mausestill!"

Die Suppe ist verzehrt, das Mannsvolk nimmt den zweiten „Syp". Messer und Gabeln werden von den Aufwartenden abgewischt und nun der Braten aufgetragen. Auf den südlichen Tisch: ein Truthahn, eine Gans, ein Lamm, vielleicht auch noch ein Schwein oder Ferkel, oder anderer Braten. Zu sämmtlichen Braten dieselbe Sauce — geschmolzene Butter, und als Eingemachtes rothe Rüben, mit selbst gebrautem Biereſſig bereitet. Zum Getränk giebt's aber außer Branntwein nur ein gelbliches, gewöhnlich trübes, dünnes und süßes Bier.

Der Pfarrer läßt nun einen Teller herumgehen für die Armen, oder der Leichenbitter ist's, der mit dem Teller vorkommt und in ächtem Leichenbitterstyle die Aufforderung ergehen läßt: nach alter Sitte der Armen zu gedenken. Ist der Teller, auf den Jeder einige Schillinge zu legen pflegt, umhergegangen, so tritt der Leichenbitter vor und hält eine Rede, die bei Kindtaufen und Hochzeiten gewöhnlich komisch sein soll, bei den „Uffröln" aber wenigstens für die Fremden mehr als komisch durch den monotonen Leichenbitter-Pathos wird, mit dem er sie in streng bornholmischem Dialekte vorträgt. Er dankt den geehrten Gästen, daß sie mit ihrer werthen Gegenwart dem Todten noch die letzte Ehre erwiesen haben, bittet sie, noch eine oder sechs Stunden, — alles nach gefälligem Behagen —

zu verweilen und — nächſten Tags, Glocken Eilf, Allesammt wiederzukommen. Auf den Fremden iſt beim Anblick der vielen leeren Schüſſeln und der zergliederten Braten die letzte Einladung von ſchlagender Wirkung.

Der Herr Pfarrer fragt darauf, ob ſie am „nördlichen Tiſche" fertig ſind, worauf er alle auffordert, ihr Gebet zu ſprechen. Nach einer gleichen Pauſe wie vor der Mahlzeit erhebt man ſich und wünſcht ſich, zu jedem herumgehend: „Wohlbekommen." Die Männer geben einander die Hand; das „Weibsvolk" küßt ſich gegenſeitig den Mund auf beiden Seiten, die Männer geben auch den Frauen die Hand, wobei zuweilen wohl auch ein Kuß abfällt.

Uebrigens war die Einladung des Leichenbitters keine Spiegelfechterei, und den nächſten Tag giebt es allezeit Reisbrei und Klippfiſch.

Bei dieſen Gaſtereien wird unbeſtreitbar eine große Menge Branntwein getrunken. Man bedient ſich hierbei gewöhnlicher Weingläſer, und zu jeder Mahlzeit und zu jedem Gericht ohne Ausnahme gehört ein ſolches Glas. Der junge Doctor wollte anfänglich in dieſer Beziehung eine radicale Reform durchführen — aber er machte nicht einen einzigen Proſelyten. Als ich das erſte Mal auf einem Bauernhof mit der Familie aß und ſah, wie erſt der Mann, dann eins der älteren Kinder ſein Glas leerte, dann ein Junge, der kaum über den Tiſch ſehen konnte, auch ſeinen Sopp bekam und nun die Mutter, die ihr jüngſtes, noch die Bruſt nehmendes Kind auf dem Schooße hatte, nicht allein ſelbſt trank, ſondern den Reſt im Glaſe auch dem Kinde reichte, da glaubte ich den Augenblick gekommen, gänzliche Enthaltſamkeit zu predigen. Aber von einem Lehnſtuhl in der Ecke erhob ſich ein baumhoher Greis mit grauen Haaren, legte die Hand auf meine Schulter und ſagte: „Nein, Herr Doctor; hätte ich nicht Branntwein bekommen ſeit

meiner frühesten Kindheit, so läge ich schon seit Langem in meinem Grabe."

Wollte man wirklich dem auf Bornholm so allgemeinen Branntweintrinken entgegenwirken, so würde das meiner Ansicht nach am Besten durch Einführung eines guten, etwas starken Bieres geschehen. Gegohrene Getränke ganz zu entbehren, darein werden sich kaum Leute finden, die einmal an sie gewöhnt sind.

Bald wußte man überall, daß es zu den besonderen Fehlern des jungen Nexö-Doctors gehörte, daß er keinen Branntwein leiden konnte. Ein anderer, nicht weniger auffälliger Fehler war, daß er sich niemals zwischen Nord und Süd, Westen und Osten zurechtfinden konnte. Die Bornholmer gebrauchen nämlich nur äußerst selten die Bezeichnung rechts und links. Fragt man also z. B.: Wer ist das junge Mädchen zur Rechten? so fragt der andere wieder: die im Osten? In den Bornholmischen Stuben orientirt man sich bald über die Himmelsgegenden, weil Jedes und Alles nach ihnen gestellt ist. Frug ich aber auf meinen Ausflügen zu Pferd nach dem Wege zu Hans Rosod oder Mads Rosod*) und erhielt die Antwort: „der Herr Doctor kann niemals fehlen; Sie brauchen nur nach Südost zu reiten, bis Sie zu einem Kreuzwege kommen, dann drehen Sie sich gerade im Osten, und wenn Sie einen Hof gerade im Norden sehen, so reiten Sie westlich herum, bis Sie einen andern Hof Nord-Nordwest sehen," — so sah mich der beredte Wegweiser oft zu seiner großen Verwunderung gerade den verkehrten Weg reiten.

Die Bornholmer sind immer und überall in Rücksicht auf die Himmelsgegenden orientirt. Ich glaube, wenn man einen Bornholmer zehnmal um und um dreht — er wird immer gleich Ost

*) Namen, auf Bornholm so gewöhnlich, wie bei uns: Müller, Schulze, Meier u. s. w.

und West angeben können, um so leichter, da er allezeit weiß, was für Wind ist. Denn da es sehr unwahrscheinlich ist, daß der Wind sich gedreht hat, während er selbst gedreht wurde, so wird er selbst mit verbundenen Augen leicht die Gegend wieder kennen, weil er vorher wußte, woher der Wind kam. „Der Bornholmer hat immer seinen Compaß im Kopfe," soll ein Fremder einmal gesagt haben, und das hat sicher seine Richtigkeit, so lange der Bornholmer auf Bornholm ist. Daß es indeß täuschen kann, weiß ich, seit ich einen Bornholmer zu einem andern sagen hörte: „denke Dir, was Copenhagen für eine Stadt ist. Ich ging dort drei Tage umher — und wußte nicht, wie*) ich ging."

Doch wir verlassen das Innere von Bornholm, um uns an der Küste umzusehen. Hier an den Ufern des Meeres ist der Bornholmer eigentliche Heimath. Sie sind fast alle tüchtige Seeleute. Es wäre übertrieben, zu sagen, von der Geburt an; aber von der frühesten Kindheit an sind sie es gewiß. Die Bornholmer lernen so zeitig, sich nach den Himmelsgegenden zu orientiren, wie die Copenhagener Rechts von Links zu unterscheiden. Der Bornholmer lernt und muß es mit der Muttersprache selbst lernen, aber in gleichem Verhältniß lernt er auch sich überhaupt heimisch auf dem Meere zu fühlen, insonderheit, wenn er zu der überwiegenden Mehrheit von Familien gehört, die an der Küste selbst wohnen und dort ihren Erwerb finden. Während meines Aufenthaltes in Nexö kam es vor, daß ein kleines Boot mit einem Knaben von 12 Jahren und seinem jüngeren Bruder scheiterte. Keiner von ihnen verlor die Geistesgegenwart. Der Aeltere faßte den Jüngeren und arbeitete ihn mit sich herauf nach dem Kiel, wo er ihn und sich selber festhielt, bis man ihnen Hilfe brachte.

Die Hauptstraße und der Markt in Nexö liegen längs dem

*) Nämlich nach welcher Himmelsrichtung.

Strande mit offener Aussicht nach dem Meere. Hört ein Copenhagener Doctor die Gespräche dort, so wird ihm ungefähr zu Muthe, wie es einem Bornholmischen Seemanne sein müßte, wenn er eine Doctor-Disputation hörte. Wenn ich mit meiner Brille am fernsten Horizonte ein Schiff kommen zu sehen glaubte, disputirten die Bornholmer schon, ob es das von Mads Jensen oder Jörgen Kofod wäre. So hörte ich einst ein alterndes Weib, die flache Hand über den Augenbrauen, bemerken: „dort ist Christen Jeggesen; ich kann es an seinem neuen Bugsprietsegel sehen." Sagte ich: „dort kommt ein Schiff," war die Antwort: „Nein, Herr Doctor, das ist eine englische Brigg, die vor halbem Winde nach der Finnischen Bucht geht." Uebrigens geht kein Schiff vorbei, ohne daß seine Manöver einer strengen Kritik unterworfen werden. Bald macht der Schiffer zu kurze, bald zu lange Schläge; bald hat er zuviel Segel auf, bald mußte er dieses oder jenes noch beisetzen; bald mußte er mehr nach Ost oder nach Westen halten; bald hat er wahrscheinlich Mangel an Mannschaft u. s. w. Man sagt auch nicht: es ist starker oder sehr starker Wind, man weiß gleich, ob es Laberkuling, oder Bramsegels- oder Marssegelkuling ist. Noch weniger spricht man darüber, woher der Wind kommt; jeder weiß es von sich selbst, hört es an dem Sausen des Windes oder an dem Brausen des Meeres, sieht es an den Bewegungen der Wellen, am Zuge der Wolken, an den Bewegungen der Schiffe. Man spricht aber darüber, wie der Wind zur Nacht oder den folgenden Tag werden wird, wozu das Aussehen des Horizonts und des Wolkenhimmels Kennzeichen und Anleitung giebt. Der Bornholmer weiß selbst in dunkler Nacht, was für Wind ist. Er hört es am Schall des Meeres oder am Geräusch der Fensterläden, und halb im Schlafe ruft es ihm der Wächter zu, der hier statt des Verses in Copenhagen schreit: „Die Glocke hat Elf geschlagen — der Wind ist Nordwest."

Als eine Schattenseite glaubte ich anfangs bei den Bornholmern

ihre kaum verhehlte Freude betrachten zu müſſen, die ſich bei der Nachricht von einem Wrack zeigte. Aber ich merkte bald, daß ich in dieſer Beziehung meinen Landsleuten Nichts vorwerfen konnte. Die erſte Strandung, die während meines Aufenthaltes in Bornholm vorfiel, war die einer preußiſchen Galeaſſe, die beim Anſegeln ihr Steuerruder verloren hatte und nun auf eine Sandbank der Südküſte trieb, von der ihre ganze Ladung an das Land getragen werden mußte. Sie beſtand aus einer großen Menge franzöſiſchen Papiers, Reinetten und ausgezeichnetem Aepfelwein und füllte faſt drei Bauernhöfe. Aus meilenweitem Umkreiſe kam die Bevölkerung zur Bergung und Auction zuſammen. Alle hatten dabei Etwas zu beſtellen: die Seeleute zu bergen, die Bauern das Geborgene unter Dach und Fach zu bringen, die Kaufleute zu kaufen, der Doctor die Unſchädlichkeit der Waaren zu unterſuchen, der Stadtvogt und Stadtſchreiber das Ganze zu ordnen, der Amtmann die Aufſicht zu führen, der Commandant die Ordnung aufrecht zu erhalten. Capitain und Mannſchaft, die ganz ohne Schuld waren, hatten Nichts von ihren eigenen Sachen verloren und wurden auf's Beſte verpflegt. Das Ganze bot wirklich ein intereſſantes Schauſpiel, und es kam mir vor, daß, wenn alle Strandungen ſo gut abliefen, eigentlich Niemand Verluſt erleide — ausgenommen die Verſicherungs-Geſellſchaften, und, bemerkte ich, „die Verſicherungs-Geſellſchaften ſollten am wenigſten klagen, denn ſie leben ja von Strandungen. Gäbe es keine Strandungen, ſo würde Niemand aſſecuriren und die Aſſecuranz-Compagnieen gingen zu Grunde!“

Noch weniger fand ich mich bei der folgenden Strandung zu einem mißbilligenden Urtheil aufgelegt. Diesmal war es eine holländiſche Kuff, deren Ladung aus ganz ausgezeichneten, größtentheils bouteillirten Weinen für den Kaiſer von Rußland beſtand — ſodann aus einer vollſtändigen Sammlung aller in den letzten zwei Jahren in Frankreich erſchienenen Bücher, und endlich einer großen Menge

französischer Galanteriesachen, besonders feiner Stahlarbeiten. Hatte die erste Strandung mich mit Papier für viele Jahre versehen, so that es die zweite in nicht geringerem Grade mit Wein und mit neuen Büchern, wie sie kein Naturforscher und Arzt in Copenhagen besser haben konnte.

So mußte ich also in dieser Beziehung auch gegen die guten Bornholmer nachsichtig sein. Und nun gar, als ich Zeuge ihres Muthes und ihrer Sachkenntniß bei der Bergung war. Vor Svanike kam es im Herbst 1822 vor, daß ein großes englisches Schiff, das wegen niedrigen Windes einige Zeit dort vor Anker gegangen war, beim Wegsegeln so gewaltsam gegen eine Klippenwand stieß, daß das Steuer brach und Deck und Masten umstürzten. Es war Dämmerung. Eine Engländerin saß ganz ruhig in der Cajüte und trank Thee. Plötzlich wird ihr zugerufen, augenblicklich mit ihrem Kinde heraufzukommen, wenn sie sich und ihm das Leben retten wolle. Bornholm'sche Seeleute waren von der Küste aus Augenzeugen des Unglücks gewesen. Das Wrack lag dicht oben an der Klippenküste, aber es war außerordentlich schwierig, bei der ziemlich heftigen Brandung ihm anzukommen. Capitain und Mannschaft hatten vollauf zu thun, die Masten zu kappen. Die unglückliche Mutter hatte alle Fassung verloren, und als sie die barschen Seeleute mit einer fremden Sprache sich vordrängen sah, den einen, um ihr Kind, den andern, um sie selbst zu ergreifen, gerieth sie in eine Verzweiflung, die vielleicht ihr und ihres Kindes Leben gekostet haben würde, hätten nicht die braven Seeleute, ohne irgend davon Notiz zu nehmen, das Ihrige gethan. Gezwungen, sich einige Zeit in Svanike aufzuhalten, erkannte sie später in den Männern, die damals ihren Abscheu erweckt, ihre lieben Erretter.

Schließlich sei es mir gestattet, eine andere Seemannsgeschichte von meinem Aufenthalte auf Bornholm mit größerer Ausführlichkeit zu erzählen:

An einem kalten Herbſttage ſehe ich von meinem Fenſter einen großen Theil der Einwohner von Neröd auf dem Markt ſich zuſammenſchaaren und unverwandt hinaus nach dem Meere blicken; ich eile hinzu. Ein großes Schiff geht dicht bei der Küſte vor Anker. „Das iſt eine amerikaniſche Brigg," heißt es, „und weiß Gott, was ſie hier vor Anker führt bei dem ſtarken Landwinde. Da iſt ja Nichts im Wege an der Takelage. Die geht ja ſo ſchmuck auf uns zu, als wollte ſie ſchnurgerade auf den Markt laufen." Man ſieht ein Boot ausſetzen. Der Capitain ſitzt ſelbſt am Steuer. Die Neugierde Aller iſt auf's Höchſte geſpannt. Das Boot legt an. Der Capitain ſpringt heraus. Es iſt ein ſtrer, ſonnenverbrannter Seemann von einigen und dreißig Jahren. Er tritt zu den Zuſchauern. „Grüß Gott, Gentlemen," heißt es. Aber er ſieht ſich unter ihnen um, als ſuche er Jemanden. Nun ſcheint er ihn gefunden zu haben.

„Meine theuren Freunde, kennt Ihr mich nicht mehr?" —

„Capitain Tom," heißt es von mehreren Seiten, „Capitain Tom, Ihr ſeid es!"

Capitain Tom! Wer iſt Capitain Tom?

Zehn Jahre vorher war auch eine herrliche amerikaniſche Brigg an derſelben Küſte mit demſelben Winde vorbeigeſegelt. Aber ſie kam der Küſte zu nahe, lief ſich feſt, das Schiff wurde ein Wrack. Der Capitain war ein Mann in dem Anfang der Zwanziger. Er verwünſchte in ſeiner Verzweiflung ſein Schickſal, Bornholm und alle Bornholmer. Aber bald lernte er die Bornholmer beſſer kennen, zuerſt bei der gefährlichen Bergung von Ladung und Wrack, dann während des halbjährigen Aufenthaltes, den er in Neröd nehmen mußte. So lernte er die Bornholmer lieben und gewann viele Freunde unter ihnen. Das war Capitain Tom geweſen.

Jetzt hat er ſchon eine Reihe von Jahren eine andere ebenſo große und ſchöne Brigg glücklich durch alle Fahrwaſſer geführt und iſt augenblicklich auf dem Wege von Petersburg nach Amerika. Er

passirt Bornholm; da fallen seine Augen auf das alte Nerö. Durch das Fernrohr sieht er die Leute auf dem Markte; da kann er der Versuchung nicht widerstehen. Er läßt den Anker fallen, um an's Land zu gehen, nach den alten Freunden zu fragen, ihnen das neue Schiff zu zeigen, ein Glas mit ihnen zu trinken und dann schnell die gefährliche Küste wieder zu verlassen.

Nach und nach erkennt er mehrere wieder. Wiedersehen ist freilich nicht allezeit erfreulich! „Gram! bist alt geworden, Gram!“ Er hatte noch nicht ganz die Sprache seiner Freunde in Nerö vergessen. Er fragt nach der Frau des Einen, nach der Tochter des Andern. Jene ist todt, diese nun verheirathet. „Where is Doctor Knauer*)?“ — „Er ist todt; hier unser neuer Doctor.“ — „Ah that young gentleman? Where is Hansen**)?“ — „Hansen ist krank.“ — „Hansen ist krank; laßt uns zu Hansen gehen.“ — Aber auf dem Wege dahin muß er noch erst zu diesem und zu jenem, und an jeder Stelle wird natürlich ein Glas getrunken auf das unerwartete Wiedersehen. Nun versammelt sich Alles bei Capitain Hansen. Während Frage und Antwort mit Händedrücken und Ausbrüchen von Freude oder Bedauern wechseln, wird in der oberen Etage des Hauses ein Fest bereitet. Ein langer Tisch mit zwei Reihen Bänken ist mit Punschbowlen, Gläsern und Tabakspfeifen besetzt. Bald ist die Fröhlichkeit in vollem Gange. Den niedrigen Raum füllt der Dampf des Punsches und der Pfeifen. Es wird dunkel; Lichter werden angezündet. Eine Gesundheit folgt der andern: Capitain Tom! Capitain Winslow! Ein Glas für unsern Hansen! Freundschaft für immer!

Nun ist es draußen ganz dunkel geworden. Durch die stark beschlagenen Fenster sieht man nur schwarze Nacht. Da erblickt man nahe dem Eingange eine unruhige Gruppe. Ein kleiner

*) Wo ist Dr. Knauer?

**) Ah, dieser junge Gentleman? Wo ist Hansen?

gedrungener Seemann mit einem Gesicht, das Sonne und Wind stark mitgenommen haben, und mit großem Backenbarte ist im Handgemenge mit mehreren Andern. „Ich will es sagen," — ruft er — „nein ich will es schreien, so daß" .... „Du sollst es auch sagen, aber nicht so," und man sucht ihm den Mund zuzuhalten. „Ja bei allen .... Ich soll's. — Capitain Tom, hört Ihr den Sturm?!"

Augenblicklich Todtenstille in der ganzen Stube. Durch Dampf und Rauch sieht man bei dem Scheine der hoch brennenden Dochte der Talglichte eine Reihe rother Seemannsgesichter mit lauschenden Mienen und starren Augen. Der Sturmregen peitscht an die schwarzen Fenster, daß die Stube erbebt. Eine tiefe Baßstimme sagt langsam und ernst: „Ostsüdost, doppelt gereffter Marssegelsturm!" — „Mein Schiff! Ich muß fort! Lebt wohl, lebt wohl, zum letzten Male!" — „Lebe wohl, Tom! und nun nur noch ein Glas auf dem Fallreif!" — „Nein, bei allen ...." schreit der kleine gedrungene Schiffer, und wie ein Hammer fällt seine geballte Faust auf den Tisch, daß Näpfe, Gläser und Lichter wackeln, „Nichts mehr getrunken; fort! Alle fort, und das gleich auf der Stelle. Seine Mannschaft liegt draußen wie Schweine. Fort, Capitain Tom! fort!" — „Ich muß einen Lootsen haben!" — „Lootsen? Wir sind alle Lootsen. Fort! Fort!" — und heraus aus der Thüre, die steile Treppe nieder stürzt Einer nach dem Andern oder von den Nachfolgenden vorwärts gedrängt zwei und zwei unter Abschieds-Umarmungen.

Die Vordersten hört man schon außerhalb rufen und schreien. Capitain Tom's Stimme dringt durch: „Jack! Dick, wo ist Jack?" — Auf der Treppe noch Lärm von schweren Stiefeln und schreienden Stimmen — aber oben in der Stube ist nur Einer zurück, der Einzige von der Gesellschaft, der nicht „ganz befahren" (betrunken) war. Rothgelb bricht der Schein der langen Lichtschnuppen durch den Nebel von Rauch und Dampf und zeigt Tisch und Boden wie

ein Schlachtfeld: umgestürzte Bänke, zerbrochene Gläser und Kreidepfeifen. Das Heulen des Sturmes schallt doppelt stark durch die Stille der Nacht. Das Meer braust; die Takelage pfeift von den Fahrzeugen im Hafen. — Jetzt entfernt sich das Rufen des Seevolks mehr und mehr, aber ab und zu glaube ich noch Tom's Stimme oder die eines der Bornholmer wieder zu erkennen.

Mit bangen Ahnungen mische ich mich unter die Menge, die außen vor dem Hause oder am Strande sich versammelt hat. „Wird's noch gut gehen?" — „Ja wenn sie noch rechtzeitig auf die Brigg kommen. Aber das wird schwer halten, ihr anzukommen. Der Wind ist gerade gegen Land, und wir haben schweren Seegang." — „Die Amerikaner können durchaus Nichts vertragen" — bemerkte ein Anderer — „von der ganzen Mannschaft konnte Keiner auf den Beinen stehen, und sie hatten doch gar nicht so viel getrunken."

Aber sie erreichten das Schiff noch zur rechten Zeit. Kaum waren sie an Bord gekommen, als Capitain Tom eine Axt verlangte, um sein Ankertau zu kappen. Jede Minute war kostbar, denn es war die höchste Zeit, in die offene See zu kommen. „Nein, Du sollst Deinen Anker nicht hier liegen lassen, Tom!" heißt es, und die Männer haben schon die Hebel ergriffen und winden singend empor, so daß das Heulen des Sturmes und das Brausen des Meeres von dem munteren Gesange der Seeleute übertönt wird, während der schwere Anker rasch empor kommt.

„Drei Reff in die Segel! Halt sie, so scharf Du kannst, gegen den Wind!"

„Leb wohl, leb wohl!" Und sie springen in's schaukelnde Boot. „Geht der Wind nicht mehr südlich, so kann sie noch bei Durodden vorbei kommen."

Es stürmte die ganze Nacht tüchtig. Aber am Morgen sah man keine Spur von einem Wrack. „Er ist noch einmal davon gekommen.

Verwegene Kerle, dieſe Amerikaner!“ — Von Capitain Tom und von Nichts als Capitain Tom war natürlich während vieler Tage die Rede unter den Bewohnern Nexö's.

Am Abend des dritten Tages läßt ſich in den Straßen ein in Nexö unbekannter Fiſcherknabe ſehen. Er fragt nach Capitain Hanſen.

„Hier iſt Capitain Hanſen.“

„Von wem iſt der Brief, mein Junge?“

„Das weiß ich nicht, Herr Capitain. Aber heute morgen bei Sonnenaufgang war ich mit meinem Vater außen vor Hammeren und fing Dorſch. Laberkuling Südſüdoſt. So kommt eine amerikaniſche Brigg ſüdwärts und hält ſich dicht an der Küſte. Wir erwarteten jeden Augenblick, daß ſie wenden ſollte; aber ſie ſteuerte gerade auf uns zu. Und ſo legte ſie bei, und wir wurden angerufen, daß ein Mann an Bord kommen ſolle. „Die wollen unſere Dorſch kaufen,“ — ſagte mein Vater — „geh Du hinauf mit dem Paar, das wir gefangen haben, und mach' einen guten Handel.“ Aber da ich nun das Fallſeil hinauf komme, ſehe ich den Capitain mit ſeiner ganzen Mannſchaft ſtehen. Und ſo redete er mich in Bornholm'ſcher Sprache an und fragte, ob ich Capitain Hanſen in Nexö kenne. „Ja,“ ſagte ich, „ich habe wohl ſeinen Namen gehört, aber geſehen habe ich ihn niemals.“ So zeigte er mir dieſen Brief und fragte, ob ich ihn gleich nach Nexö bringen wollte? „Ja — ſagte ich — aber, Capitain, das iſt ein langer Weg; das ſind vier ſteife Meilen nach Nexö.“ Aber ſo nahm er einen Silberthaler 'raus — mein Vater ſagt, das ſei ein harter ſpaniſcher Thaler. Und ſo verſprach ich den Brief gleich hierher zu bringen, und ſo wie ich im Boote zurück war, drehte die Brigg uns den Achterſpiegel zu und war ſchnell weit nach Weſten.“

„Das war gut, mein Junge. Nun kannſt Du bei mir bis morgen früh bleiben.“

„Nein, Herr Capitain; ich danke zwar, aber das kann ich nicht;

denn morgen ſoll ich ganz zeitig mit Vatern wieder heraus und Dorſch fangen."

„Na ſo gehe 'raus nach der Küche und nimm ein Stück Butterbrot und ein Glas Branntwein. — Der gute Tom! Er ſchreibt, daß er nicht Bornholm das Achterende (Hintertheil des Schiffes) zukehren kann, ohne uns Lebewohl zu ſagen. Daß Ihr mein Schiff befreitet, ſchreibt er, thatet Ihr als braves Volk. Daß Ihr aber auch meinen Anker gerettet habt, das werde ich Euch niemals vergeſſen, und jedes Mal, wenn ich den Anker ſehen werde, und jedes Mal, wenn er mein Schiff hält, wenn es kneift, will ich an Euch denken und glauben, daß Ihr es ſeid, die es halten."

„Den werde ich auch wohl niemals mehr wiederſehen," ſagte der alte Bornholmer und ſtrich mit ſeinem Jackenärmel über die Augen.

IV. Skizzen aus Corsika.

Hatte mich das Schicksal oder vielmehr der Sturm nun einmal doch, statt nach Smyrna, nach Corsika verschlagen, so galt es jetzt das möglichst Angenehme und Nützliche aus diesem Umstand zu gewinnen. Corsika aber wieder zu verlassen, ohne das Geburtshaus Napoleons besucht zu haben, schien mir noch eine ungleich größere Reisesünde, als in Rom gewesen zu sein, ohne den Papst zu sehen. Auch unser freundlicher Wirth in der großen stattlichen „Locanda" (Wirthshaus) unweit des Fußes des hohen „Monte-Renoso," bei dem wir uns schon vier Tage von den letzten Strapazen des Schiffbruchs ausgeruht hatten, hielt es für heilige Pflicht, daß wir deshalb nach Ajaccio reisen müßten. Er war ein begeisterter Anhänger des großen Kaisers, unter dem er zuletzt noch als 18jähriger Bube in der Schlacht bei Waterloo gefochten hatte, und nannte ihn stets mit nicht geringem Stolz seinen „Compatriote" (Landsmann). Daß der Vater meines Gefährten, des alten polnischen Capitains, so einige 16 Feldzüge unter dem „Napoleone primo," wie der große Kaiser jetzt wieder genannt wurde, mitgefochten hatte, trug gewiß viel zu der ungemein freundlichen, ja selbst herzlichen Aufnahme bei, die wir armen Schiffbrüchigen hier gefunden hatten. Aber auch auf den jetzigen Napoleon hielt unser wackerer Pasquale Giavanolli ein ganz Theil, obgleich er im Grunde nicht viel von ihm wußte. Doch er führte ja den Namen Napoleon,

war ein Neffe des großen Kaisers, ein Corse seiner Abstammung nach, und dies genügte schon, ihn hoch zu stellen. Kaum konnte er es erwarten, daß der neue Napoleon sich die Kaiserkrone Frankreichs auf's Haupt setzte, und meinte stets, „er hätte dies nur gleich schon im December vorigen Jahres thun sollen.“ Gleiche Meinung habe ich überhaupt überall fast von allen Leuten, mit denen ich während meines 10tägigen Aufenthaltes in Corsika in Berührung kam, ausgesprochen gehört, und stets eine große Freude damit vereint, daß ein Napoleon jetzt wieder die Herrschaft über Frankreich führe.

Bei unserem Pasquale Giavanolli hatte man so recht Gelegenheit, eine echt corsische Wirthschaft kennen zu lernen, und dies war von großem Interesse für mich. Zwar hatte der Alte mehrere Jahre als Corporal bei französischen Voltigeurs gestanden und sprach wie alle gewesenen Soldaten gern und viel von seiner militairischen Dienstzeit, war aber selbst ein echter Corse durch und durch bis auf die kleinste Ader geblieben.

Seine „Locanda,“ denn dafür hielten wir es, von einem Hirtenbuben dahin gewiesen, obgleich ich später, als ich die Zeche bezahlen wollte, zu meiner nicht geringen Verlegenheit erfuhr, daß es gar kein Wirthshaus war, sondern wir nur die uneigennützigste Gastfreundschaft genossen hatten, für welche jede Vergütigung sehr bestimmt abgeschlagen wurde, lag vom Dorfe entfernt, am Eingange des Thales von Savignano. Den unsichern Zustand der Insel, wo Mordthaten und Blutrache zu den gewöhnlichsten Dingen gehören, konnte man schon aus der ganzen Bauart des Hauses erkennen.

Fast wie ein kleines Castell, mit hohen Ringmauern, festen Thorwegen, einer Art Wartthurm zum Auslugen, alles ganz von grauem Felsstein erbaut, lag es am Abhang eines Hügels, unter dem Schatten mächtiger Kastanien. Nie sah ich so große, kräftige Bäume dieser Art, die wirklich etwas Imposantes hatten, wie hier.

Alle Fenster des Wohnhauses waren eine Etage hoch angelegt und mit eisernen Gitterstäben eng verwahrt, während das untere Geschoß zur Remise diente. Der „Vendetta“ (Blutrache) wegen, diesem unausrottbaren Uebel in Corsika, das noch alljährlich viele Opfer fordert, war die feste castellartige Bauart angewandt worden. Zwei Brüder meines Wirths waren in der „Vendetta“ erschossen und, wie dann immer der Fall, wieder blutig gerächt worden. Jetzt lebte übrigens Pasquale Giavanolli schon seit 12 Jahren ohne Fehde mit allen seinen Nachbarn in der besten Freundschaft und war von nicht geringem Ansehen bei sämmtlichen Bauern und Hirten des ganzen Savignano-Thales. In der „Vendetta“ sollte derselbe übrigens früher schon drei Feinde erschossen haben, wie man uns später erzählte.

In den etwas dunkeln, niederen Zimmern dieses castellartigen Hauses führte nur „Paolina,“ so heißen fast alle Mädchen in Corsika, die einzige Tochter unseres Wirthes, mit einer alten tauben Frau das unumschränkteste Regiment, da ihre Mutter schon lange gestorben war. Die sechs bis sieben Knechte, fünf bis sechs Mädchen, die zur großen wohlhabenden Wirthschaft gehörten, waren in der ganzen Zeit meiner Anwesenheit nicht im Hause, sondern oben auf den Bergen beim Heumachen beschäftigt, wo sie gleich drei bis vier Wochen ausbleiben. Es war ein schönes, kräftiges Mädchen, diese Corsentochter, deren Wesen etwas ungemein Charakteristisches und Abgeschlossenes zeigte.

Vier Tage war ich nun mit meinem treuen Gefährten, dem polnischen Hauptmann, der mich nicht verlassen wollte, in dem gastlichen Hause des Pasquale Giavanolli gewesen. Mein stark geschwollener Arm schien jetzt allmählich so weit wiederhergestellt zu sein, daß ich den Ritt nach Ajaccio unternehmen konnte, ohne wie bei dem ersten Versuch nach einer halben Stunde vor Schmerz wieder umkehren zu müssen. Wir hatten in dem Hause gut gelebt

und waren in Essen und Trinken nicht blöde gewesen, da wir, wie gesagt, stets glaubten, uns in einer Locanda zu befinden. Ein junges Zicklein war ganz von uns verzehrt worden; in dem geräucherten Schinken von dem mächtigen wilden Eber, den der alte Pasquale selbst im Walde von „Vizzavona," wo es der wilden Schweine genug giebt, geschossen hatte, war arge Verwüstung angerichtet worden, und die Polenta*) und eine Art von Plinsen verstand Paolina nicht umsonst so fett und schmackhaft zu bereiten, wie ich sie weder vorher noch nachher je wieder in Italien gegessen habe, und Wein hatten wir tüchtig getrunken. Gar manche frische Bottiglia voll feurigen Rebensafts, wie ihn die Insel erzeugt, war aus dem Keller heraufgeschleppt worden, den Weg in unsere Kehlen zu finden. Was sollten wir auch sonst die ganze lange Zeit beginnen; an Bergklettern und Ausflügemachen hinderte mich mein geschwollener Arm, und der Capitain hatte in seinem langen, vielbewegten Leben schon so viel herumwandern müssen, daß er freiwillig und aus bloßer Wißbegierde keinen Schritt mehr that. Dazu war er auch ein zu guter Reisegefährte, als daß er mich ganz allein hätte lassen sollen, nachdem unsere übrigen Gefährten, der dicke Padre aus Turin und der jüdische Kaufmann aus Smyrna sammt der ganzen neapolitanischen Schiffsbesatzung schon am ersten Morgen zu meiner großen Freude nach Ajaccio abgezogen waren. Unser Wirth aber mußte fast den ganzen Tag oben in den Bergen bei seinen Leuten sein und kam gewöhnlich erst des Abends bei Sonnenuntergang auf seinem zottigen Bergklepper wieder herabgetrabt, sich dann einige Stunden zu uns setzend und mir zu Gefallen in französischer Sprache, die ihm ganz geläufig war, mit uns plaudernd. So hatten wir dann viele Zeit auf einer Steinbank unter dem Schatten der Pinien und Wallnußbäume vor dem Hause

*) Eine Art Kuchen.

gesessen, eingemachte, salzige, grüne Oliven naschend und dunkelrothen Wein schlürfend, den erregten Durst wieder zu löschen. Gar manches interessante Stücklein aus seinen abenteuerlichen Kriegsfahrten in Polen, Portugal und Sardinien hat mir der alte Capitain in solchen Stunden des „dolce far niente“*) erzählt. Da beschlossen war, am andern Tage vor Sonnenuntergang schon fortzureiten, um der großen Hitze zu entgehen, so frug der Capitain auf meine Bitte schon am Abend nach unserer Zeche, um sie zu bezahlen.

Paolina, an welche er sich gewandt hatte, schien seine Frage gar nicht zu verstehen oder sonst von derselben beleidigt zu werden, denn ohne ihm nur eine Antwort zu geben, holte sie den Vater herbei.

„Was sagt Ihr, Signore,“ erwiederte Dieser dem nochmals nach dem Betrage unserer Schuld fragenden Polen. „Mich dafür bezahlen, daß Ihr ein paar Tage mir die Ehre geschenkt habt, unter meinem Dache zu verweilen, sanguaccio di Dio. Ihr habt nur Spaß treiben wollen — aber freilich, Ihr kennt unser Land nicht. Nein, Signori, das laßt Euch vergehen, einem Corsen, der keine eigentliche Locanda besitzt, dürft Ihr nie für seine Bewirthung Geld anbieten, oder Ihr beleidigt ihn. — Doch kommt, Ihr Herren,“ fuhr er lachend fort, wie er uns unsere Verlegenheit ansah, „trinken wir noch ein „bicchierino di orvieto“, von dem ich noch ein Tröpfchen im Keller liegen habe. Wißt Ihr was, ich bringe Euch morgen selbst nach Ajaccio, statt des Pepi, der lieber droben die Aufsicht führen kann,“ und damit zog der Alte uns zum Tisch, und einige Foglietten des besten Weins wurden von uns lachend und in bester Laune noch geleert. Selbst eine „buona mann“ (Trinkgeld) am andern Morgen verschmähte die alte Magd, so daß wir für unseren ganzen Aufenthalt auch nicht einen Heller bezahlen

*) Das süße Nichtsthun — die angenehme Mußezeit.

konnten. Solche edle, uneigennützige Gastfreundschaft gegen Fremde soll man auf dem Lande in Corsika überall treffen. Auch herrscht für fremde Reisende die größte Sicherheit, und es soll nie vorkommen, daß dieselben angefallen und beraubt werden, außer in Fällen, wo die Corsen nach alter Sitte ein Recht dazu zu haben glauben, wie z. B. bei einem gestrandeten Schiff. In den Städten übrigens, und besonders in Ajaccio bin ich später so tüchtig geprellt worden, wie dies nur in einem Marseiller oder Genfer Hôtel hätte geschehen können.

Ein grauer Nebel lag noch am andern Morgen über der Gegend, als unsere kleinen Bergklepper schon ungeduldig vor der Thüre wieherten. Wohl an 20 von diesen kleinen, rauhhaarigen Kleppern, etwas plump und ungeschickt aussehend, aber stark von Knochen und feurig und ausdauernd im Laufen hielt sich unser Wirth. Dieselben liefen ohne weitere Pflege und Wartung Tag und Nacht in völliger Freiheit auf den nahen Bergwiesen umher, und wurden oft erst mit vieler Mühe eingefangen, wenn man sie satteln oder in die rohgearbeiteten zweirädrigen Holz-Karren, die allein im Gebrauche waren, einspannen wollte. Nur der alte Leibgaul, den Pasquale Giavanolli stets ritt, ein gedrungener, kleiner, schwarzer Hengst mit wilden Mähnen, die fast bis auf den Boden niederhingen, war gewöhnlich im Hofe angebunden, da sein öfteres Einfangen zu viel Zeit erfordert hätte.

Trotz des frühen Morgens nahmen wir erst ein kräftiges Frühstück, aus kaltem Schweinsbraten und warmer Polenta bestehend, ein, das mit einem tüchtigen Trunk Wein hinuntergespült ward, bevor wir uns in die Sättel schwangen.

„Buon viaggio signori a rivederci*)," sagte beim Abschied noch die schöne Paolina, Jedem von uns die Hand reichend.

*) Gute Reise, meine Herren, auf Wiedersehen!

Unsere Cavalcade war so charakteristisch und den Eigenthümlichkeiten Corsikas angemessen, daß ihre Beschreibung hier wohl einen Platz verdienen kann. Zuerst, wie billig, unser Pasquale auf seinem Rappen mit einem hochlehnigen Sattel altfranzösischer Form, der ganz mit schwarzem Ziegenfell überzogen war. Auch das breite, altmodische Zaumzeug des Thieres war mit rothen wollenen Quasten und Troddeln reich besetzt. Unser Wirth trug heute sein bestes Gewand, eine saubere Jacke von dunkelgrünem Sammet mit silbernen Knöpfen reich besetzt, kurze Hosen von gleichem Stoff und gleicher Farbe und bunt ausgenähete, sehr zierlich gearbeitete Gamaschen von feinem Hirschleder. Um den Leib war eine rothe Schärpe als Gürtel gebunden; an den Schuhen glänzten ein Paar mächtige, silberne Pfundsporen, während das spitze, rothe Barretto auf dem Kopfe heute von feinerem Stoffe und glänzenderer Farbe war, wie das alte schon sehr von Regen und Sonnenschein ausgebleichte, welches der Alte für gewöhnlich trug. Eine lange, weite Jacke, von eigenthümlich rauh aus Wolle und Ziegenhaar gewebtem Stoff, deren Schnitt und Form fast den „Schanzlöchern oder Pinjacken" unserer norddeutschen Seeleute glich, hing lose zum Schutz gegen etwaigen Regen über den Schultern, auf denen auch der kurze, zweiläufige Karabiner mit reich ausgelegtem, kurzem Schaft, ohne den der Corse sein Haus nicht auf 20 Schritte verlassen wird, nicht fehlte. Vorne an der einen Seite des Sattels hing ein Ziegenfellschlauch mit Wein.

Mir selbst war die Ehre geworden, das Leibroß der Paolina zu reiten, einen muntern, jungen Hengst, der sehr zuverlässig und sicher ging; auch den mit rothem Plüsch überzogenen, bauschigen, altfranzösischen Männersattel und das rothe Zaumzeug des Mädchens hatte ich bekommen und befand mich ganz gut dabei. Nur das Geklapper meines Säbels konnte der Hengst nicht vertragen und machte so unruhige Sätze deswegen, daß ich zuletzt denselben ablegen und auf

das Packpferd mit befestigen mußte. Mein alter Capitain, der einen sehr bösen, kleinen Hengst ritt, ihn aber tüchtig zusammen zu nehmen wußte, hatte einen früheren Lancierssattel bekommen, der irgendwie einst in der Locanda zurückgeblieben war und manches Jahr unbenutzt auf dem Boden gelegen hatte. Der große Sattel, vorn mit Pistolenhalftern, bedeckte fast ganz das kleine Thier und reichte ihm bis weit auf den Hals hinauf, während die langen Zipfel der rothen Schabracke fast bis auf die Erde daniederhingen. Unser getreuer Ivanowitsch, dieses Musterbild eines Feldsoldaten und ausgezeichneten Dieners, der den Capitain nun schon über zwanzig Jahre bei allen seinen Kreuz- und Querfahrten begleitet hatte, saß auf einem Packsattel, den man einem Wallach aufgelegt hatte, der statt des fehlenden Zaumes nur mit einem Halfter, roh aus ungegerbten Streifen von Ziegenfell bereitet, gelenkt wurde. Da der Packsattel sehr breit war und keine Steigbügel hatte, so war der Sitz rittlings auf demselben unserm guten Ivanowitsch bald zu unbequem, und er zog es vor, nach Frauenart beide Füße auf einer Seite haltend zu reiten, obgleich wir Bergauf Bergab oft im scharfen Trabe forteilten. Doch Ivanowitsch war ein geborner Centaur und in jedem Sattel gerecht, und so machte ihm dies auch Nichts aus. Mit den wenigen Sachen, die wir beim Schiffbruch gerettet hatten, war ein Packpferd beladen, das an denselben nicht allzuschwer zu tragen brauchte; dasselbe lief ganz zügellos hinter uns her, stets der Gangart unserer Pferde folgend. Man kann es in Corsika häufig sehen, daß oft sechs bis acht solcher Packpferde ganz ohne Zaum und Zügel in einer Reihe frei hinter einander traben und nur auf dem vordersten Leitpferde ein Reiter sitzt. Die schmalen, oft sehr gefährlichen Bergpfade im Innern der Insel, wo es an fahrbaren Straßen oft noch sehr fehlt, erfordern diese Sitte, da das Anbinden der Pferde hintereinander zu gefährlich wäre. Verunglückt jetzt auch ein Thier, so geht es doch nur allein zu Grunde, während es sonst die anderen

mit in den Abgrund hinabreißen würde. Auch kann ein frei laufendes Pferd besser klettern und sich die sichersten Stellen aussuchen, als ein angebundenes. So böse und tückisch die corsischen Bergpferde übrigens häufig sind und besonders nach einem Fremden gern schlagen und beißen, so sicher und gelehrig sind sie auf der andern Seite wieder.

Es war ein herrlicher Morgen, den wir uns ausgesucht hatten, und da der Weg von malerischer Schönheit sich zeigte, so gewährte mir der Ritt trotz meines anfänglich sehr schmerzenden Armes viel Interesse. Ein prächtiger Wald war es, durch den wir zogen. Pinien, so groß, wie ich sie noch nicht sah, standen mit Lärchen, Eichen und Ahornbäumen in den schönsten Gruppen vereinigt, dazwischen die großen Myrthengesträuche, die mich sehr an meinen früheren Aufenthalt in Algerien erinnerten, wo die französischen Soldaten ihre Bivouakfeuer so oft nur mit Myrthengebüschen unterhielten. Höher und üppiger sind die Myrthen, Oleander und Rosmarinbüsche in den Wäldern des Atlasgebirges, wie in denen Corsika's; sonst herrscht doch auch in Letzterem schon eine wahrhaft südliche Vegetation, die sehr an Afrika erinnern kann. Ein angenehmer Wohlgeruch quoll übrigens aus allen diesen Büschen und Bäumen, und es war wirklich oft, als wenn man sich in einem Spezereiladen befinde. Dabei glänzten die Thautropfen so klar und hell, gleich ausgestreuten Perlen, auf den grünen Blättern und vielfarbigen, bunten Blüthenkelchen, und die Singvögel, unter denen sich besonders eine Art von Drossel häufig zeigte, zwitscherten harmonisch ihren Morgengesang. An manchen Stellen des Weges, wo der weite Forst, der oft noch ganz einem Urwald glich, sich bisweilen etwas lichtete, hatten wir eine freie Aussicht auf den über 8000 Fuß hohen „Monte Renoso" mit seinen wilden, furchtbar zerklüfteten Felsen. Wie aus flüssigem Silber gegossen, so glänzend und scharf gezeichnet schimmerte sein mit vielem Schnee bedecktes

Haupt in den dunkelblauen, klaren Himmel empor. Die tiefste Einsamkeit umgab uns aber fast beständig, denn der des Weges kundige Pasquale hatte einen kleinen, fast nie betretenen Richtpfad gewählt, der mitten durch den Forst führte. An einem der vielen klaren, schnellrauschenden Bergwässer, durch welche wir reiten mußten, stießen wir auf ein starkes Rudel, wohl 20 bis 25 Stück zählend, von Hirschen groß und klein, alt und jung bunt durcheinander, die hier ihren Durst gelöscht hatten. Neugierig und lauschend blickten uns die schlanken, edeln Thiere zuerst an, da wir unsere Pferde angehalten hatten, um sie ruhiger besehen zu können. Ein Geräusch von unserer Seite mußte plötzlich ihren Argwohn erregt haben, denn das mächtige Geweih auf den Rücken zurücklegend, schossen sie sogleich mit der Schnelligkeit eines Pfeiles in das dichte Gehölz hinein und waren in wenigen Secunden unsern Blicken entschwunden. An solchen Hirschen und wilden Schweinen soll der Forst von Vizzavona noch eine ziemliche Zahl enthalten, ebenso wie auch noch Wölfe auf der Insel Corsika vorkommen sollen. Auf einer andern Stelle sahen wir einen mächtigen Adler, so groß wie ich noch nie einen in der Freiheit erblickte, in den Lüften. Die breiten Flügel weit ausgebreitet, schwebte das königliche Thier fast regungslos in dem klaren Aether, mit scharfem Blick wohl nach Beute spähend. Pasquale, der diese Adler haßte, da sie seinen Schaaf- und Ziegenheerden oft beträchtlichen Schaden zufügten, feuerte vom Pferde aus. Die Entfernung mußte aber zu weit sein, als daß die Kugel den Vogel erreichen konnte, denn ungetroffen und gleich als verachte er seinen Feind, stieg er in langsamen Kreisen immer höher, bis er zuletzt fast nur noch gleich einem schwarzen Punkte in den Wolken erschien. Diese großen Adler sollen in Corsika noch ziemlich häufig sein und eine große Kühnheit und dabei Kraft besitzen. Unser Wirth erzählte uns, daß sie bisweilen auf schon ziemlich erwachsene Ziegen und Schaafe herabstießen und diese durch die Lüfte

auf ihre meiſt unzugänglichen Horſte führten. Vor zwei Jahren war auf den Weiden des Pasquale Giavanolli ein großer Steinadler auf merkwürdige Weiſe erlegt worden. Derſelbe war nämlich auf einen alten Ziegenbock, der ſehr lange, gerade, aufwärtsſtehende Hörner hatte, mit ſolcher Gewalt herabgeſchoſſen, daß er ſich dieſelben durch die Bruſt bohrte. Der Adler, auf ſolche Weiſe an den Bock genagelt, hatte ſich weder erheben noch befreien können. Den ſo Gefangenen, der übrigens furchtbar mit den mächtigen Flügeln um ſich geſchlagen haben ſoll, hatten die herbeigeeilten Hirten mit ihren langen mit Eiſen beſchlagenen Bergſtöcken getödtet. Der Ziegenbock ſoll übrigens ſo von den Krallen des Adlers, die dieſer im Todeskampfe in ſeine Seiten geſchlagen hatte, verwundet worden ſein, daß man ihn auf der Stelle ſchlachten mußte. Auch noch viele andere, nicht unintereſſante Geſchichten von Adlern, deren Wiedererzählung wohl hier aber zu weit führen würde, theilte uns der Alte mit, wie er denn überhaupt das Plaudern ſehr liebte, wenn der Weg dies nur irgendwie erlaubte.

Oft war dieſer nämlich ſo ſchmal, daß nur ein Pferd hinter dem anderen denſelben paſſiren konnte; Pasquale, als Führer, eröffnete den Zug, und wir andern folgten ihm in einer Reihe, bis zuletzt das Packpferd dieſelbe ſchloß. Unmittelbar neben jähen Abgründen ſchlängelte ſich oft der ſchmale, unebene Weg dabei an den Felſen hin, und es gehörte ſchon ein ſchwindelfreier Blick dazu, um ohne Grauen in dieſelben hinabzuſchauen. Ein Fehltritt, ein Ausgleiten des Pferdes hätte unfehlbar Roß und Reiter in die Tiefe hinabgeſtürzt. Doch ein corſiſcher Bergklepper geht ſicher und ohne Gefahr, und wer ſchon viel im Gebirge und gar in den Schluchten des Atlas geritten iſt, der gewöhnt ſich bald an dergleichen Wege. Oft führte uns der Weg auch wieder in der Ebene ſo dicht unter den mächtigen Bäumen durch, daß man darauf achten mußte, nicht von den darniederhängenden Zweigen derſelben aus dem Sattel geſtreift

oder doch unſanft berührt zu werden. Ganze Strecken ging es dann wieder in den jetzt ausgetrockneten Betten von Bergwäſſern fort, und dieſe benutzten wir dann, um trotz der vielen Steine und Felstrümmer in denſelben unſere Roſſe tüchtig austraben zu laſſen. So war ſtets Abwechſelung in mannichfacher Weiſe, und das Auge konnte nicht ermüden, alle die vielen, verſchiedenen Eindrücke, die ſich ihm boten, in ſich aufzunehmen.

Gegen zehn Uhr, wie wir wohl ſchon an fünf Stunden ununterbrochen ſo fortgeritten waren, ohne nur eine menſchliche Seele zu ſehen, ward die Luft ungemein drückend und heiß, und ein ſchwüler Stroccowind, dieſe Plage Corſika's, begann uns mit ſeinem warmen Hauch anzublaſen. Es war daher ein vernünftiger Gedanke des Alten, der von unſerer Seite ungetheilte Billigung fand, als er vorſchlug, die heißeſten Mittagsſtunden, siesta, bei einigen Ziegenhirten zu halten. Bald kamen wir bei der Höhle, die denſelben als Wohnort während des ganzen Sommers diente, an. Wildere Geſtalten wie dieſe beiden Hirten, Vater und Sohn, habe ich ſelten in Europa geſehen. Auf dem Kopf das ſo verſchoſſene Barett, daß man ſeine Farbe nicht erkennen konnte, den Oberkörper ohne Hemd bedeckte eine offne Jacke von ungegerbtem Ziegenfell, die rauhe Seite nach Außen, die Beine kurze, weite Hoſen von einem braunen Stoff, der von den Frauen aus Ziegenhaar gewebt wird; die Kniee waren nackt, die Waden von Gamaſchen aus Ziegenfellen umſchloſſen, und Sandalen von gleichem Fell an den ſtrumpfloſen Füßen mit Riemen umgeſchnürt: dies war ihr Anzug. Man ſieht, das Thier, das ihrer Hut anvertraut war, mußte ihnen nicht allein Nahrung, ſondern auch faſt ausſchließlich die Kleidung liefern. Der nie fehlende Karabiner hing Jedem über den Rücken; dabei waren die Geſichter, Hände, Kniee und die offene Bruſt Beider ſo gebräunt, daß die Beduinen der afrikaniſchen Küſte eine nur um Weniges dunklere Hautfarbe zeigen. Sonſt hatten Vater wie

Corsische Hirten

Sohn edle, ausdrucksvolle Gesichter mit scharfgeschnittenen Zügen und kühnen, blitzenden Augen, und besonders der Alte, dem ein dichter, weißgrauer Bart bis fast auf die offene Brust niederhing, hätte ein prächtiges Studienbild für einen Maler abgegeben. Uns empfingen Beide mit großer [illegible]lichkeit, aber mit dem Stolz, der den echten Corsen nicht verläßt. Unser Wirth hatte auch einige dreißig Ziegen und Schaafe bei ihnen auf der Weide, denn ich hörte, wie der Alte ihn mehrmals um Rath frug und sehr aufmerksam seinen Worten, von denen ich übrigens nichts verstand, da sie im corsischen Dialect schnell gesprochen wurden, zuhörte.

Damit unsere Rosse sich nicht verlaufen konnten, wurden sie nicht frei gelassen, sondern der junge Hirt mußte bei ihnen bleiben, um sie mit Gras und Kräutern, die er schnell mit einer kleinen Sichel abmähte, zu füttern.

Die Höhle selbst, in welche der Alte uns führte, war lediglich von der Natur gebildet, ganz ohne Nachhilfe der Menschen. Ein Haufen Gras und Moos in einer Ecke, auf dem einige Ziegenfelle lagen, bildete das Nachtlager der Hirten. Einige Bänke und ein Tisch, roh aus unbehauenen Baumstämmen zusammengeschlagen und mehrere Holzteller, Kübel und Schüsseln machen den ganzen Hausrath derselben aus. Viel weniger Bedürfnisse, wie so ein corsischer Ziegenhirt, kann selbst der rohe Wilde auf der Insel der Südsee nicht besitzen. Als fast einziges Zeichen der Kultur konnte man den großen, schwarzberußten Kessel, der [illegible]t am Eingange der Höhle über einem kunstlos aus Feldsteinen zusammengesetzten Feuerherd hing, ansehen. Er war aber den Hirten nothwendig, da in ihnen die Milch aufgesotten werden mußte, um den Käse zu bereiten. Trotz aller dieser Einfachheit bot übrigens die Höhle, die ganz tief in den Berg hineinging, so daß man ihr Ende gar nicht verfolgen konnte, während der heißen Mittagsstunden einen köstlichen Aufenthalt, da es ungemein kühl und frisch in ihr war; auch die

Aussicht in die dicht mit Wald bewachsenen Thäler und Berge, aus denen sich die silbernen Häupter der Felsenriesen „Monte d'oro" und „Monte Renoso" in ihrer majestätischen Höhe erhoben, war sehr reichhaltig. Durch eine Thalschlucht hindurch konnte man auch recht klar den blauen Spiegel der Gewässer des Mittelmeeres erkennen.

Die Bewirthung, die uns der alte Hirt vorsetzen konnte, zeigte sich als sehr einfach und bestand nur in Ziegenmilch und Ziegenkäse. Hiervon allein und von Kastanien, die ihnen als Brod dienen müssen, leben die Hirten oft viele Wochen lang, denn Brod essen sie in den Bergen fast nie, Fleisch aber nur, wenn sie hie und da ein junges Zicklein oder ein durch einen äußeren Unfall verunglücktes älteres Thier, was bisweilen vorkommt, schlachten müssen. Da Pasquale in der „Zaina" (Ziegenschlauch), die an seinem Sattel hin, vorsorglich etwas Wein mitgenommen hatte, so hielten wir übrigens den Umständen nach ein ganz erträgliches Mahl. Ermüdet und etwas angegriffen streckte ich mich bald auf das Mooslager hin und hielt einen ungemein erquickenden Schlaf von einigen Stunden.

Beim Erwachen, als wir uns gegen 3 Uhr Mittags zum Wiederaufbruch rüsteten, sagte der polnische Capitain mir, daß während meines Schlafes zwei „Banditi forti" in der Höhle gewesen und ein langes Gespräch mit unserem Pasquale gehabt hätten. Die Kerle seien bis an die Zähne bewaffnet gewesen, denn außer dem doppelläufigen Karabiner habe Jeder im Gürtel noch zwei Pistolen und ein langes Dolchmesser stecken gehabt. Gegen ihn wären sie übrigens sehr höflich gewesen und einigen Tabak, den er ihnen geschenkt, hätten sie mit großem Dank angenommen. Auch mich Schlafenden hätten sie lange mit Neugierde betrachtet und Einer derselben meine Brille, die ich abgenommen und neben mich gelegt hatte, sich lachend auf die Nase gesetzt. Meine sehr schönen

Piſtolen wären lange und mit ſichtbarem Vergnügen von dieſen Banditen betrachtet worden und ſie hätten die ihrigen damit verglichen.

Pasquale erzählte uns ſpäter, als wir allein waren, daß einer dieſer Banditen Joſe Salicettini geweſen ſei, auf deſſen Kopf das Gouvernement einen Preis von 1200 Francs geſetzt habe, da ſchon an zehn Menſchen, theils in der „Vendetta," theils im Gefecht bei ſeiner Nachſtellung, von ihm erſchoſſen worden ſeien. Noch vor einigen Wochen habe er zwei Soldaten von dem Bataillon der „mobiles corses," die Gensd'armeriedienſte verrichten helfen, welche auf ſeiner Verfolgung begriffen geweſen waren, durch zwei Schüſſe aus ſeinem Doppelkarabiner getödtet.

„Uebrigens iſt der „Joſe," der ein Vetter von mir iſt und zu meiner „Familia" gezählt wird, wenn auch ein Bandit, doch dabei ein guter, ehrlicher Menſch, den wir Alle gern haben," fügte der Alte in ſeiner corſiſchen Anſchauungsweiſe noch hinzu. „Ich habe mich mit ihm und noch einigen andern „Banditi forti," die hier umher leben, abgefunden und gebe ihnen alljährlich einige Schläuche Wein, Mehl, einige Ziegen und etwas Tuch zur Kleidung, auch wohl bisweilen einige Pfund Pulver. Alle wir größeren Grundbeſitzer hier in den Bergen machen es ſo und haben unſere beſtimmten „Banditi forti," denen wir alljährlich einen bedungenen feſten Tribut zahlen; dafür thun ſie uns nicht allein Nichts, ſondern dulden es auch nicht, daß Banditen aus anderen Bezirken uns und unſern Heerden Schaden zufügen. Es iſt dies das beſte und leichteſte Mittel, mit allen dieſen Leuten gute Freundſchaft zu halten und als gefällige Nachbarn mit einander zu leben," fügte er noch hinzu.

Solche „banditi forti" ſollen ſich jetzt noch an 150 bis 180 in den Gebirgen Corſika's umhertreiben und ſind trotz allen Anſtrengungen der zahlreichen und muthigen Gensd'armen und Soldaten,

die alljährlich mehrere blutige Gefechte mit ihnen bestehen, nicht auszurotten. Die tiefe Abneigung der Corsen gegen Alles, was Gesetz und Obrigkeit heißt, die nie in ihren Bestrebungen von ihnen unterstützt wird, und der Zusammenhang, in dem alle diese Banditen mit der Landbevölkerung stehen, machen ihre Vertilgung unmöglich. Dazu gewähren die vielen Wälder und Büsche und die sehr zerrissenen, oft ganz unzugänglichen Gebirge Corsika's diesen Banditen viele und gute Schlupfwinkel. Wenn auch alljährlich einige Dutzende von ihnen theils in den Gefechten mit den Gens-d'armen, theils als Verurtheilte auf den Richtplätzen getödtet werden, so ergänzt sich die Zahl doch immer wieder von Neuem.

In Corsika geschehen bei einer Bevölkerung von circa 260,000 Seelen alljährlich durchschnittlich an 230 bis 240 Mordthaten, größtentheils wegen der „Vendetta" oder aus Zorn und Eifersucht, fast nie aus Raubbegierde. Die nicht abzubringende Sitte, daß jeder corsische Landbewohner stets seinen Doppelkarabiner über der Schulter und seinen Patronengurt um den Leib bei sich führt, trägt natürlich sehr zu diesen ganz unverhältnißmäßig vielen Mordthaten bei. Von solchen Mördern entstehen aber stets eine große Zahl in die Berge und schlägt sich aus Noth und Verzweiflung zu den Banditen, stets die Zahl derselben auf's Neue ergänzend. Uebrigens soll es diesen Leuten in dem armen, schwach bevölkerten Lande oft sehr kümmerlich ergehen, und sie leiden oft großen Mangel an Lebensmitteln und anderen Bedürfnissen. Besonders wenn die kühnen, gewandten Voltigeurs der „mobiles corses", aus lauter Eingebornen bestehend, ihnen auf den Fersen sind, um sich den Preis, der für ihre Habhaftung ausgesetzt ist, zu verdienen, beginnt ihre Noth erst recht. Tage, ja selbst Wochen lang, müssen sie dann in den unzugänglichsten Klüften der steilsten Gebirge in ihren Verstecken hausen

und dürfen dieſelben nicht verlaſſen, ohne ſich der Gefahr auszuſetzen, erſchoſſen oder gefangen zu werden. Da ſoll denn ſchon mancher Bandit ſpäter erfroren oder verhungert in den Klüften und Höhlen gefunden worden ſein, denn der wilde Troß dieſer Leute iſt ſo groß, daß ſie lieber das Aeußerſte erdulden, als ſich freiwillig ihren Verfolgern überliefern. Sind dieſe ihnen nicht zu ſehr auf der Fährte, ſo iſt die Jagd der Muffto's (wilden Ziegen), die noch ziemlich zahlreich in den Bergen Corſika's hauſen, mit eine Hauptbeſchäftigung dieſer Banditen. Das Fleiſch derſelben dient ihnen friſch oder geräuchert zur Nahrung, und aus den Fellen verfertigen ſie ſich einen Theil ihrer Kleidung oder tauſchen dieſelben gegen andere Stoffe und Pulver durch ihre vertrauten Mittler, gewöhnlich Ziegenhirten, um. Getrocknete Ziegenfelle bilden einen Hauptausfuhrartikel Corſika's, die alljährlich zu vielen Tauſenden nach Marſeille verſchifft werden.

Bei unſerem Wegritt aus der Höhle verſchmähten übrigens die Hirten hartnäckig jede Belohnung in Geld für die Lebensmittel, die ſie uns gereicht hatten, nahmen aber etwas Tabak, den wir ihnen gaben, mit großem Danke an. Ueberhaupt iſt das Anbieten von Tabak ein ſehr gutes Mittel, den corſiſchen Hirten ſeinen Dank für kleine Gefälligkeiten, die ſie Einem erweiſen, abzuſtatten, da ſie die Belohnung mit Geld mit ſichtbarem Stolze faſt immer abſchlagen. Angebettelt bin ich auf der ganzen Inſel von einem Corſen übrigens niemals worden. Wie ganz anders auf dem italieniſchen Feſtlande, wo Alt und Jung, Mann und Weib, vom eleganten „primo cameriere“ (erſten Kellner) des Hôtels mit ſeinen ſteifen Vatermördern und Glanzſtiefeln bis zum zerlumpten Buben auf der Gaſſe, ſtets mit gieriger Haſt die weitgeöffneten Hände dem Reiſenden entgegenſtrecken, eine „buona mano“ von ihm zu erbetteln.

Noch einige Stunden hatten wir zu reiten, da glänzten in der

Abendsonne die weißen Häuser von Ajaccio uns entgegen, die sich mit Bäumen untermischt in langer Reihe an einem tief einschneidenden Busen des Meeres hinzogen. In diesem kleinen Orte, der so unscheinbar zwischen den Ulmen und Kastanien, Wallnuß- und Mandelbäumen, die in üppigem Wuchse alle Hügel krönen und die Wege umsäumen, zerstreut liegt, war der größte Mann unseres Jahrhunderts, Napoleon Bonaparte, geboren. Wahrlich, ich hielt mein ungeduldig schäumendes Roß unwillkürlich an, als Pasquale Giavanolli französisch, wie er zum leichten Verständniß stets mit mir sprach, ausrief: „Voyez les maisons d'Ajaccio*)!“

In einer stattlichen Locanda der „Rue Napoleon,“ der Hauptstraße von Ajaccio, die den wohlhabenderen Landbewohnern der Umgegend gewöhnlich als Absteigequartier dient, kehrten wir ein. Wie einen alten werthen Bekannten empfing die gutmüthig aussehende, dicke Wirthin unseren Begleiter, mit dem sie in italienischer Zunge sich unterhielt, während sie mit uns französisch sprach. Wie im Elsaß deutsch und französisch, so wird auf Corsika französisch und italienisch zugleich gesprochen. Das Landvolk bedient sich durchweg nur der italienischen Sprache und versteht häufig kaum französisch; unter den mittleren und höheren Ständen der beiden Städte Ajaccio und Bastia hört man fast durchgängig nur französisch und zwar vielfach mit dem Dialecte der Provence sprechen.

Ein großes Gedränge herrschte in der räumlichen Wirthsstube der Locanda mit ihren braunen Holzwänden aus Nußbaumholz und dem rothen Steinfußboden. Es war am andern Tage eine Art von Wahl oder Versammlung auf der Präfectur, zu der viele Landleute hineingeritten waren; durchgängig ernste Köpfe mit scharfgeschnittenen Zügen und düster blitzenden Augen. Wenn sich

*) Sehen Sie die Häuser Ajaccio's!

auch Bekannte oder Verwandte, die sich lange nicht gesehen hatten, herzlich begrüßten und eifrig mit einander unterhielten, so ging verhältnißmäßig doch Alles sehr ruhig und schweigsam zu. Von der sprudelnden Lebendigkeit, der unermüdlichen Zungenfertigkeit, die der Italiener sonst fast immer in so hohem Grade zeigt, findet man bei den Corsen keine Spur. Ein bisweilen fast finster zu nennender Ernst und ein Zug trotziger Wildheit tritt bemerkbar stets bei ihnen hervor. Und dabei funkeln die dunkeln Augen so lebendig, daß man sieht, es ist keine geistige Trägheit, welche diese äußere Ruhe und Schweigsamkeit erzeugt. Ihren Doppelkarabiner behielten übrigens Alle, selbst beim Trinken auf der Wirthshausbank, über der Schulter hängen, denn ein ächter Corse legt nie sein Gewehr ab, und wenn er schläft, so liegt dasselbe unter seinem Kopfe.

Gegen uns Fremde waren übrigens alle diese finsteren, trotzigen Männer ungemein artig und rückten zusammen, um uns einen bessern Platz einzuräumen, und gaben zwar kurze, aber sehr bereitwillige Antworten auf alle Fragen. Unser Pasquale Giavanolli schien unter allen diesen Landleuten viel Einfluß und Ansehen zu genießen. Mit unverkennbarer Herzlichkeit wurde ihm von den Meisten die Hand gegeben. Das lebhafte Interesse, mit dem mein Begleiter, der polnische Capitain, und ich uns nach Allem, was den Kaiser Napoleon anbetrifft, erkundigten, schien dem Stolze der Leute zu schmeicheln, denn jeder Corse hat nicht geringen Nationalstolz auf seinen großen, verstorbenen Landsmann.

„Ah, das ist gut, da trefft Ihr den Rechten, der kann die beste Auskunft über den Napoleon geben, den er in seiner Jugend noch gekannt hat," rief unser Pasquale aus, wie ein alter Landmann mit schon schneeweißen Haaren, aber sonst noch ganz rüstig aussehend, in die Locanda trat. Der Alte war schon hoch in den achtziger Jahren, wie er uns selbst erzählte, und dennoch heute noch an zwei Stunden von seinem Paese (Dorf) in die Stadt geritten. Auf die Auf-

forderung des Pasquale, der mit ihm befreundet war, setzte sich derselbe zu uns und erzählte uns viele kleine Züge aus dem Jugendleben Napoleons. Er hatte mit demselben und dessen Brüdern, namentlich mit dem „Josè*)," als Bube viel gespielt, da seine Schwester als Mädchen im Hause des Advokaten Carlo Bonaparte, des Vaters von Napoleon, diente. „Wenn der Napoleon auch der Kleinste und Jüngste von all' uns Buben war, so wußte er doch seinen Willen durchzusetzen, und wir Andern mußten Alle thun, was er wollte, ohne daß wir eigentlich wußten, wie dies kam," erzählte uns der Alte. „Dabei war er stets verschlossen und still für sich, und Spiele, wobei gelacht und gejubelt wurde, oder in denen er nicht die erste Stelle einnehmen konnte, spielte er selbst als Bube von 9 und 10 Jahren, denn später habe ich ihn nicht mehr gesehen, niemals mit. Wenn wir aber Banditi und Carabinieri (Räuber und Soldat) draußen im Felde spielten, da war der kleine Napoleon stets der Erste mit dabei. Wir andern Buben wollten nie gerne die Carabinieri machen und es mußte immer gelooft werden, wer es sein sollte. Napoleon Bonaparte erbot sich aber stets freiwillig dazu, und dann wußte er immer es so zu machen, daß die Soldaten die Räuber überfielen und es zu einer Prügelei mit Stocken zwischen uns kam. Ich erinnere mich noch recht gut, daß ich bei einer solchen Gelegenheit denselben mit einer Gerte tüchtig in das Gesicht geschlagen und dabei das Auge getroffen hatte, so daß dies ganz zuschwoll. Die Mutter von Napoleon, Frau Lätitia Bonaparte, die sehr heftig und zornig war und vor der wir Buben alle große Furcht hatten, wollte mich am andern Tage dafür tüchtig durchprügeln. Der Kleine aber bat für mich gut, und da seine Mutter doch nach einem Besen griff, der in der Küche

*) Joseph, Napoleons ältester Bruder, wurde 1806 König von Neapel und 1808 König von Spanien. Nach dem Sturze Napoleons lebte er längere Zeit in Nordamerika.

stand, fiel er ihr in den Arm, so daß sie mich nicht schlagen konnte. Sonst war er sehr rachsüchtig, und jede Beleidigung, die man ihm absichtlich gethan hatte, wußte er wieder auszutilgen, wenn auch Wochen darüber hingehen sollten. So hatte ihn einst ein größerer, stärkerer Junge, ich weiß nicht warum, sehr hart geschlagen, ohne daß der kleine Napoleon ihm etwas dafür wieder anhaben konnte. Viele Wochen brütete er nun stets vergeblich nach Rache und war ganz finster und niedergeschlagen, daß ihm dies immer nicht glücken wollte. Endlich eines Abends erfuhr er, daß der größere Bube allein nach einem nahen Dorfe gegangen war und erst in der Dunkelheit heimkehren werde. Was thut nun das kleine Ding? Er bindet ein Seil zwischen zwei Ulmenbäumen so niedrig über den Fußpfad, daß der denselben Gehende in der Dunkelheit unfehlbar darüber fallen mußte. Er selbst versteckt sich mit einer Peitsche hinter einen dieser Bäume und hat an zwei Stunden trotz Kälte und Wind gewartet, bis sein Gegner ankommt. Richtig stolpert derselbe und fällt mit dem Gesicht in den Schmutz, und in diesem Augenblicke springt der kleine Napoleon hinter dem Baume hervor und haut mit seiner Peitsche den Liegenden, der gar nicht weiß, wie ihm geschieht, einige tüchtige Hiebe auf, worauf er dann eiligst fortläuft. Gerade dieses starren Kopfes wegen mochten wir übrigen Buben, wenn ich die Wahrheit reden soll, nicht allzugern mit ihm spielen, und der Jose war uns lieber. Was übrigens der Napoleon sich in den Kopf gesetzt hatte, das wußte er auch durchzuführen, es mochte kosten, was es wollte. So waren wir Buben einst nach dem alten Thurm des „castello Vecchio“ auf dem „Monte St. Giovanni“ hier nicht weit von der Stadt gelaufen, dort ein Falkennest mit flüggen Jungen auszunehmen. Der alte Thurm war aber so hinfällig, und die Steine bröckelten beim Hinaufklettern so oft herab, daß selbst die Kühnsten und Gewandtesten von uns endlich von dem Klettern abstehen mußten, und wir ohne Falken schon wieder nach

Hause laufen wollten. Der kleine Napoleon, obgleich er sonst gar nicht sehr geschmeidig war, zeigte sich aber nicht damit einverstanden, fing an zu klettern und kam richtig an das Nest. Schon hatte er ein Junges herausgenommen und uns zugeworfen, das wir in unserer Mütze auffingen, als der Stein, auf dem er stand, abbrach und mit ihm herunterstürzte. Napoleon hätte sich nun sehr leicht den Kopf zerschmettern können, denn die Höhe betrug wohl an 35 bis 40 Fuß, aus der er fiel, und unten am Boden lagen viele große Steinblöcke. Glücklicher Weise erwischte er aber im Fallen die Aeste eines wilden Maulbeerbaumes, der da stand, und hielt sich an diesen fest: so kam er denn freilich arg im Gesicht und an den Händen zerschunden auf den Boden herab. Hier war das Erste, was er that, daß er auf den jungen Falken zulief und, ihn hoch in die Höhe haltend, ausrief: „Seht, Jungen, nun hab' ich doch einen Vogel!" Beim nach Hause gehen mußten wir ihm aber versprechen, seiner Mutter Lätitia nichts von dem Vorfalle zu sagen, denn diese hätte sich sonst geängstigt und wäre dann wohl nachher zornig geworden. Der Napoleon ist stets ihr Lieblingskind gewesen, von dem sie am meisten hielt, außer später von den Töchtern und von dem „Jeromio*)," der ihr Reitfukk, wie man zu sagen pflegt, war, den ich aber nicht mehr gekannt habe."

Solche und ähnliche Scenen aus dem Leben Napoleons wußte der alte Landmann in sehr klarer und dabei lebendiger Ausdrucksweise noch mehr zu erzählen. Wir fragten ihn, ob er später, als sein Jugendgespiele sich bis zum Kaiser emporgeschwungen hatte, noch mit ihm in Berührung gekommen sei? Er sagte mir aber, er habe ihn nie wieder gesehen, nachdem er noch als junger Mensch von der Insel fort in die Schulen von Paris und Brienne gebracht

*) Jerome oder Hieronymus wurde 1807 König von Westphalen und lebt jetzt als kaiserlicher Prinz Jerome in Paris.

wurde. Auf unser Erstaunen, warum er nie wieder eine Annäherung versucht habe, erwiederte er mit echt corsischem Stolze: „Da der Napoleone grande mich vergessen hatte, so wollte ich mich ihm auch nicht wieder aufdringen. Ich brauchte ihn ja auch nicht, denn Christus sei gepriesen, ich habe mein Haus und meine Ziegenheerden und meinen Weinberg, so daß ich mit meinen Kindern leben kann. Nur der „Principe Joachimo Murat*)," der die Schwester des Napoleon zur Frau hatte, suchte mich 1815 auf, sprach lange mit mir und schenkte mir zum Abschied einen kleinen Goldring, den ich noch aufbewahre. „Wenn er erst wieder König von Neapel sein würde, und er zweifelte gar nicht daran, daß dies geschehen werde, so wolle er mir mehr schenken," sagte er mir noch beim Abschied. „Doch dem armen Joachim haben sie bald eine Kugel vor den Kopf gegeben."

Es ist bezeichnend für den Charakter Napoleons, daß er sich seiner Geburtsinsel Corsika so selten erinnerte und so wenig für sie gethan hat. Ich glaube, es lag darin mit, daß die Insel nach Lage und Sitten ihrer Bewohner stets naturgemäß zu Italien gezählt wird, Napoleon aber gern als echter Franzose gelten und sich und dem übrigen Frankreich vergessen machen wollte, daß er eigentlich der Geburt nach ein Italiener war, obgleich die Insel wenige Monate vor seinem Geburtstage durch die Gewalt der Waffen von den Franzosen unterworfen war.

Desto mehr erinnern sich, wie gesagt, die Corsen selbst ihres berühmten Landsmannes, und sein Gedächtniß wird bei ihnen auf alle Art geehrt. Seltsamer Weise fehlte aber bis vor kurzer Zeit in Ajaccio eine Bildsäule Napoleons. Erst der jetzige Präsident, oder

*) Joachim Murat, 1805 Großherzog von Berg, 1808 König von Neapel, nach dem Sturze Napoleons, und nachdem er einen Aufstand in Calabrien versucht, am 15. October 1815 erschossen.

vielmehr jetzt Kaiser Napoleon III., der auf geschickte Weise das Andenken seines großen Onkels für sich überall auszubeuten versteht, schenkte vor zwei Jahren der Stadt ein Standbild desselben. Es ist eine Marmorstatue etwas über Lebensgröße. Napoleon, noch als Consul, ist in römischer Toga mit einem Lorbeerkranze auf dem Haupte, in der Hand ein Ruder haltend, welches er auf eine Weltkugel stützt, dargestellt. Man sprach übrigens in Ajaccio davon, Louis Napoleon habe versprochen, wenn seine Dynastie sich erst mehr auf dem französischen Kaiserthrone befestigt habe, so wolle er der Stadt, welche die Wiege seines Geschlechts ist, auch eine bessere Bildsäule seines großen Onkels schenken. Ajaccio selbst, ja ganz Corsika ist zu arm dazu, als daß es allein aus eigenen Mitteln ein Standbild herstellen lassen könnte, würdig des großen Mannes, welchen es darstellen soll.

Die Nacht war schlecht verbracht, denn aus Mangel an Platz mußte ich mit noch andern corsischen Gutsbesitzern das große Schlafgemach theilen, und unter diesen waren einige Schnarcher, die wirklich ein gräuliches Nasenconzert in allen möglichen Tönen, vom feinsten Distant bis zum tiefsten Baß, aufführten. Allzuviel Bequemlichkeit aller Art darf man in einer corsischen Locanda überhaupt nicht erwarten, denn auf verwöhnte, vornehme Gäste sind die Leute nicht eingerichtet. Selbst englische Touristen, die doch sonst überall in so großen Haufen, wo nur etwas ihrer Aufmerksamkeit werth sein kann, hinzupilgern pflegen, haben Corsika noch fast gar nicht bereist, obgleich man von Livorno in so kurzer Zeit hinsegeln kann.

Am andern Morgen besuchten wir in Begleitung des alten Jugendgefährten Napoleons das Haus, in dem der große Kaiser geboren war.

Man biegt von der Rue Napoleon in eine Quergasse und kommt dann auf einen viereckigen Platz von mäßiger Größe, der,

wie faſt alle Plätze von Ajaccio, mit einigen Ulmenbäumen beſetzt iſt. Ein einfaches, graues Haus von drei Stockwerken, mit nur wenigen Fenſtern Front, ſteht an einer Ecke deſſelben. Es iſt das Geburtshaus von Napoleon Bonaparte, der am 15. Auguſt 1769 hier das Licht der Welt erblickte. Durch Nichts, weder im Aeußern, noch im Innern zeichnet ſich dies Gebäude vor den mittleren Bürgerhäuſern aus, wie man ſie in Frankreich und Oberitalien zu vielen Tauſenden findet, und auch auf die Erhaltung deſſelben ſchien bisher nur geringe Sorgfalt verwendet zu ſein, denn das Ganze ſah baufällig und verfallen aus. Sonſt iſt das Haus noch nicht ſehr alt, denn es ward im erſten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts von einem Fiſchhändler erbaut. Bei dem alten Corſen erwachten jetzt, wo er die Räume wieder betrat, in denen er als Bube ſo oft geſpielt, die Erinnerungen an jene Zeiten mit doppelter Lebendigkeit. „Ecco Signori*) (denn er ſprach nur italieniſch), aus jenem Fenſter iſt der Joſe und Napoleon oft heimlich herausgeſtiegen, wenn die Mutter ſie daſelbſt im Zimmer eingeſchloſſen hatte, damit ſie die Aufgaben, die der geiſtliche Herr ihnen gegeben, lernen ſollten. Beſonders Napoleon wollte niemals auswendig lernen und ſagte ſeine Gebote und Sprüche am ſchlechteſten her. Wenn wir beiden Buben dann kamen und einen gellenden Pfiff auf dem Finger thaten, ſo wußten die Beiden drinnen, was dies zu bedeuten hatte, und kamen zu uns herausgeklettert, und dann ging es draußen vor das Thor und in die Berge. Ja, ja, das waren Zeiten, ſolche kommen nicht wieder," ſeufzte der Alte noch dazu.

Unter dieſen Erzählungen traten wir in das öde und unbewohnt ſtehende Haus, das uns ein junges, hübſches Mädchen in corſiſcher Landestracht, mit der „Mandille" um das Haar, aufſchloß. Ein dumpfe, ſtickige Luft, wie in lang eingeſchloſſenen

*) Sehen Sie, meine Herren.

Räumen, quoll uns entgegen und ward erſt beſſer, wie wir raſch die grauen Jalouſieläden öffneten, Sonnenſchein und Friſche einzulaſſen. Ganz öde und leer, ohne Geräthe waren alle die mäßig großen Zimmer, mit ziemlich niedriger, weißer Decke und rothem Steinfußboden, wie man ſie in ganz Corſika trifft. Unſer alter Bauer machte einen guten Führer und wußte beſſer noch in dem Hauſe Beſcheid, wie das junge Mädchen.

Das Zimmer, in dem der große Eroberer zuerſt das Licht der Welt, von der er ſich ſpäter einen ſo mächtigen Theil unterwarf, erblickte, liegt eine Treppe hoch. Es iſt ein einfacher Raum mit zwei kleinen Fenſtern, ausgeſchlagen mit einer groben, ſchlechten Papiertapete von blauen Muſtern. Die Lätitia habe hier ſtets geſchlafen, ſagte uns der Alte, während die Geſchäftszimmer ihres Mannes, der ein Advokat mit bedeutender Praxis unter dem Landvolk war, ſich in der untern Etage befanden. Nicht weit davon iſt ein kleines, einſames Zimmerchen auf die Straße heraus, was Napoleon bewohnte, als er ſchon ſo groß war, daß ſeine ernſteren Arbeiten und Aufgaben es nöthig machten, ihm ſtatt der gemeinſchaftlichen Kinderſtube mit den übrigen immer zahlreicher werdenden Geſchwiſtern ein eigenes Gemach einzuräumen.

In der Wand ſind in dieſem Zimmer zwei kleine Wandſchränke angebracht, in denen der Knabe Napoleon ſeine Bücher und Schreibgeräthe aufbewahrte. „Seht, hier am Fenſter ſtand ſein Schreibtiſch, der aus Föhrenholz und grau angeſtrichen war; ich erinnere mich deſſen noch recht gut," ſagte der Alte mit großer Lebendigkeit zu uns, „und da arbeitete er immer ſtehend, und wenn er verdrießlich war, oder ein Gedanke ihm nicht recht in den Kopf wollte, ſo pflegte er mit der Hand an den Fenſterſcheiben zu trommeln. Einſt, wo er ſehr unwillig war, denn der Vater hatte ihn tüchtig in meiner Gegenwart ausgeſcholten und ihm geſagt, er würde nie ein guter Advokat werden, wozu er anfänglich beſtimmt

war, trommelte er, als derselbe fortgegangen war, so stark an die Fensterscheiben, daß das Glas zerbrach. Da war denn eine große Verlegenheit, denn die Frau Lätitia war sehr geizig, und Taschengeld bekamen die Jungen fast gar nicht. Wir beriethen uns, wie wir das Geld zu einer neuen Fensterscheibe bekommen sollten, und der Napoleon gab mir endlich ein hübsches kleines Netz zum Handfischen, das ihm seine Schwester Karolina gestrickt hatte. Das mußte ich heimlich verkaufen, und von dem Gelde wurde die Fensterscheibe, die der Glaser im Stillen einsetzte, bezahlt. So erfuhr die Lätitia Nichts davon, und der Zank war vermieden, denn sie war eine heftige Frau, und mehr wie einmal habe auch ich Ohrfeigen von ihr erhalten." Während der alte Corse uns dies erzählte, war der polnische Capitain auf der Stelle wo Napoleon's Schreibtisch gestanden hatte, auf die Kniee niedergesunken und küßte den Boden, auf den derselbe seine Füße gestellt. Später bröckelte er mit dem Messer ein kleines Stücklein von den rothen Fliesen des Fußbodens los und steckte dasselbe sorgsam in Papier eingewickelt in die Tasche. Der Mann war ein leidenschaftlicher Verehrer des Kaisers Napoleon, unter dem sein Vater an zwanzig Jahre gefochten und von ihm eigenhändig mit einem schönen Ehrensäbel beschenkt worden war.

Auch die ziemlich geräumige Küche zeigte uns der Alte. Nach corsischer Sitte diente dieselbe des Abends den Dienstboten zum Versammlungsort, die beim Schein des Herdfeuers hier spannen und sich die meist düsteren und blutigen Sagen des Landes erzählten. „Hier in der Ecke saß oft des Abends eine alte Base von mir, die viel in das Haus kam, und wir Kinder drängten uns dann um sie herum, daß sie uns Geschichtchen erzählen sollte, von denen sie viele wußte, und die sie trefflich vorzutragen verstand. Das mochte der kleine Napoleon gerne hören und konnte stundenlang ruhig sitzen und die Alte mit seinen großen dunkeln Augen unbeweglich anstarren, wenn sie von dem Sampiero und den langen blu-

tigen Kämpfen unſeres Volks gegen die Genueſen erzählte. Lieber als alles Spielen mochte der Napoleon ſolche Kriegsgeſchichten hören, und die alte Baſe, Gott habe ſie ſelig, ſie ruht nun auch ſchon an ſechzig Jahre unter der Erde, hatte ihn deshalb von all' uns Buben am liebſten. „Der wird noch mehr, wie Ihr Alle, und mehr, wie der Joſe," ſagte ſie einſt, wie mir noch wohl erinnerlich; „Schade, daß Du Advokat werden ſollſt, Du müßteſt ſo ein Mann wie unſer Paoli*) werden und die Franzoſen," welche die Alte haßte, „von der Inſel vertreiben helfen," ſagte ſie zu ihm, der vor ihr ſtand. Ja, dort auf dieſer Ecke des Herds hat Napoleon manche Stunde geſeſſen. Auch ſonſt ſchwänzelte er gerne in der Küche herum, denn er war eigentlich ſo eine Art von Leckermaul, und die „Polenta" konnte ihm nie fett genug ſein. Wenn wir Buben uns Fiſche gefangen hatten, was oft vorkam, dann bat er immer meine Schweſter, die ihn gern hatte, daß ſie uns dieſelben extra kochen ſolle, ohne daß die Mutter etwas davon merkte; beſonders die Triglia und den Capone (Fiſcharten) mit einer rothen ſauren Brühe von „Pomi d'oro" (Liebesäpfel) mochte er gerne eſſen. Wenn wir Buben uns in den Bergen recht müde gemacht hatten und bekamen dann ſo ein Extra-Gericht und einige Feigen oder Granatäpfel dazu, ſo hielten wir einen köſtlichen Schmaus."

„Ich glaube kaum, daß es dem Napoleon ſpäter, als er Kaiſer in Paris war, beſſer geſchmeckt haben wird, als damals hier in dieſer Küche," erzählte der Alte noch. Im obern Stock des Hauſes ſollen übrigens einige kleine Baulichkeiten vorgenommen ſein, ſonſt ſoll ſich Alles noch in dem faſt unveränderten Zuſtande, wie es damals zur Knabenzeit des Napoleon Bonaparte war, befinden.

*) Paoli hatte die Unabhängigkeit Corſika's längere Zeit gegen Genua, zuletzt gegen Frankreich mit großer Tapferkeit vertheidigt, mußte aber 1768 der franzöſiſchen Uebermacht weichen; in dieſem Jahre ward Corſika franzöſiſche Provinz.

Wohin die Mobilien und sonstigen Hausgeräthe gekommen sind, wußte Niemand in Ajaccio uns mit Bestimmtheit zu sagen. Einige meinten, Madame Lätitia habe, als sie nach Frankreich zog, ihr ganzes Hausgeräth, was nicht viel Werth gehabt haben soll, denn die Familie befand sich besonders nach dem Tode des Vaters in sehr mäßigen Vermögensumständen, in einer Auction meistbietend versteigern lassen. Einige werthvolle Geräthe aus jenem Hause in Ajaccio sollen sich später noch in ihrem Palaste in Rom befunden haben. Da man doch die ächten Mobilien nicht mehr herbeischaffen kann, so thut man wohl daran, das Haus öde und unmöblirt zu lassen, denn falsche Geräthe würden in demselben nur einen unangenehmen, störenden Eindruck machen.

Wie uns das junge Mädchen, das übrigens trotz ihrer corsischen Nationaltracht recht gut französisch sprach, erzählte, wird dies Geburtshaus Napoleons nur von wenigen neugierigen Fremden besucht, und dies sollen größtentheils nur Italiener sein. Was übrigens von französischen Soldaten auf irgend eine Weise nur nach Corsika kommt, versäumt gewiß nicht, diese Geburtsstätte ihres Kaisers zu besuchen und zur bleibenden Erinnerung einige Blätter von den Ulmenbäumen, die vor dem Hause stehen, mitzunehmen.

Einige Stunden beinahe verweilten wir in dem öden, leeren Hause, in das durch die geöffneten Fenster die Morgensonne gar freundlich schien, und durchkrochen es von oben bis zum Keller. Letzterer ist nicht sehr groß, und der Weinvorrath des Carlo Bonaparte kann nicht allzubedeutend gewesen sein. Hatte der Mann doch bei nur mäßigem Einkommen und geringem Vermögen neun lebende Kinder, die ihm seine feurige und lebhafte Frau gebar, zu ernähren! Da konnte freilich auf einen guten Keller nicht viel verwendet werden. Der Alte erzählte uns übrigens, daß der Advokat Carlo Bonaparte ein lustiger, gutmüthiger Mann gewesen sei, der gern allabendlich in die Locanda gegangen, um mit den Nachbarn ein

Stündchen zu plaudern und einige Foglietten guten Weines zu trinken. Die Frau habe das Regiment im Hause gehabt und sei etwas heftig und dabei sehr sparsam gewesen. Letzteres sei übrigens wohl dringend nöthig gewesen, denn bisweilen habe es so an Geld gemangelt, daß seine Schwester ihren Lohn nicht habe zur gehörigen Zeit ausbezahlt erhalten können. Trotz der zahlreichen Familie wurden gewöhnlich auch nur zwei Dienstmädchen gehalten. Uebrigens sollen die Knaben nicht verwöhnt worden sein und sich alle Morgen ihre Kleider selbst ausgeputzt haben.

Als wir endlich das Haus wieder verließen, von dem sich besonders der polnische Capitain, der jeden Stein daselbst aufmerksam besah, gar nicht trennen konnte, wollte das junge Mädchen anfänglich gar keine „buona mano“ für ihre Bemühungen nehmen, so daß wir ihr förmlich etwas Geld aufdringen mußten. Im übrigen Italien und Frankreich, aber auch bei uns in Deutschland hat man solche Zartheit von Personen, die historische Merkwürdigkeiten zeigen, sonst nicht zu erwarten. Ein schönes, grünes Zweiglein von dem Ulmenbaume vor dem Hause brach sich Jeder von uns zur Erinnerung noch ab. Wir verließen Corsika, nachdem wir von unseren Freunden den herzlichsten Abschied genommen. Wir konnten uns dabei nicht verhehlen, daß wir solche herzliche Gastfreundschaft, wie auf diesem wenig besuchten Eilande, beinahe nirgends in Europa gefunden. Lange noch lebte dies Gefühl in meiner Seele fort und machte mir die Erinnerung an die daselbst verlebten Tage zu einer der angenehmsten und heitersten meines Lebens.

V. Ein Tag in Gibraltar.

Eifrig schnob der Dampfer von Algier auf Gibraltar zu. Noch waren es nicht zwei Tage, seit er die alte Corsarenstadt verlassen, und schon tauchte der Felsen von Calpe aus dem Meere auf. Es war ein wunderschöner Abend, als wir in die Meerenge von Gibraltar einliefen. In tiefblauer Farbe rollte das mittelländische Meer, und blauer noch als das Meer war der Himmel; nicht ein kleines Wölkchen unterbrach die tiefblaue Färbung. Von der sinkenden Sonne in eigenthümlichen prächtigen Farben beleuchtet, traten, je weiter wir in die Meerenge einliefen, immer näher die Küsten zweier Welttheile vor unsere Blicke. Links die afrikanischen Gebirge mit dem seltsam geformten Berge Abyla bis zum Vorgebirge Ceuta, rechts Spaniens Felsenküste, der Leuchtthurm von Tarifa und das Ufer bis zum Berge Calpe, der Gibraltar auf seinem Gipfel trägt. Die seltene Klarheit der Luft und die scharfe Beleuchtung der untergehenden Sonne ließen durch ein gutes Fernrohr alle Kuppen, Zacken und Buchten der beiden Küsten vollkommen deutlich erspähen. Offenbar hat Herkules oder ein anderer Riese Europa und Afrika erst auseinander gerissen, denn wie ein Zwillingspaar gleichen sich die Berge Calpe und Abyla, die Säulen des Stärksten aller Helden*)! Man ist oft in Versuchung, die Zacken

*) Die Säulen des Herkules nannten die Alten die beiden Vorgebirge auf der afrikanischen und europäischen Seite, welche die Meerenge von Gibraltar beherrschen.

und Klüfte derſelben näher mit einander zu vergleichen, um zu ſehen, ob ſie noch in einander paſſen und die Spuren ihrer Trennung nicht noch ſichtbar ſind.

Langſamer als auf dem früheren Wege arbeitete und ſtöhnte jetzt unſer Dampfer gegen die Strömung, die ſtets in dieſem engen Verbindungspaß von zwei ſo mächtigen Meeren drängt. Erwünſchter Aufenthalt, um ſo länger vermochten wir die Schönheiten des Abends zu genießen! Goldener und glänzender wurden die Kuppen der Berge, dunkelviolett die untern Theile der Felſen, die bereits in den Schatten der Nacht zurückſanken. Hoch oben in den Wolken glänzten zuletzt noch wie ein Feenſchloß die hellen Mauern und Thürme einzelner Theile der Feſtung Gibraltar, auf welche ein günſtiger Strahl der ſcheidenden Sonne fiel.

„Very well, Sir, es iſt ſchön hier," rief der junge engliſche Seeofficier freudig neben mir auf dem Gangwege über den Radkaſten des Dampfers. Er war eine engliſche, tüchtige Natur, Paſſagier wie ich und der deutſchen Sprache ziemlich mächtig. Seine Geſellſchaft war eine Gunſt des Schickſals, denn der ganze übrige Paſſagierkreis des kleinen ſchmutzigen Dampfers, der uns nach Gibraltar brachte, war ſo unangenehm und widerlich als möglich. Malteſer Handelsleute, eine betrügeriſche, freche, durch und durch verderbte Menſchenklaſſe, die man leider nur zu viel in Algerien findet, waren der Haupttheil der Paſſagiere. Ihr ſchmutziger Anzug und ihr ſonſtiges ekelhaftes Benehmen hielten mich in möglichſt großer Entfernung von ihnen; ſelbſt ihre Sprache war faſt ganz unverſtändlich. Mehrere Juden aus Tanger*), die ein Geſchäft mit ihren Glaubensgenoſſen in Algier gemacht hatten, bildeten ein würdiges Seitenſtück zu der Bande von Malteſern. Auch an der Bemannung unſers Dampfers konnte man wenig In-

*) Hafen an der Nordſpitze von Afrika, zu Marokko gehörig.

tereſſe nehmen. Der Kapitain war ein ziemlich roher Mann, der Nichts als ſein ſchwerverſtändliches provençaliſches Patois ſprechen konnte und dazu noch an einer ſtarken Schwerhörigkeit litt. Nicht viel höher ſtanden an Geiſt und Liebenswürdigkeit die beiden Steuermänner, echte Provençalen, wie faſt alle die übrigen Matroſen. Der eine der Steuermänner, ein bejahrter Mann mit einem ganz merkwürdig von den Blattern durchfurchten Geſicht, erwies ſich übrigens als ein wackrer, herzhafter Mann. Der Zufall wollte, daß ein ungeſchickter Matroſe noch auf hoher See vom Bord in die See fiel, gerade als das Schiff in ſehr ſchneller Fahrt war; da er nicht ſchwimmen konnte, ſank er wie ein Bleigewicht. Ohne ſich einen Augenblick zu bedenken, ſprang der Steuermann, nachdem er ſeinen Rock abgeworfen hatte, dem Sinkenden nach und wußte dieſen mit augenſcheinlicher Lebensgefahr und ungeheurer Kraftanſtrengung ſo lange über dem Waſſer zu erhalten, bis das niedergelaſſene Rettungsboot Beide aufnahm. Hätte übrigens der junge Engländer nicht ſehr thätigen Beiſtand beim Niederlaſſen des Rettungsbootes und Umwenden unſers Schiffes geleiſtet, ſo wäre Alles zu langſam geſchehen, um eine Rettung möglich zu machen. Der Matroſe war bereits leblos, als wir ihn an Bord brachten, und auch der Steuermann ſo erſchöpft, daß er es nach ſeiner eigenen Verſicherung nur noch wenige Augenblicke ausgehalten hätte, ſich und den Andern, der ihn faſt krampfhaft umſchlungen, oben zu erhalten. Mich brachte übrigens dieſer Unglücksfall zuerſt in Berührung mit meinem Reiſegefährten, denn bis dahin waren wir faſt einen ganzen Tag an einander vorübergegangen, ohne außer einem Gruß nur ein Wort mit einander zu wechſeln.

Tiefe Nacht dunkelte nach der kurzen Dämmerung dieſer ſüdlichen Gegend, als unſer Schiff endlich in der Bucht von Gibraltar den Dampf aus dem Schlot ließ und den Anker raſſelnd in die Tiefe ſenkte. Gern hätten wir ſogleich das enge unbequeme Fahr-

zeug verlassen, um die Nacht in einem Hôtel Gibraltars zuzubringen, doch die Strenge der englischen Quarantainegesetze erlaubte dies nicht, bevor der Gesundheitszustand des Schiffes untersucht war. In die schmutzige verpestete Kajüte hätte mich nur die äußerste Nothwendigkeit gebracht, und da diese nicht vorhanden war, so beschloß ich mit meinem Gefährten auch diese Nacht auf dem Verdeck zuzubringen. Der wasserdichte Rock des Engländers und mein alter Reitermantel gewährten hinreichenden Schutz gegen den kühlen Wind, der sich am Morgen, kurz vor dem Aufgang der Sonne, auf der See zu erheben pflegt.

Ein stattlicher Maſtenwald ragte in der Bucht von Gibraltar empor: so weit es die Dunkelheit erkennen ließ, waren Fahrzeuge von allen Größen darunter. Die Mehrzahl der Schiffe, welche die Meerenge passiren will, legt auf der hiesigen Rhede an, um die günstigen Winde abzuwarten, welche es ihnen erleichtern, die Strömung nach dem Mittelmeere zu besiegen. Außerdem ist Gibraltar ein Stapelplatz für den englischen Handel im Mittelmeer, und viele Waaren werden von hier in andere Schiffe umgeladen. Die kleinen griechischen und italienischen Fahrzeuge, die man überall in den mittelländischen Häfen in so großer Zahl findet, gehen nicht gern weiter, sondern laden hier ihre Waaren aus und nehmen andere ein. Große amerikanische und englische Handelsfregatten besorgen dann den Weitertransport, zumal nach den überseeischen Häfen. Auch nach der gegenüberliegenden marokkanischen Küste wird von hier aus ein starker Handel in kleinen leichten Küstenfahrzeugen geführt; außerdem ist Gibraltar der Hauptsitz des sehr beträchtlichen Schmuggelhandels, der längs der ganzen andalusischen Küste mit englischen Waaren getrieben wird. Alles dies und seine unangreifbare Lage auf hohen Felsen giebt diesem Platze eine so unendliche Wichtigkeit für England und ersetzt reichlich die Millionen von Pfunden, welche dieses kahle Felsennest der

englischen Regierung schon gekostet hat. Es ist ein Schlüssel zum Mittelmeere, wie Malta der andere, und keine Stimme erhebt sich im Parlament, wenn fast alljährlich enorme Summen für die endlos vermehrte Befestigung dieses Waffenplatzes gefordert werden.

Die Lichter in Gibraltar schienen aus der Höhe durch die Dunkelheit herab. Mehrere Reihen derselben waren in den verschiedenen Theilen der Festung über einander sichtbar und bildeten Guirlanden von hellblitzenden Punkten auf schwarzem Grunde. Auch von Afrika's Ufer konnte man mit dem Nachtfernrohr ein helles Feuer erkennen, und auch an verschiedenen Stellen der spanischen Küste glimmten feurige Funken. Gegen neun Uhr tönte von der Festung ein Kanonenschuß als Signal zur Retraite, und zugleich rasselte von der Höhe herab die eintönige Melodie des Zapfenstreichs, von vielen Trommeln geschlagen, und unter dem Trommelwirbel stieg wie eine riesige Feuerkugel der Fürst der Nacht aus dem Meere hervor. Die Beleuchtung, die sein bleiches, zitterndes Licht der ganzen Scene verlieh, war von eigenthümlichem Reiz. Riesig hoch starrte als ein schwarzer Koloß, der kein Ende nehmen wollte, der dunkle Felsen von Calpe aus der silbermatten Fluth, die ringsum seinen Fuß umspülte. Die Raen, Maste und Rumpfe der vielen Fahrzeuge um uns herum erschienen viel größer, und selbst die einzelnen Taue zeichneten sich wie scharf gezogene, tiefschwarze Linien gegen den bleichgelben Luftgrund ab. Das Wetter war mild, und eine andalusische Sommernacht mit ihrem ganzen Zauber lag über uns ausgebreitet. Auf unserem Schiffe war es allmählich still geworden. Das maltesische und jüdische Gesindel war in seine Kojen zurückgekrochen und hatte das Verdeck von sich gesäubert. Zusammengehockt in einem Winkel spielten vier provençalische Matrosen, welche die Wache hatten, ein Kartenspiel mit schmutzigen Karten. Obgleich der Einsatz nur in einem einzigen Sou bestand, so war doch ihre ganze Seele beim Spiel, und ich glaube, eine Piraten-

ſchaar hätte unſer Schiff gemächlich erſteigen können, bevor dieſe nachläſſige Wache das Mindeſte davon gemerkt. Häufig erſcholl ein grimmiges: „trente de Dieu!“ „sacristie“ oder „larron de Dieu!“ in Begleitung ähnlicher provençaliſcher Fluchwörter von einem derben Fauſtſchlag auf die Verdeckplanke begleitet und verkündete, daß die launiſche Glücksgöttin ſich dem einen oder andern Spieler allzu ungünſtig bewieſen hatte. Luſtiger ging es auf einem andalauſiſchen Küſtenfahrer zu, der unfern von uns lag. In ſeinem niedern Maſtkorbe ſaß ein halbnackter Matroſe und ſpielte die Mandoline, und die Klänge derſelben in lebhaftem Tacte mit ihren Caſtagnetten begleitend, tanzten vier Burſchen auf dem kleinen Verdeck in unermüdlicher Behendigkeit und Kraft den Fandango*). Es war ein hübſches Bild, die Gruppe der Tänzer im Mondenſchein. Ihre rothen Netze mit den dicken blauſchwarzen Haaren hingen bis auf den Nacken herunter, und was ſich bei Tage an ihrem Anzuge vielleicht als Loch oder Flecken und Lumpen gezeigt hätte, gab ihnen im täuſchenden Mondenſcheine ein maleriſches Anſehen.

Lange ſtanden wir im lebhaften Geſpräche auf dem Galliot unſeres Dampfers und ſchauten dabei in die ſilbernen Gewäſſer, die rauſchend am Kiel ſich brachen. Oft ſchnellte ein Fiſch durch die Luft und fiel plätſchernd in ſein Element zurück. Manch Intereſſantes wußte der junge Officier zu erzählen. Er kehrte aus dem indiſchen Archipel auf Urlaub nach England zurück und hatte zu ſeinem Vergnügen einen Abſtecher dabei nach Algier gemacht. Viel erzählte er von dem Leben in jenen fernen Gegenden, von den blutigen Gefechten, die er gegen die malayiſchen Seeräuber mitgemacht, wobei es Grundſatz ſei, alle etwaige Gefangenen ſogleich an der Schiffsrae aufzuknüpfen und einen förmlichen Vertilgungskampf gegen dieſe Race zu führen. Seine aufregenden Schilderungen der Malayen-

*) Ein den Spaniern eigenthümlicher Tanz.

schlachten tönten wie wilder Gesang in den Guitarrenklang und die Mondscheinruhe am Fuße des kriegerischen Felsens.

Endlich suchte sich jeder die weichste Planke des Verdecks zum Lager, schob den Mantelsack als Kopfkissen unter, hüllte sich fest in seinen Mantel und war bald in einen festen Schlaf versunken. Noch in der Nacht weckte uns das brausende Geräusch eines großen Dampfers, der unfern von uns den Rauch hinausließ und vor Anker ging. Es war der „Jupiter," das englische Postdampfschiff von Malta, das uns nach Lissabon führen sollte. Wir fuhren auf und fürchteten, das Schiff werde am frühen Morgen fortfahren und uns so die Möglichkeit nehmen, auch nur einen Fuß nach Gibraltar zu setzen. Mit dem Sprachrohr des Capitains frug der englische Seeofficier nach dem Bord des Jupiters hinüber, wann er fortfahre. „Schlag sechs Uhr Nachmittags" lautete die tröstliche Antwort.

In purpurner Gluth ging die Sonne auf; dunkelrosenroth erglühte die oberste Spitze des Felsens, welche das Sonnenlicht zuerst erhielt, und blässer und blässer schattirte sich die Farbe ab, bis sie zuletzt am Fuße des Berges in dunkles Grau überging. In allen südlichen Gegenden benützt man die kühle Frische des Morgens zur Arbeit, um während der heißen Mittagszeit die nothwendige Siesta*) zu halten. Auch im Hafen ward schnell Alles lebendig; die Fahrzeuge machten ihre Morgentoilette, und fast auf allen Verdecken waren Matrosen thätig, Einer an Stricken hinunter zu lassen und Wasser zur Reinigung heraufzuziehen. Mehrere größere Schiffe, die in das Atlantische Meer wollten, lichteten unter dem eintönigen J—o, J—o, H—i—o, H—i—o der Matrosen, dem Arbeitsgesange aller nordeuropäischen Seefahrer, die Anker und spannten die Segel aus, da der Wind ihnen günstig war. Eines

*) Die Schlafzeit in den heißen Mittagsstunden.

dieser Schiffe zeigte die Flagge meines engeren Vaterlandes, und ich konnte mich nicht enthalten, dem Capitain, der trotz aller mittelländischen Sonne mit seiner gewohnten Pelzmütze auf dem Kopfe in dem Mastkorbe stand, durch unser Sprachrohr eine heimathliche plattdeutsche Redensart zuzurufen. „Tom Donnerwäder, dat möt ja een Mecklenborger wäien*)," schrie mir der sehr Erstaunte durch sein Sprachrohr wieder zurück und gab mir Grüße an die Heimath mit, da er von hier ein wenig nach Schottland segeln wollte.

Fünfzehn bis achtzehn meist große Schiffe, die ausgespannten Segel vom günstigen Wind gebläht, schwammen bei uns vorüber. Kleine spanische Schmuggler-barken, die im Schutze der Nacht ihr Wesen getrieben hatten, kamen statt der auslaufenden Schiffe wieder herein, sich aufs Neue mit Waarenvorrath zu versorgen. Es waren leichte, sehr schön gebaute Schnellsegler von fünfzehn bis zwanzig Tonnen Tragfähigkeit, vortrefflich geeignet, in die zahllosen kleinen Buchten und Felsencanäle der spanischen Küste einzudringen. An dem niedrigen Mast führten alle ein großes dreieckiges lateinisches Segel von dunkelbrauner Farbe, das aus der Ferne bei Nacht von den spanischen Zollcarabineros nicht leicht entdeckt werden kann. Die Bemannung war für die Größe der Fahrzeuge sehr stark und bestand meist aus sechs bis acht Männern; die Haare in dem grünen oder rothen andalusischen Netzbeutel aufgebunden, eine braune Manchesterjacke fast wie ein Dolman mit einer Schnur über das roth- und weißgestreifte Hemd gehängt, standen diese Gesellen auf ihren Fahrzeugen, die so rasch wie Tauchenten dahin schossen, in müßigen Gruppen umher, wohlgefällig den Dampf ihrer Papiercigaritos in die blaue Morgenluft blasend. Es waren, soviel man durch das Glas erkennen konnte, stattliche Männer mit verwegenen Gesichtern, die gewiß die Pistolen und das lange Messer nicht zum

*) Zum Donnerwetter, das muß ja ein Mecklenburger sein.

Spaß trugen, deſſen ſilberbeſchlagener Griff aus dem rothen Wollenſhawl, den ſie als Gürtel um den Leib gewunden, hervorblitzte. Dieſe Schmuggler liefern oft den „Carabineros“ ernſthafte, ſehr blutige Gefechte und laſſen ſich nicht leichten Kaufes ihre Waaren fortnehmen. Uebrigens ſoll das ganze Schmugglerweſen, obgleich noch immer beträchtlich genug, in den letzten Jahren ſehr abgenommen haben. Eine ſtrengere Organiſation der Mauthbeamten, die viel beſſer als früher bezahlt, dafür aber auch viel mehr im Dienſt angeſtrengt werden, hat das Schmuggeln jetzt zu einem ſehr gefährlichen Geſchäft gemacht, mit dem ſich nur noch die entſchloſſenſten Wagehälſe befaſſen. Wird ein bewaffneter Schmuggler von den Carabineros ergriffen, ſo kommt er auf die Galeeren, daher ſich dieſe Kerle auch auf Tod und Leben wehren.

Um fünf Uhr erſcholl der Reveilleſchuß von der Signal-Batterie der Feſtung, und bald darauf kam das Geſundheitsboot an Bord; da der Geſundheitszuſtand des Schiffes rein befunden ward, weil in ganz Algerien ſeit Jahren weder Peſt, noch gelbes Fieber hauſen, ſo erhielten wir ſogleich Erlaubniß, an's Land zu gehen. Keinen Augenblick zögerten wir am Bord des Dampfers. „Adieu la France!“ rief ſpottend der Engländer, als er ſich mit ſeemänniſcher Gewandtheit in das kleine Ruderboot des engliſchen „Steamers“ (Dampfſchiff) ſchwang, das wir herbeigerufen hatten. Wir nahmen unſre Plätze und brachten unſere Sachen auf dem Dampfer unter; dann trug uns ein Hafenboot, mit zwei ſpaniſchen Ruderern bemannt, ſchnell an den Hafendamm Gibraltar's.

„Jetzt habe ich wieder engliſchen Grund unter den Füßen,“ rief der Officier lachend und ſtampfte mit ſtolzem Fuß auf die Felſenquader der prächtigen Hafendämme; „ſind wir nicht tüchtiges Volk? Altengland für immer!“ Lachend traten wir in die Thür des eleganten Hôtels, das unmittelbar am Hafen liegt, unſere Toilette herzuſtellen und uns durch ein tüchtiges Frühſtück für unſere

Wanderung zu ſtärken. Das Hôtel, mit engliſchem Wirth, engliſchen Kellnern und — doppelt engliſchen Preiſen, war ſo bequem als möglich eingerichtet. Nebenbei bemerkt, die Zahl der ganz auf engliſche Weiſe eingerichteten Hôtels mehrt ſich in allen ſüdeuropäiſchen Hafenſtädten von Jahr zu Jahr. Die ſummende Theekanne, der Teller mit geröſtetem Brod, weiße, ungeſalzene Butter, in einem kühlen Behältniß von kaltem Waſſer umfloſſen, Schnitten von kaltem, etwas roh, aber ſonſt ſehr appetitlich ausſehenden Hammelbraten und weich gekochte Eier verkünden überall im Mittelmeer die friedliche Herrſchaft Englands. Auch in Gibraltar ſtanden ſie bald auf dem blanken maſſiven Mahagonytiſch mit dem ſchneeweißen Tiſchtuch, und mit tüchtigem Appetit ließen wir es uns ſchmecken. Jetzt erſt fühlten wir die rechte Verachtung gegen das elende Dampfboot, wo ein zufälliger Blick in die Küche mir einen ſolchen Ekel eingeflößt hatte, daß es mir unmöglich wurde, von den darin bereiteten Speiſen auch nur das Mindeſte zu genießen. Früchte aller Art, die ich bei mir führte, hatten nebſt Brod und Wein und einigen gekochten Eiern meine einzige Nahrung ausgemacht.

Während wir noch beim Frühſtück ſaßen, marſchirte ein Bataillon Hochſchotten, das hier in Garniſon lag, vorbei, und neugierig eilte ich demſelben nach, um es mir genauer anzuſehen; kräftige Leute, die Alle ſo ſicher und feſt auftraten, wie vorhin mein engliſcher Freund. Die dicken, vollen, rothen Backen ſtrotzten faſt zu ſehr von Kraft und Geſundheit und zeigten die Güte des Roſtbeefs und des ſchäumenden Porters, womit England die Wächter ſeiner Felſenburg ernährt. Die blühenden Geſichter dieſer nordiſchen Männer, wohl durchgängig mit blauen Augen und hellblondem, flachsartigem Haar, ſtachen vortheilhaft ab gegen die vielen hageren, dunkelgebräunten Spanier, Italiener, Provençalen und Malteſer mit den dunkeln Augen und ſchwarzem Haar, die ſich in großen Haufen am Hafen herumtrieben. Während ich den Schotten noch längere

Zeit folgte, deren Marsch eine Nationalweise von sehr eintöniger Melodie zu sein schien, hatte der englische Seeofficier nach einem Vetter, der in Gibraltar als Hauptmann stationirt war, geschickt. Unter der Leitung dieses angenehmen Mannes traten wir unsere Wanderung an.

Drei verschiedene Felskuppen bilden zusammen den Felsen, auf dem Gibraltar liegt; sie stehen durch einen nicht sehr breiten, niederen Landrücken mit dem spanischen Festlande in Verbindung. Der größte Theil der Stadt liegt am Fuße dieses Felsens, da wo auf der einen Seite nach Spanien hin ein breiter Landvorsprung ist, von dem der Felsen steil aufsteigt. Es sind größtentheils elegante, große Gebäude, flache Dächer und Balcone mit zierlichen Eisengeländern in dem Geschmack der Gartenhäuser vor den Thoren unserer größeren deutschen Städte, hohe Fenster mit großen Spiegelscheiben, schneeweißen Gardinen und hellgrün angestrichenen Fensterläden und Hausthüren mit blanken Messingschildern — Alles vom Großen bis auf das Kleinste herab recht englisch. Englisch sind auch die Schilder an den vielen Kaufmannsläden aller Art mit oft sehr großen Waarenlagern, an Restaurationen, Hôtels u. s. w. Ein anderer Theil der Stadt zieht sich steil an dem Felsen hinauf, ja ist in die Klüfte und Spalten desselben hineingeklebt. Die Straßen sind hier so enge, daß kein Wagen darin fahren könnte, und laufen oft unter überhängenden Felsen, welche auf den Dächern zu ruhen scheinen, fort. Steile, enge Felsentreppen verbinden die einzelnen Gassen mit einander; das Ganze bildet ein wundersames Labyrinth von Gängen, Treppen und Felsenschluchten. Wir traten z. B. in ein Kaffeehaus wie gewöhnlich durch eine Parterrethür von einer Gasse ein; als wir aber aus den Fenstern des Saales im unteren Stock auf die entgegengesetzte Seite blickten, fanden wir, daß der Saal sich auf dieser Seite schon in der dritten Etage befand. Einzelne Parthieen des Felsens sind ganz kahl und entblößt, andere

mit reizenden Holzungen von südlichen Bäumen oder grünen, sorgfältig gepflegten Grasplätzen bekleidet. Auch einzelne große, weiß angestrichene Kasernen und Magazine findet man hier, obschon die meisten Soldaten in den hohen Kasematten wohnen, die in den Felsen selbst eingebauen sind. Unzählich sind die Bastionen, Wälle, Gallerieen und die großen, ganz in den Felsen eingesprengten Gänge und Kasematten, die Befestigungen dieser unbezwinglichen Felsenburg. Am stärksten ist die jäh in das Meer schießende Seite des Felsens befestigt, die dem spanischen Festlande zugewandt ist, da man von hier aus wohl den Hauptangriff erwarten müßte. Vierhundert Fuß über dem Meeresspiegel ist hier die erste Gallerie in den Felsen eingesprengt, siebenhundert Fuß hoch die zweite. Eine lange Reihe mächtiger Kanonen, meist Vierundzwanzigpfünder, wohl einige Hundert an der Zahl, starrt hier aus den großen Schießscharten heraus, aus ihren Schlünden Tod und Verderben jedem Feind drohend. Sehr hoch und sehr geräumig, daß ein Reiter bequem hinter allen Geschützen reiten kann, dabei hinreichend hell sind alle diese Gallerieen. Bei anhaltendem Feuern muß aber der Pulverdampf fast erstickend in ihnen werden; auch der Knall der Geschütze, durch den Widerhall verstärkt, soll den Ohren nicht wenig zumuthen. Außer diesen Gallerieen sind noch mehrere andere Batterieen und Bastionen auf dieser Seite des Felsens angelegt, die überhaupt allein an siebenhundert große Geschütze zu ihrer Vertheidigung enthalten. Eine der Gallerieen, welche die Ecke bildet, ist zugleich ein hohes, geräumiges Zimmer, in dem die Schießscharten die Fenster bilden. Hier hat man eine sehr schöne Aussicht, und die englischen Officiere haben wiederholt große Feste und sogar Bälle darin gegeben. Auf dem Mittelpunkt des Berges steht ein weißes Wachthaus, das zugleich als Telegraphenstation für die ansegelnden Kriegsschiffe dient, da man es weit durch die ganze Meerenge und den Busen von Gibraltar sehen kann. Ein alter

Invalide, der als Telegraphenwächter angestellt ist, ließ uns durch das große Fernrohr, das hier aufgestellt ist, sehen. Auf der ganzen Erde giebt es wohl keinen einzigen Punkt, von dem aus das Auge zu gleicher Zeit so weite Strecken zweier verschiedener Welttheile überblicken kann. Lange weilten wir hier und konnten uns von dem großartigen Panorama, welches unser Blick überschaute, kaum trennen. Da der Invalide von den Officieren kein Trinkgeld nehmen durfte, so ließen wir uns eine Flasche guten Portwein, den er zum Verkauf an etwaige Besucher führt, von ihm geben. Auf einem ziemlich beschwerlichen, steil ansteigenden Pfade gingen wir jetzt zu der höchsten Kuppe des Felsens, die an elfhundert Fuß gegen das Meer abfällt. Ein alter grauer Thurm aus der Mauren-Zeit ziert diesen Gipfel. So grau und verwittert sehen die Wände desselben aus, daß man sie kaum von dem Felsengestein, aus dem sie hervorzuwachsen scheinen, unterscheidet. Schon die alten Mauren haben den Felsen von Gibraltar mit mehreren Thürmen befestigt, da sie die Wichtigkeit desselben erkannten. Von dem würdigen greisen Maurenthurme sahen wir einige kleine Affen aus der Ferne in den Felsenschluchten herumklettern. Es sollen noch mehrere hundert solcher Thiere — unsere gewöhnlichen Jahrmarktsaffen, kleine Kerlchen mit langen Schwänzen — in den theilweise unzugänglichen Schluchten des Calpe hausen, die einen gewissen gastfreundlichen Schutz von Seiten des Gouvernements genießen und von den Unberechtigten nicht geschossen oder weggefangen werden dürfen.

Auf der Südseite des Berges sind wieder mehrere sehr stark besetzte Forts und in den Felsen gehauene Gallerieen mit schweren Geschützen; die Mündungen der Kanonen ragen hier kaum zehn bis zwölf Fuß über dem Meeresspiegel hervor, und bei besonders starkem Wellengange soll der Schaum bis in die Schießscharten hineinspritzen. Im Ganzen enthalten, wie ich hörte, alle Werke der Festung

Gibraltar an achtzehnhundert schwere Geschütze, eine Zahl, deren Größe ich nicht für übertrieben halte, da das Auge überall auf blanke Kanonenröhre trifft. Man erzählt sich, die englische Regierung habe einen Preis von hundert Pfund für die Entdeckung jeder neuen Stelle ausgesetzt, auf welcher zweckmäßig auch nur noch eine Kanone angebracht werden könne, es sei aber nicht mehr möglich, denselben zu verdienen. Daß Gibraltar bei diesen gewaltigen Vertheidigungsmitteln jemals durch eine feindliche Belagerung eingenommen werden könnte, scheint mir ganz unmöglich; das einzige Mittel wäre eine Einschließung von der Land- wie Wasserseite, um der Garnison alle Zufuhr abzuschneiden und dieselbe allmählich auszuhungern. Aber abgesehen davon, daß die Flotten Englands solche Einschließung nicht leicht dulden würden, wäre dieselbe ein sehr langwieriges Unternehmen, da in den großen Magazinen stets ungeheure Vorräthe von Lebensmitteln, die im Nothfalle mehrere Jahre für die ganze Besatzung ausreichen können, aufgespeichert sind. Denn hier befinden sich stets Vorräthe aller Art für einen Theil der englischen Flotte im Mittelmeer.

Auch das Innere einer Kaserne beschauten wir auf meinen Wunsch. Große Reinlichkeit und Ordnung herrschte in den Höfen, Gängen und Zimmern derselben, und man sah auf den ersten Blick, daß eine strenge militairische Disciplin geübt wurde. Die Zimmer selbst, nach südlicher Sitte mit steinernen Fußböden, waren hell, geräumig und luftig. Jeder Soldat hatte seine eiserne Bettstelle, auf der eine Matrazze und eine leichte Decke lagen. Sehr appetitlich sah es in der großen Küche aus. Ungeachtet dieser Bequemlichkeiten wird Gibraltar nicht sonderlich als Garnison geliebt, und Officiere wie Soldaten gehen lieber hinab, als hinauf. Der Wachtdienst ist sehr streng. Auch das Klima wird nicht gelobt. Daß die Hitze des Mittags, wo die Felsenwände überall die Sonnenstrahlen

mit vermehrter Gluth zurückprallen lassen, sehr stark ist, empfanden auch wir.

Von dem alten Maurenthurme aus besahen wir noch flüchtig die große St. Michael-Höhle, welche nicht sehr weit davon liegt. Es geht die Sage, diese Höhle, deren Grund wohl noch nie ein menschlicher Fuß betreten hat, gehe bis auf den Meeresboden, und es finde unter demselben von hier aus eine unterirdische Verbindung mit dem afrikanischen Ufer statt. Vor mehreren Jahren hat ein kühner englischer Officier sich an einem langen Tau in diese Höhle hinuntergelassen, ohne jedoch den Boden derselben zu erreichen.

Es war Mittag geworden. In der untern Stadt war es jetzt nicht mehr so lebendig, als am Morgen, da von elf bis drei Uhr in den heißen Monaten fast allgemein die Arbeit ruht. In den meisten englischen Häusern hatte man die Jalousieen niedergelassen, selbst manche Läden waren geschlossen. Demungeachtet beschlossen wir noch einen schnellen Ritt nach der nahen Küste des spanischen Festlandes zu machen. Drei ziemlich gute Reitpferde englischer Zucht waren im Hôtel zu bekommen; wir schwangen uns rasch in die Sättel und galoppirten über die Landzunge nach einem Korkeichengehölz, das vom andalusischen Festlande bei Algesiras einladend herüberschimmerte. Endlich hatte ich wieder ein großes, langhalsiges, englisches Pferd mit englischer Sattlung und Zäumung unter mir, nachdem ich in Algerien nur die kleinen, feurigen, gewandten maurischen Hengste mit ihren hohen Sätteln und scharfen Gebissen geritten hatte. Daß meine englische Stute auf unebenen Felspfaden nicht halb so viel leistete, als die Rosse der Spahis, merkte ich bald, denn dieselbe strauchelte am andern Ufer auf einem etwas abschüssigen Fußsteig wiederholt, wo die Berber im vollsten Galopp, selbst in der Dunkelheit der Nacht, ganz lustig gelaufen wären. In dem Walde der dunkeln Korkeichen war es sehr behaglich, und der Schatten der grünen Blätter that uns wohl. Sehr malerisch ragte

auch von dieser Seite der steile Felsen von Gibraltar in die Luft, und unser Zweck, denselben von allen Seiten zu betrachten, wurde zu großer Zufriedenheit erreicht. In einer kleinen, halbzerfallenen Schenke, die eine reizende Lage am Meeresufer unter dem Schatten großer, hoher Bäume hatte, stiegen wir einen Augenblick ab. Eine malerisch zerlumpte Frau, deren Körper mehr entblößt als bekleidet war, die jedoch trotz Lumpen und Schmutz noch Spuren großer Schönheit zeigte, brachte uns einen Krug mit einem starken, spanischen Wein. Zwei prächtige Buben von drei und fünf Jahren, mit Gesichtern voll Schelmerei, Gutmüthigkeit und Lebenslust, wälzten sich spielend im Grase herum und schauten dabei mit neugierigen Blicken aus den dunkeln, großen Augen uns Fremdlinge an. Der jüngste dieser Buben war ganz unbekleidet; der älteste hatte ein kleines Stück von einem Lumpen, der ehemals vielleicht eine Art von Hemd gewesen war, mit grünem Binsengras als Gürtel wie ein Schurzfell vorgebunden. Ein alter, ergrauter, blinder Mann, in einen geflickten, abgelegten englischen Wachtmantel gehüllt, saß daneben bewegungslos in der Sonne, deren Strahlen seinem schon ganz erstarrten Körper wohlthaten. Es war ein echt spanisches Sittenbild. Wir kehrten langsam den Knaben in dem Korkeichenwald den Rücken und galoppirten in's Hôtel zurück.

Ein Boot brachte uns an Bord des Jupiter, dessen dicke schwarze Rauchwolke aus dem hohen Schlot zeigte, daß er zur Abfahrt bereit sei. Es ist doch ein Unterschied am Bord eines französischen und englischen Schiffes. Die französischen Kriegsdampfboote der Marine sind größtentheils treffliche Fahrzeuge; ihre Officiere sind oft sehr liebenswürdige, wohlerfahrene Männer; auch die Mannschaft ist gut disciplinirt und tüchtig, und doch ist soviel Studirtes, Geputztes in dem Seewesen der Franzosen. Bei den Britten wird jeder Prunk vermieden, ja fast zu unscheinbar ist Vieles bei ihnen. An der großen englischen Fregatte sind oft

lange nicht soviel Vergoldungen und bunte Malereien oder zierliche Holzschnitzereien zu finden, als bei manchem schlechten Küstendampfer; selbst die Commando's auf englischen Schiffen sind kürzer und einfacher, als bei den Franzosen, wo oft unbedeutenden Ausführungen ein langes, prahlerisches Commando vorangeht.

Auch auf unserem „Jupiter" konnte man dies wohl erkennen. Als die Uhr sechs schlug, da rasselte der Anker in die Höhe, die mächtigen Schaufelräder fingen erst langsam und dann immer rascher an, in die Wellen einzuschlagen; der Kiel des Schiffes drehte sich, und in schneller, sicherer Fahrt enteilten wir der Bai von Gibraltar. Lange dauerte es, bis wir die beiden hohen Säulen des Herkules, dieses gewaltige Felsenthor, aus dem Gesichte verloren. —

II. Bilder aus den Pyrenäen.

1. Die Besteigung des Pic de Bergonz.

Die Pyrenäen bilden die Grenzscheide zwischen zwei in ihrer ganzen Lebens- und Denkweise verschiedenen Völkern. Sie sind dahingelagert wie ein mächtiger Wall zwischen zwei Ländern und Meeren, zwar nicht in gleicher Ausdehnung und Großartigkeit in der Gestaltung wie die Alpen, aber nichtsdestoweniger mit ihren himmelanstrebenden Pics, ihren wilden, zerrissenen Thälern, ihren hochgelegenen Seen und rauschenden Wasserfällen ein gewaltiges Zeichen der Allmacht Gottes und ein herrliches Bild seiner Wunder in der Natur.

Wie auf den Schweizerbergen ein kräftiges, heiteres und gesundes Volk uns entgegentritt, welches sein Leben in stetem Kampfe mit den Naturgewalten hinbringt und nur mit unsäglicher Mühe dem Boden abringt, was es zum Fristen des Lebens bedarf, so sehen wir auch in den Pyrenäen denselben Kampf sich erneuen, sehen, wie dort, den liederreichen Basken hinaufziehen auf die höchsten Berge und nicht nach einem größeren Reichthume des Lebens verlangen, als welchen seine Heerde, sein Ein und Alles, ihm beut, sehen ferner den kühnen Gebirgsjäger dem räuberischen Bären und der einsamen Gemse nachfolgen bis in ihre verborgensten Schlupfwinkel und nach unendlichen Entbehrungen in sein heimathliches Thal zurückkehren. Aber wir sehen auch jahraus jahrein Tau-

sende von Kranken und Hinfälligen sich hinflüchten zu den wirksamen und unerschöpflichen Heilkräften der Pyrenäennatur und sich in den heilkräftigen Wassern derselben gesund baden.

An Alles dies gemahnen uns die riesigen Grenzwächter Spaniens und Frankreichs, und wir wollen daher, begierig, ihre Schönheiten vor unseren Augen erschlossen zu sehen, näher zu ihnen hinzutreten und unsere Wanderung über ihre Berge und durch ihre Thäler beginnen.

Ich führe Euch deshalb, meine jungen Freunde, zuerst auf einen der schönsten Berge, nämlich auf den Pic de Bergonz und erzähle, wie mir mein Gewährsmann berichtet.

Ein köstlicher Schlaf, wie ihn nur die Bewegung in der Gebirgsluft zu geben pflegt, hatte meine erste Nacht in den Pyrenäen begleitet. Mit dem frühesten Strahle, den die Morgensonne zwischen den Kuppen des östlichen Gebirges hindurch in das Thal sandte, hatte ich bereits die zwischen meiner Wohnung und einer kleinen Cascade (Wasserfall) liegenden Wiesen durchschritten, und bald hatte ich, meiner Gewohnheit gemäß, die letzten lähmenden Spuren nächtlicher Trägheit durch ein Bad in eiskaltem Quellwasser verscheucht; dann wandte ich mich, meinen Gebirgsstock in der Hand, eine kleine Karte der Pyrenäen in der Tasche, dem südlich von Luz*) gelegenen Gebirge zu, um in demselben den Pic de Bergonz aufzusuchen. Ich war, meiner Gewohnheit nach, ohne Führer, denn ungehindert und allein in den Bergen herumzuschweifen, dünkte mir stets die größte Lust. Nachdem ich den oberen Theil des Städtchens durchwandert hatte, folgte ich dem Pfade, welcher durch Wiesen und Felder in immer sanfter ansteigender Richtung nach dem bereits ziemlich hoch über Luz gelegenen Dorfe

*) In der französischen Provinz Bigorre, in der Grafschaft Bigorre, südlich vom Pic du Midi, nördlich vom Mont Perdu.

Villenave führt. Hier theilen sich die Wege. Einer derselben führt links in die Schlucht hinauf, aus welcher ein Waldstrom, die Lise, hervorbraust, um sich bei seinem Eintritte in das Thal in verschiedene zur Bewässerung der Wiesen benutzte Arme zu theilen. Ich hatte anfangs diese Richtung eingeschlagen und mich längs der Lise an einer schroffen Wand von losem Geröll rasch über den unten in der Tiefe über Felsblöcke hinstürzenden Strom erhoben. Bald war der Weg hier so schmal, daß man von jedem unsichern Tritte auf dem beweglichen Boden den Sturz in den Abgrund befürchten mußte. Nichts spricht erheiternd oder ermuthigend in dieser Schlucht an, welche von Allem, was athmet, verlassen und gemieden scheint. Schroffe Wände, gebildet durch Erdstöße, engen den Bergstrom ein, welcher sich mühsam durch die Hindernisse seines Bettes hindurch arbeitet, und rechts und links haben die Lawinen, welche mit tödtender Regelmäßigkeit hier alles Leben verbannen, die Spuren ihres Sturzes in langen, muldenartigen Vertiefungen zurückgelassen.

Ich wußte, daß man zu Pferde bis auf den Gipfel des Pic de Bergonz gelangen könne, und die Unwegsamkeit dieser Wildniß gab mir daher bald die Ueberzeugung, daß ich mich in der genommenen Richtung geirrt habe. Ich kehrte daher nach einem Marsche von einer Stunde nach Villenave zurück und schlug den Pfad ein, welcher vom Dorfe aus am nördlichen Abhange des Pic sich auf denselben erhebt. Bald hatte ich die verlorene Zeit und einen alten Hirten eingeholt, der von der Stadt auf seine Triften und zu seiner Heerde zurückkehrte. Er war, wie alle Hirten des Landes, in ein Camisol von grober, dunkelbrauner Wolle, ein kurzes, unter dem Knie festgeschnalltes Beinkleid und lange Gamaschen von demselben Stoffe gekleidet: die letzteren bedeckten nur mangelhaft die obere Oeffnung der schweren Holzschuhe, welche die Bergbewohner des Landes bei allen Beschäftigungen auf ihren bloßen Füßen tragen.

Diese Holzschuhe, in welchen wir uns entsetzlich ermüden würden, ohne fortzukommen, und in denen wir namentlich bei Todesgefahr nicht wagen dürften, die gefährlichen Pässe des Gebirges zu begehen, sind für den Pyrenäenhirten ein unentbehrlicher Besitz und ein Sicherungsmittel bei seinen Unternehmungen. Da das Bewässerungssystem, wodurch der Gewerbfleiß des Hirten Weideplätze im Gebirge hervorruft und verbessert, ihn täglich und stündlich dem Aufenthalte im Wasser aussetzt, so ist seine wasserdichte Fußbekleidung ihm einmal schon dadurch unentbehrlich, Nägel aber, welche darin eingeschlagen sind und etwa ein achtel Zoll daraus hervorstehen, gestatten die Ersteigung der abschüssigsten und schwierigsten Flächen, welche sich oft an gähnende Abgründe lehnen, und auf welchen der Hirt vermöge derselben sich ganz unbekümmert den Arbeiten der Heuernte und Bewässerung überläßt.

Unser ehrlicher Hirt trieb ein Maulthier vor sich her, an dessen grobgeschnitzten Sattelbogen ein Paar große Körbe und ein kupferner Kessel hingen; oben auf dieser Last saß die Hausfrau des Hirten, und dicht hinter derselben schritt ein kleiner, nußbrauner Junge her, dem Vater an Gesicht und Kleidung so ähnlich, als ob man ihn durch ein Verkleinerungsglas angesehen hätte. Dem Alten folgte mit der Anmuth und Leichtigkeit der Jugend ein junges Mädchen von etwa siebzehn Jahren, die Tochter des Patriarchen. Sie ging barfuß und ihr stand sogar die wenig kleidsame Tracht der Bauerfrauen dieser Gegend, der viel zu eng geschnittene und hinten in wenige Falten gelegte Rock aus einem groben, gestreiften, leinenen Stoffe und eine Cattunjacke, über die ein buntgeblümtes Tuch gesteckt wird, gut.

Bald war die Unterhaltung mit der Familie im Gange und ich hatte hier zum ersten Male Gelegenheit, das freimüthige Wesen, das bei gänzlicher Unkenntniß des Zustandes der Welt außerhalb ihrer Berge um so auffallendere richtige Urtheil und mehr noch, als

das Alles, das ganz gute, verständliche Französisch dieser Bewohner der abgelegensten Gegenden des Gebirges zu bewundern, was hauptsächlich ein Verdienst der sogenannten Freischulen des Ordens der frères ignorantins*) ist.

Unsere Unterredung beschränkte sich anfangs auf zahllose Fragen des Hirten, worauf ich mit beharrlicher Geduld antwortete, und ging dann auf mein Vaterland, Deutschland, über. Der Hirt war der Ansicht, daß dies zu Frankreich gehöre, und wunderte sich nicht wenig, als ich ihm diesen Wahn benahm. Dann war vom Pic de Bergenz die Rede, und ich war erstaunt, den alten Hirten nicht blos mit Wärme von den schönen Weiden auf dem Pic, sondern auch von der Aussicht reden zu hören, die mich daselbst erwarte.

Nach etwa dreiviertelstündigem Zusammenwandern schied die Familie des Hirten von mir, nachdem ich wiederholt von ihr eingeladen war, Milch bei ihr zu trinken; ich lehnte indeß diese freundliche Einladung ab, aus Besorgniß, zu spät auf dem Berge anzukommen und die Gegend mit dem Nebelschleier bedeckt zu finden.

Der Weg, welcher nach dem Pic hinaufführt, steigt zuweilen steil bergan, bietet aber weder Gefahren, noch bedeutende Schwierigkeiten, so daß man bis zur Kuppe hinanreiten, und Damen sich in der Portechaise hinauf tragen lassen können. Dadurch wird er zu einem der besuchtesten Punkte des Gebirges, wozu auch seine vereinzelte Lage, sowie das sich vor den Augen des Reisenden im lachendsten Gewande entfaltende Hirtenleben viel beiträgt.

Zwischen köstlichen Wiesen, welche von silberhellen Bächen bewässert und mit duftenden Blumen und Kräutern gleichsam durchwirkt sind, steigt man nach den höheren Regionen des Berges

*) Wörtlich die „unwissenden Brüder." Mönche, die sich große Verdienste um den Schulunterricht besonders der niederen Klassen in Frankreich erworben haben.

hinan; hier und da sieht man die Einförmigkeit der grünen Flächen durch grasende Heerden mit ihrem auf seinen langen Stab gestützten oder malerisch auf einen Felsen gelagerten Hirten, oder durch die einfache Wohnung desselben unterbrochen und belebt.

Das Hirtenleben in den Pyrenäen gleicht dem in den Alpen bis in die kleinsten Einzelnheiten. Aber der Boden der Pyrenäen ist bei Weitem ärmer, und man findet daselbst nicht den Ueberfluß, welcher den Hirten der Alpen für seine Mühseligkeiten belohnt, hier nicht die schönen, kräftigen und milchreichen Heerden, wie dort. Daher verbraucht der arme Hirt der Pyrenäen auch gewöhnlich den Milchertrag seiner Heerden für die Erhaltung seiner Familie, und es bleibt ihm als Gewinn nur der Erlös übrig, welchen der Verkauf der Wolle oder der jungen Thiere bringt und welchen die an den Staat zu zahlenden Abgaben gewöhnlich hinnehmen.

In den höchsten Thälern des Gebirges, in welchen nur die heißesten Sommermonate den Winter verscheuchen, baut er für die Zeit, die er dort ausdauern kann, sich von den überall vorfindenden Felstrümmern eine niedrige, halb in den Boden versenkte Hütte, welche mit Reisern, Rasen und Steinen bedeckt wird und ihm gegen die Wuth der Gewitterstürme und die Regengüsse einen nur höchst mangelhaften Zufluchtsort gewährt. Während er auf jenen unwirthlichen Höhen, einsam mit seinen treuen Hunden, die Heerde gegen die Angriffe der Wölfe, Bären und Adler zu schützen sucht, sind die übrigen Mitglieder der Familie in den nur eine Stufe niedriger gelegenen Thälern mit der Heuernte beschäftigt. In dieser letzteren Höhe erst beginnt der Fleiß des Hirten zu fruchten. Eine ziemlich geräumige Schenne erhebt sich hier inmitten der Triften, welche der Gegenstand der ganzen Aufmerksamkeit des Gebirgsbewohners sind; diese größere Behausung dient im Sommer der Familie zugleich zur Wohnung und zur Aufnahme des eingebrachten Heues; die Wiesen, von deren Ertrage die Erhaltung

der Heerden abhängt, werden mit der größten Sorgfalt bewässert und dadurch auf oft ganz unergiebigen Strecken hervorgerufen. Zu diesem Zwecke leitet man die von dem oberen Theile des Gebirges herabkommenden Bäche mittelst hin und wieder laufender Furchen auf der zu bewässernden Fläche umher, so daß ein in diesem oder jenem Schlage der Furchen aufgestellter Stein gestattet, das Wasser überall, wo man will, überlaufen zu lassen. Wenn die Heuerndte beendigt und das Winterfutter aufgespeichert ist, wenn die Herbststürme die Kuppen der Berge zu peitschen beginnen, oder die dürftigen Weideplätze derselben die Heerden nicht mehr zu ernähren vermögen, steigt die Familie in die unteren Thäler hinab und überläßt dem inzwischen von den Gipfeln vertriebenen Hirten und seiner Heerde die gefüllte Scheune; dieser bringt darin den Winter zu und er hat wahrlich hier Gelegenheit, im Kampfe mit der ihn umgebenden Natur seine Ausdauer und seinen Muth zu erproben. Abgeschnitten von der ganzen übrigen Welt ist dem Einsiedler dennoch die Sorge nicht fremd; bald sieht er den Ertrag einer spärlichen Futtererndte vor dem sich verlängernden Winter zu früh hinschwinden und Mangel drohen, bald schreckt ihn der Donner der nahen Lawine aus dem Schlafe auf, bald führt ihm das Heulen des um seine Wohnung herumschleichenden Wolfes seine Einsamkeit und die Unerreichbarkeit aller menschlichen Gesellschaft um Hilfe lebhaft vor die Seele. Das Innere seines Winterquartiers ist nicht gemacht, ihn für den Mangel an Gesellschaft mit den Menschen schadlos zu halten; vier Wände vom rohesten Material umgrenzen den inneren Raum der Wohnung, welcher in zwei Abtheilungen, die eine für die Kälber oder Lämmer, die andere für die älteren Thiere abgetheilt ist; in der Ecke dieser vom Hirten mit der Heerde getheilten Behausung befindet sich ein von wenigen rohen Feldsteinen erbauter Herd, von dem der Rauch sich durch die als Fenster dienenden Luftlöcher den Weg in's Freie sucht; ein durch loses Gebälk

unter dem Dache gebildeter Bodenraum schließt den Heuvorrath ein, welcher zugleich dem Hirten als Schlafstelle dient; an den Wänden hängt das aus Buchsbaum geschnitzte Hausgeräth des Eremiten, bestehend aus einigen selbstverfertigten Näpfen und Löffeln, letztere mit ganz kurzem Stiele, auch wohl ein altes Gewehr und der zum Buttern bestimmte und aus einem zusammengenähten Schaaffelle bestehende Schlauch, in welchem eine durch einen Pfropfen geschlossene Oeffnung sich befindet, und in welchem der Rahm der Milch so lange geschüttelt wird, bis sich die Butter gebildet hat.

Wenn dann aber der Frühling zurückkehrt und die ersten erquickenden Sonnenstrahlen von den Bergen die Schneedecke abgehoben haben, unter welcher das Grün der Triften nur verborgen lag, ohne verwischt zu sein, dann hat der arme Hirt in der wieder erlangten Freiheit bald die Bedrängnisse einer langen Gefangenschaft vergessen; glücklicher als die Glücklichen, und reicher als die Reichsten der Erde zieht er mit seinem Vorrathe von neuem Geräthe, das er während der traurigen Wintertage geschnitzt hat, wieder seinen Bergen zu.

Doch kehren wir nun wieder zu unserem Pic zurück. Gewöhnlich wird die Zeit, in welcher man ihn ersteigen kann, zu fünf Stunden angegeben. In vier Stunden war ich ohne sonderliche Anstrengung auf dem Kamme des Berges angelangt, wo der Reiter sein Pferd verläßt und in wenigen Minuten zu Fuß die höchste Kuppe oder den eigentlichen Pic auf einem sehr abschüssigen und durch trockenes Gras geglätteten Boden erreicht. Schon seit einer halben Stunde hat uns die frühere Vegetation verlassen und das Rhododendron unseren Eintritt in die höheren Regionen des Gebirges bezeichnet. Wir stehen jetzt auf der höchsten Spitze des Berges, 6504 Fuß über der Meeresfläche erhaben. Obgleich diese Höhe der vieler anderen Berge der Pyrenäen bedeutend nachsteht, ist doch die

Lage des Pic de Bergonz der Aussicht von da so günstig, daß es kaum einen zweiten Punkt in der Kette giebt, welcher dem Reisenden für die Mühe des Ersteigens einen volleren Genuß gewährte. O, wie schwach und farblos bleibt jede Schilderung des von dort oben vor uns ausgebreiteten Bildes! Wo fände der Maler Farben, der Dichter Worte, welche den Zauber des Blicks von jener Kuppe auszudrücken vermöchten! Mag daher der geneigte Leser mir den Versuch einer mangelhaften Zeichnung des Panoramas erlassen, welches den Pic de Bergonz umgiebt, und sich mit der Aufzählung der einzelnen Theile des letzteren genügen lassen.

Im Norden, welchem man beim Betreten des Pic zugewendet ist, senkt sich der Blick auf die Wiesengründe von Luz hinab und durch die Schlucht von Pierrefitte dringt er in das liebliche, von blühenden Bergen umgebene Thal von Argeles*) ein, um sich weiterhin in dem Horizonte der scheinbar unbegrenzten Ebenen von Languedoc**) zu verlieren. Dann, wenn das Auge, ermüdet von dem vergeblichen Bestreben, der nebelvollen Ferne Gestalt zu geben, sich weiter links wendet, findet es dort, im Nordosten des Pic, tief unter sich die kleine Hochebene, auf dem das Bad St. Sauveur seine freundlichen Häuser ausbreitet, und über ihm sieht es als Hintergrund die mächtige, vom Volke „Montagne de Lage" genannte Gebirgskette, einen Ausläufer des Granitfelsens der Pyrenäen, mit zackigen, zerrissenen Gipfeln sich zu den Wolken erheben. Von den ungeheuern Trümmern, von den Schneefeldern und dem aschfarbenen, aller Vegetation entkleideten Kamme dieser finsteren Höhen wendet das Auge sich gern zu freundlicheren Bildern; fast erschreckt fällt der Blick plötzlich von den schwindelnden Höhen, die es durchschweift hat, in die Tiefe des Thales unter St. Sauveur hinab, wo

*) Nordwestlich von Luz, südlich von Tarbes gelegen.

**) Provinz Frankreichs zwischen der unteren Rhône und oberen Garonne, zwischen der Provence und Spanien.

der ſchäumende Gave den Fuß des in einem einzigen jähen Abhange ſich bis in dieſen Abgrund hinabſtürzenden Pic de Bergonz wäſcht; dann folgen wir den Verbindungen der Schlucht, welche den Gave von Gavarnie in ſich birgt, und über deren Ränder überall eine kräftig grünende Vegetation ſich nach den höheren Felswänden hinaufdrängt, und haben bald das Thal von Pragnères erreicht, das wie ein Blumenkorb aus ſeinen kalten, ſtarren Umgrenzungen hervor ſchimmert. Auch ein Theil des lieblichen Thals von Bédre entgeht dem Blicke nicht; aber die Pyrenäen bleiben ihrem Charakter getreu, welcher durch den Wechſel der Gegenſtände und den Gegenſatz der ſich an einander reibenden Bilder ihnen einen ſo hohen Reiz giebt. Ueber die Abgründe der ſüdlich von uns gelegenen Schlucht von Heas ſteigt der erhabenſte Theil der mächtigen Gebirgskette empor, welche die Hand der Natur hier als Grenzſcheide zwiſchen zwei große Nationen in beſtimmteren Zügen als irgend wo anders gelegt hat. Hier ſehen wir den über 10,000 Fuß hohen Mont-Perdu mit ſeinen von kegelartiger Spitze überragten und auf allen ſeinen Felſenabſätzen und Flächen gelagerten Schnee- und Eismaſſen, links davon aber die Kette der nach Oſten fortlaufenden Berge, des Pic d'Eſtaoubé, des Agudes, der Gebirge von Heas, des Pic Mont Errant und der Gebirge von Tromouſe, jenem ungeheuern Circus, der, von den Reiſenden der großen Straßen nicht gekannt, nicht weniger intereſſant und großartig als der von Gavarnie iſt. Rechts, oder weſtlich vom Mont-Perdu, ſehen wir die Hauptkette der Pyrenäen ſich fortſetzen; dann eröffnen ſich vor dem Auge der Circus von Gavarnie und das unter den Schnee- und Eisfeldern ſich aufthürmende Amphitheater des Marboré, jener von ſenkrechten, 1200 Fuß hohen Felswänden eingeſchloſſen, von deren oberem Rande die berühmte Cascade, die höchſte in Europa, und viele andere, weniger waſſerreiche, ſich herabſtürzen. Darauf folgt die Rolandsbreſche, durch deren mit wunderbarer Regelmäßig-

keit, wie von Menschenhänden, eingeschnittene Oeffnung wir in den tiefblauen Himmel Spaniens hineinblicken, und über die Fausse Brèche, den mit abgerundeter Kuppe sich über die Bresche erhebenden Taillon und die, wie ein Zwillingspaar, dicht neben einandergestellten Tourettes fällt dann der Kamm zu dem Passe von Gavarnie ab; an den Punkten aber, wo alle diese an Form und Höhe so verschiedenen Kuppen in senkrechten Felswänden himmelansteigen, haben die ihren Fuß umlagernden Schneefelder ihnen nicht bis zur Spitze folgen können, und um so finsterer starren nun ihre dunkeln Massen über den unter ihnen sich hinbreitenden blendend weißen Grund empor.

Mag der Leser mit seiner Einbildungskraft aus der trockenen Aufzählung der Theile dieses seltenen Panorama's das letztere zusammensetzen. Ich konnte mir dasselbe nicht satt sehen. Zwei Stunden mochte ich wohl auf dem Rasen hingestreckt gelegen haben, und die Strahlen der höher gestiegenen Sonne hatten bereits lange die Thautropfen von den Gräsern getrocknet. Da trat ein kleiner Hirtenknabe zu mir, bot mir einen Strauß Rhododendron und sich selbst zum Führer nach der Fourche de Brada an, einem Felsengipfel, der durch einen schmalen Bergrücken mit dem Pic de Bergonz verbunden, noch bedeutend über demselben erhaben ist.

Gern nahm ich das willkommene Anerbieten an. Wir setzten uns in Marsch und erklommen eine jäh in das Thal von Gavarnie hinabfallende Schlucht. Dann stiegen wir einen letzten Absatz von steilen Felsen hinauf, auf den wir nur, mit Händen und Füßen uns anklammernd und über einer Schwindel erregenden Tiefe schwebend, hinaufgelangen konnten, und befanden uns nun auf dem schmalen Rande eines alten Vulkans, in dessen Trichter die stillen, klaren Fluthen eines Sees vielleicht seit Jahrtausenden schon das ihnen feindliche Element des Feuers ersetzt hatten; rückwärts aber senkte sich der Blick in den Abgrund des Thals, aus welchem der Gave

von Gavarnie die donnernde Stimme seiner zornig gegen Felsblöcke ankämpfenden Wellen zu uns heraufsandte.

Leichten Schritts eilte ich um Mittag die grünen Matten hinab, welche die Hänge des dem Hirtenleben geweihten Berges bedecken; ein kurzer Aufenthalt vor der Hütte des jungen Hirten, welcher mir in einer hölzernen Schaalz köstliche Milch reichte, und ich befand mich wieder unten in dem freundlichen Thale, welches ich am Morgen früh verlassen hatte.

2. Ein Ausflug nach St. Sauveur, Gavarnie und der Rolandsbresche.

Das laute Concert einer Schaar von Spatzen, welche allmorgendlich von der großen Pappel an der Ecke meiner ländlichen Wohnung herab ihre Zufriedenheit über das Erwachen des jungen Tages verkündete, hatte mich schon früh geweckt. Der erste Blick aus meinem freundlichen Schlafzimmer fiel auf die von der Morgensonne beschienenen Wiesen, welche sich hinter dem Hause ausbreiteten; ein leiser, erfrischender Wind spielte in den Blättern der Pappeln und trug den Duft der Wiesenblumen zu mir herüber.

Die Pyrenäen sind ein wunderbares Land. Merkwürdig ist der Einfluß, den sie auf den ganzen Menschen ausüben. Die Luft, die Größe und sonderbare Gestaltung der Gebirgsformen, die Mannichfaltigkeit der Blicke, das Rauschen der Wasserfälle, die Spaziergänge am Rande der Abgründe, die Hitze der Tage und die Frische der Nächte, dies Alles wandelt die Naturen der Menschen um. Zarte Frauen trotzen hier Gefahren, deren Erzählung sie sonst mit Grauen erfüllt hätte; oft habe ich sie furchtlos an Abgründe und donnernde Wasserfälle herantreten sehen; Kaufleute werden zu Verschwendern und vergessen den Werth des Geldes; Wohlschmecker gewinnen wieder Gefallen an der einfachen Gebirgskost.

Je länger ich über die hölzerne Gallerie an meiner Wohnung

gelehnt in den köstlichen Morgen hinaus sah, desto mehr fühlte ich mich hinaus in das Freie gezogen. Plan auf Plan stieg in mir auf, immer aber kam ich wieder auf Gavarnie und die Rolandsbresche zurück, wohin es mich schon seit langer Zeit gezogen.

Wozu daher noch schwanken und die kostbare Frische des Morgens verlieren! Bald sind die nöthigen Zurüstungen zum Marsche gemacht und den Ranzen an der Seite, die leichten, aus Hanf geflochtenen Schuhe unter den Füßen, den starken, eisenbeschlagenen Stock in der Hand, trete ich in den thauigen Morgen hinaus.

Mit raschen Schritten schreite ich der marmornen Brücke, die sich in einem einzigen kühnen Bogen über den Gave von Gavarnie wölbt, zu und wende mich dann links in die Thalschlucht, aus welcher der genannte Bergstrom hervorbraust und in das blühende Thal von Luz mündet. Mein Weg führt mich die Schlucht entlang, und während er fortwährend steigt, begleitet von einer schön bewaldeten und mit einzeln liegenden Gehöften bedeckten Gebirgswand, sinkt der Gave immer mehr in die Tiefe hinab. Bald befinde ich mich dem berühmten Badeorte St. Sauveur gegenüber. Eine Reihe prächtiger Gebäude breitet sich vor mir aus, als ob der Zauberstab einer Fee sie in den wilden Felsmassen hervorgerufen, auf welchen sie mehrere hundert Fuß hoch senkrecht über die Fluthen des Bergstromes emporgetragen werden. Darunter zeichnet sich besonders das große Brunnenhaus und die Kapelle aus, jenes mit der schon im Alterthum hochgeschätzten warmen Quelle.

Doch weiter führt mich der Weg nach Gavarnie, der sich immer steiler über den in der Tiefe dahin brausenden Gave erhebt. Anfangs sind die Abhänge, die hier und da noch den Uebergang zwischen dem Wege zum Abgrunde bilden, mit Gebüsch und Wiesenwachs bedeckt, aber äußerst gefährlich ist es, diese kümmerliche Erndte einzubringen. Erst vor Kurzem stürzte dabei ein junger Bauer über den Felsenrand hinab; die unglückliche Mutter des jungen Mannes stand auf dem

Wege und sah ihren Sohn, ohne ihm Hilfe bringen zu können, von Felsen zu Felsen stürzen und endlich zerschmettert in den Wellen des Gave verschwinden.

Dann aber, immer höher steigend auf einem Wege, welcher fortwährend auf der einen Seite von schroff sich aufthürmenden Felsen, auf der andern von dem tiefeingeschnittenen Bette des Bergstromes begrenzt wird, erreicht man eine Stelle, wo früher ein kleines Fort stand, in welchem die Bewohner des Thals Barèges Besatzung hielten, um sich gegen die häufigen Einfälle der spanischen Grenznachbarn zu sichern.

Von hier an werden die Bergspitzen zu beiden Seiten des Weges immer zackiger und zerrissener, Bäche stürzen in Cascaden hinab in den Gave, und auf einem kleinen Absatze des Gebirges erhebt sich, von grünendem Rasen umgeben und von ein Paar Bäumen umschattet, eine Hirtenwohnung, das Bild des Friedens und der Ruhe in dieser wilden Natur.

Aber mein Weg sollte nicht allein von den Schildereien der Natur Leben und Interesse entlehnen; bald begegnete ich einem Hirten, welcher eine Heerde schöner Ziegen vor sich hertrieb, deren langes, seidenes Haar fast auf die Erde herabhing. Neugierig und ohne Scheu hoben sie den Kopf mit den langen gewundenen Hörnern nach dem Wanderer und sahen ihm nach. Bald wieder traf ich einen Spanier, der seine Maulthiere, reich beladen mit den schon im August gereiften köstlichen Trauben seines vom Himmel begünstigten Vaterlandes, nach den Bädern trieb.

So führte mich mein Weg dahin, bis er plötzlich jäh hinab in die Tiefe schoß und mich das aus dem dunkeln Gestein des Gebirges erbaute Dörfchen Sia, ein buntes Durcheinander von Häusern, Bäumen, Felsen, Wasser und Wiesenflächen, sehen ließ. Ich eilte hinab auf das hohe Joch der Brücke, die hier nach dem linken Ufer des Gave hinüberführt, und blickte auf die Cascade, welche

etwa hundert Schritte aufwärts sich bildet, indem der lebende Waldstrom mit seiner zwischen zwei Felsen zusammengedrängten Wassermasse einen einzigen wilden Sprung in die Tiefe macht und dann in sechs bis sieben kleineren Sätzen bis unter die Brücke hinabfällt. Die Sonne beleuchtete einen Theil der Cascade, deren schäumende Fluthen unter dem Einflusse der Lichtstrahlen wie mattes Silber erglänzten, während der ruhigere Theil der Wassermasse im Grün des Smaragds schimmerte.

Vertieft in das erhabene Schauspiel der lebenden Wogen und betäubt von ihrem Tosen, hatte ich nicht bemerkt, daß ich, vielleicht schon seit lange, einen Nachbar erhalten. Es war ein Wesen, welches ich unfehlbar für den Rübezahl des schlesischen Gebirges gehalten haben würde, wenn es mir dort begegnet wäre, eines jener bedauernswerthen Geschöpfe, die unter dem Namen „Cayots" in den Pyrenäen noch immer als ein dem Natur- und Geschichtsforscher unaufgeklärtes Räthsel bestehen. Ein Lachen, in welchem keine Spur einer menschlichen Empfindung sich verrieth, lag auf dem ungestalteten Gesicht des Unglücklichen, dessen Augen, wie die eines Käfers, weit aus den Augenhöhlen hervortraten. Ein zerrissenes Halstuch von gewöhnlicher Größe schien zu klein, um den ungeheuern Kropf zu bergen, welcher zwischen Kinn und Brust sich hervordrängte und jede Neigung des Kopfes nach vorn verhinderte; ein kurzer Oberleib, welcher auf zwei langen Säbelbeinen schwankte, zwei schlaff am Leib herabhängende kurze Arme, — dies Alles, von lose zusammenhängenden Lumpen bedeckt, bot ein Bild des Jammers dar, welches zugleich Mitleid und Abscheu einflößte. Vergebens versuchte ich lange Zeit, diesem mich sprachlos anstarrenden Kobold einen menschlichen Laut zu entlocken; ein widerliches Gelächter war die einzige Antwort, welche ich erhielt und dann suchte er mit einer seinen schlotternden Gliedern auferlegten großen Anstrengung

trabend ein nahe gelegenes Stoppelfeld zu erreichen, wo einige Kälber und ein Esel ihre kümmerliche Nahrung fanden.

Auch ich enteilte jetzt dieser wilden Stätte und folgte dem Wege am linken Ufer des Gave entlang. Die Berge zeigen nun zu unserer Rechten und Linken nur wilde colossale Felsmassen; die Abfälle derselben sind in ihrer Sc roffheit zuweilen durch Erdstürze unterbrochen; Gestrüpp von Buchsbaum, Wachholder, Brombeergesträuch und Haselstauden zieht sich hier als fast einziges Grün an den Rändern unseres Pfades durch die öde Wildniß hin. Nachdem wir aber eine zweite Brücke überschritten haben, treten die Berge rechts und links zurück, der Horizont erweitert sich, und während der Blick rückwärts die so eben verlassene Thalschlucht uns durch die Windungen ihrer Felswände, wie durch eine unübersteigliche Mauer vollkommen geschlossen und ohne Ausweg zeigt, breitet sich lieblich überraschend das Thal von Pragnères vor uns aus.

Ich ruhte daselbst einige Zeit in einem Hause des gleichnamigen Dörfchens aus und setzte dann meinen Weg über das nächste Dorf Gèdre fort. Hinter demselben trat ich in eine wilde Schlucht ein, welche das Volk unter dem Namen der Peyrade kennt. Diese Schlucht ist der Schauplatz der großartigsten Zertrümmerung, die je mein Auge sah. Man denke sich, um sich ein Bild von derselben zu machen, einen ganzen riesenhaften Berg von Granit durch irgend ein großes Naturereigniß zerschellt und die Trümmer desselben in einer Breite von mehr als einer halben Stunde Weges von der höchsten Höhe des umliegenden Gebirges bis in die Tiefen des Thales und des Stromes in wahrhaft chaotischer Anhäufung hinabsteigend; man denke sich Granitblöcke von 10 – 100,000 Cubikfuß, welche über und durch einander gewürfelt liegen, wie von der Hand eines spielenden Kindes hingestreute Kiesel, und man hat ein ungefähres Bild von der Peyrade.

Mich litt es nicht an dieser Stelle der Zerstörung; ich trat aus

der Pevrade heraus und hatte bald eine Hütte erreicht, vor der ein alter Bauer saß und seine Sense schärfte. Ich unterhielt mich mit ihm einige Augenblicke und schritt dann in dem Thale des Gave nach dem ärmlich aussehenden Dörfchen hinein, dessen Name durch seine Umgebungen so berühmt geworden ist. Zum ersten Male sah ich jetzt den Circus und die Gebirge des Marboré in ihrer ganzen Vollständigkeit und Ausdehnung vor mir ausgebreitet; und die Reinheit der Gebirgsluft zauberte mir ihren großartigen Anblick so nah, daß ich ihre colossalen Gestalten mit Händen greifen zu können meinte. Dennoch waren es noch mehrere Stunden bis zu ihrem Fuße, und als ich in Gavarnie ankam, dunkelte es bereits.

Die Gebirgslandschaft, welche sich auf dem Wege dahin meinen Blicken eröffnete, besteht aus einem ungeheuren Halbkreis, welcher durch eine senkrechte Felsenmauer von 12—1400 Fuß Höhe umschlossen wird. Ueber diese Mauer erheben sich die Stufen eines Amphitheaters, auf welchen ewige Schnee- und Eisfelder ihr unwirthliches Reich aufgeschlagen haben, und deren höchster Kamm durch thurmähnliche Felsmassen gekrönt wird, welche unter dem Namen der „tours du Marboré" bis in die Wolken emporragen und weiter rechts durch die wie von Menschenhand in die Felsen eingeschlagene Rolandsbresche, den Taillon und den Verfolg der Pyrenäenkette fortgesetzt werden. Von dem Rande der senkrechten Riesenmauer aber fallen eine Menge von Wasserfällen auf die trichterförmige Sohle des Circus herab. Ich zählte derselben nur acht, oft aber soll ihre Zahl noch weit zahlreicher sein. Darunter ist einer, welcher eine Wassersäule von 1266 Fuß Höhe bildet, dabei aber leider einen vorspringenden Felsen berührt und tiefer unten noch einmal aufsetzt. Dennoch aber bleibt dieser Wasserfall ein eben so anziehendes, als in seiner Art einziges Schauspiel, dem nur

Amerika in einem 1800 Fuß hohen Waſſerfalle ein noch erhabeneres entgegenſetzen kann.

Ich blieb den Abend in Gavarnie und beſchäftigte mich mit den Vorbereitungen zu meiner morgenden Tour nach der Breſche, wozu beſonders die Ausmittelung eines tüchtigen Führers gehörte. Aus einer gewitterſchweren Nacht ging ein in allem Glanze des Spätſommers der Pyrenäen ſtrahlender Morgen hervor, und die Natur athmete Erfriſchung aus jedem Thautropfen, der an den Gräſern der duftenden Bergwieſen hing. Noch lagen Nebel auf dem Kamme des Amphitheaters und ließen lange Streifen wie Schleier in den Circus hinabhängen; aber der erfahrene Führer verhieß mit zuverſichtlicher Miene vollkommene Klarheit des Gebirges und hieß uns den Antritt unſerer Wanderung nicht zu übereilen.

Endlich, es war bereits zehn Uhr, brachen wir auf. Wir richteten unſeren Marſch nach der weſtlichen Wand des Circus, wo ſich an den Flanken des Gebirges ein enger, oft mühſamer, aber anfangs gefahrloſer Weg durch hinabgeſunkene Erd- und Felstrümmer ſteil hinaufwindet. Etwa dreiviertel Stunden mochten wir geſtiegen ſein, als ſich uns unfern von unſerem Pfade eine Grotte zeigte und uns, in ihrem Schatten angekommen, unſeren erſten Halt ankündigte. Kaum aber hatten wir dieſen ſichern Hafen verlaſſen, ſo zeigte ſich uns als einziger Weg zur Fortſetzung unſerer Wanderung ein Felsabhang, der ſelbſt den Beherzteſten ſtutzig machen konnte. Wir ſahen nämlich einen Abhang vom nackten Fels von erſchreckender Steilheit vor uns, auf welchem der mit eiſerner Spitze verſehene Gebirgsſtock abprallte, und deſſen Erſteigung überhaupt nur durch Anklammern der Hände an die morſchen Schichten des hier zu Tage liegenden Kalkſchiefers und vorſichtige Wahl jeder Stelle, welche der Fuß betreten ſoll, möglich iſt. Oft jedoch hören auch dieſe anfangs ſich regelmäßig wieder-

bolenden und gleichsam die Sprossen einer Leiter darstellenden Schichten auf, und es breiten sich vor dem aufwärts Klimmenden breite, glatte Steinplatten in der abschüssigen Richtung des Berges aus. Die Gefahr wächst; denn das ganze Gewicht des Körpers ruht nun zuweilen nur auf den unsichern, oberhalb dieser Platten vorspringenden Steinen, an welchen die emporgreifenden Hände einen Halt gefunden haben, oder auf den noch unbedeutenderen Unebenheiten, in welche man den Fuß einzuklemmen gesucht hat, während der Körper sich an die schroffe Böschung anschmiegt, um nicht das Uebergewicht nach außen zu erhalten und den Kletternden in den gähnenden Abgrund hinabzureißen; denn ein solcher begleitet, wie eine eindringliche Drohung, den gefährlichen Weg bis auf den oberen Rand der Schlucht. Aber immer breiter und häufiger werden die Felsplatten, so daß es nicht mehr möglich ist, die anfängliche Richtung gerade aufwärts zu verfolgen; nun bleibt kein anderes Mittel übrig, als durch einen Marsch im Zickzack dem Ziele entgegen zu arbeiten, sich so dem Abgrunde zur Seite noch mehr zu nähern und namentlich bei den Wendungen an den Winkeln des hin und wieder laufenden Weges sich der vermehrten Gefahr eines Sturzes in die Tiefe auszusetzen. Zuweilen wechselt mit den nackten Felsmassen eine Strecke verdorrten und verrätherisch schlüpfrigen Grases ab, und wehe dem, welcher auf diesem ihm vertrauteren Boden die bisher behauptete Vorsicht und angestrengte Aufmerksamkeit vergißt.

Wir klimmten Alle, ohne ein Wort zu sprechen, aufwärts, sei es, daß wir durch unser Schweigen jede Zerstreuung vermeiden zu müssen glaubten, oder daß die drohende Gefahr jede Beschäftigung mit einem Andern ausschloß. Unser Führer war der Einzige, der, weil er vertrauter mit den zu besiegenden Schwierigkeiten war, sich zuweilen nach uns umkehrte, um zu sehen, ob wir auch seinen Schritten gewissenhaft folgten. Als er so einmal sich zurückwendete,

glitt sein Fuß aus der Felsenspalte, auf welcher er geruht hatte; die krampfhaft sich an einem Vorsprunge des obern Gesteins anklammernde linke Hand vermochte die ganze Last des Körpers nicht zu tragen, ein Büschel trockenen Grases, welches die Rechte unwillkührlich ergriffen hatte, ward sofort entwurzelt, und ich sah schaudernd dem Augenblicke entgegen, wo der Unglückliche vor unsern Augen von den Felsen zerrissen in dem Abgrunde unter uns verschwinden würde. In diesem Augenblicke des Entsetzens verließ ich mich auf meine Füße und die linke Hand, deren Nägel ich so tief wie möglich in den Boden eindrückte, und stemmte mit der rechten meinen Gebirgsstock gegen den ausgeglittenen Fuß des Gefährdeten; dieser fand mit der den Bewohnern dieser Gegenden in so hohem Grade eigenen Geistesgegenwart und Gewandtheit sofort die ihm dargebotene schwache Stütze und durch dieselbe die Oberhand über sein drohendes Schicksal, und ich hatte die Freude, ein großes Unglück durch meine Beihilfe abgewendet zu haben. „Merci, Monsieur!“*) war Alles, was er sagte, als er wieder festen Fuß gefaßt hatte; es schien, daß er sich durch den Vorfall als Führer mehr beschämt, als durch die sich daran knüpfenden wahrscheinlichen Folgen erschreckt fühlte und deshalb so rasch wie möglich über die Angelegenheit hinweg zu kommen suchte; auch folgte der augenblicklichen Blässe, welche der Augenblick der Gefahr über sein Gesicht verbreitet hatte, bald wieder der Ausdruck der Ruhe und Sicherheit.

Die oben erhaltene Lehre hatte unsere Vorsicht verdoppelt und, nachdem wir dreiviertel Stunden lang unter den bereits geschilderten Schwierigkeiten und Gefahren geklettert waren, hatten wir ohne weitern Unfall das Ende dieses ersten jähen Abschnittes erreicht und befanden uns in gleicher Höhe mit der Mauerzinne des Circus und

*) Dank, mein Herr.

mit dem Punkte, von wo aus die verschiedenen Wasserfälle sich in denselben hinabstürzen.

Es folgte nun eine nicht weniger steile und mit verdorrtem, durch Regen und Wind an die Erde angedrücktem Grase bedeckte Strecke, welche die Glätte einer Eisbahn nicht übel nachahmte und eine treffliche Sommerrutschbahn für irgend ein Tivoli würde abgegeben haben; aber ermuthigt durch den bereits erfochtenen Sieg und schon gewöhnt an den Eindruck drohender Tiefen, griffen wir alsbald wieder zu unsern Stöcken, welche eine Zeitlang geruht hatten und, indem wir sie mit kräftigen Stößen in den weicheren Boden einpflanzten, erhoben wir uns auf ihnen schnell und sicher bis zu dem oberen Ende der begrasten Höhe, von wo aus sich unser Gesichtskreis bereits erweiterte. Wir sahen hier bereits die Bresche dicht über uns, die Quellen und die größere Hälfte des Falles der Cascaden unter uns und überall um uns her Trümmer tiefer Schluchten. Die Sonne war bereits hoch genug gestiegen, um ihre Strahlen seitwärts auf die große Cascade zu werfen und dieselbe in eine sich aus der dunkeln Tiefe aufbauende silberne Säule zu verwandeln. Von hier aus nahm unser Ausflug erst den Charakter einer Unternehmung im Hochgebirge an. Ein enges Thal, dessen Grund mit Schnee gefüllt war, öffnete sich vor uns in westlicher Richtung. Der Schnee war hier weich genug, um unsern Tritten, trotz der Steilheit des Abhangs, auch ohne Eisschuhe die nöthige Sicherheit zu gewähren; in einem zweiten, weniger engen Thale aber, welches sich dem ersteren anschließt, hatte die Sonne nicht mehr den Zugang gehabt, und wir sahen uns genöthigt, unsere Eisschuhe anzuschnallen, um auf der Eisrinde, welche loserer Schnee bedeckte, festen Fuß fassen zu können. Die Gebirgsformen, welche dieses zweite Thal begleiteten, waren mannichfaltiger; zur Rechten, nach der französischen Seite hin, erheben sich die Gipfel eines Gebirges von Kalksteinfelsen, während links, nach der

spanischen Seite zu, die Mauer der Bresche ihre wunderbar regelmäßigen und selbst auf diese kurze Entfernung noch als ein Werk von Menschenhänden erscheinenden Linien ausbreitete.

Wir waren dem Ziele so nahe, daß wir triumphirend unsere Blicke auf demselben ruhen und uns nicht die Schwierigkeiten träumen ließen, welche eine plötzliche Wendung der Schlucht nach Süden vor uns enthüllen sollte. In bedeutender Verengung und Steilheit stieg dieser von der bisherigen Richtung abweichende Theil des zweiten Schneethals, nicht unähnlich einer großen Rinne, gerade nach der Mauer der Bresche empor, und fast mit Schrecken und Entmuthigung sahen wir den einzigen Weg dahin durch einen riesigen Gletscher gesperrt. Zweifelhaft sahen wir unsern Führer an, welcher die Frage in unsern Blicken verstand und lächelnd auf dieselbe antwortete: „Il faut pourtant y monter, Messieurs*)!" Gleichzeitig nahm er sein kleines Beil aus dem Gürtel und fing an, die ersten Stufen in die schroffe Eiswand zu hauen, das einzige Mittel, dieselbe ersteigbar zu machen; denn der Schnee, welcher dieselbe während des größten Theils des Jahres bedeckt, war durch die Augustsonne theils zu sehr erweicht worden, um uns einen sichern Halt zu bieten, theils ganz verschwunden.

Nach einem eben so mühsamen als gefahrvollen Marsche, bei dem jedes Ausgleiten, jeder Fehltritt unfehlbar den Tod nach sich gezogen haben würde, gelangten wir in einer Stunde am obern Theile des Eisberges und des letzten Schneethales an; zum ersten Male nach fünfstündigem angestrengtem Steigen empfanden wir, in gleicher Höhe mit der Bresche, das Vergnügen, einige Schritte auf der Ebene thun zu können. Rasch näherten wir uns jetzt der gewaltigen Pforte, von deren Schwelle aus unsere Blicke den Horizont zweier großen Reiche umfassen sollten, und kein Hinderniß

*) Wir müssen gleichwohl hier hinan, meine Herren!"

ſchien uns mehr von dem Ziele unſerer Anſtrengungen zu trennen. Schon ſtanden wir der Breſche gegenüber, da ſahen wir, daß noch eine letzte Schwierigkeit zu überwinden war; denn vor jener breitete ſich, wie zu ihrer Vertheidigung geſchaffen, eine halbkreisförmige Vertiefung aus, deren Durchmeſſer die Breſche ſelbſt war. Die Sonne, wenn ſie Mittags an der Breſche vorüber zieht, verzehrt mit ihren hindurchfallenden Strahlen die Schneemaſſen, welche eine Vertiefung des Bodens hinter der Mauer ausfüllen, und bildet ſo einen wunderbar regelmäßig gebildeten Trichter von etwa dreißig Fuß Tiefe.

Ohne Beſinnen ſtiegen wir in dieſen hinab und vermittelſt einiger eingebauenen Stufen an der andern Seite wieder empor, um endlich mit einem letzten Schritte uns in der Breſche und zugleich 9360 Fuß über der Meeresfläche zu befinden.

Ein überſchwänglich reicher Lohn ward uns hier für alle überſtandenen Mühen. Wir befanden uns auf einer Felſenmauer, welche durch die Schärfe ihrer Linien einem jeden Baumeiſter Ehre gemacht haben würde und ſich in einer Höhe von dreihundert bis ſechshundert Fuß halbmondförmig vor uns ausdehnte. In der Mitte dieſer Mauer iſt ein Thor eingeſchnitten, deſſen Pfeiler oder Seitenflächen durch die Setzwage geregelt zu ſein ſcheinen, und deſſen Weite dreihundert Fuß beträgt. Rechts und links von dieſem Thore befinden ſich Oeffnungen, welche für Fenſter gelten können, und den beiden Enden des durch die Rieſenmauer gebildeten Halbmondes gegenüber erheben ſich zwei ſpitze Berge, welche zur innern Beſtreichung des innern Raumes der Feſtung beſtimmte Thürme darſtellen; denn das ganze macht den Eindruck einer großartigen Befeſtigung. Treten wir nun auf die Schwelle des großen Thores und laſſen unſere Blicke auf den nächſtgelegenen Erſcheinungen, den Pyrenäen, weilen, ſo fällt uns zuerſt der Unterſchied in der Geſtaltung des Gebirges in ſeinen Abfällen nach

den Ebenen Frankreichs oder Spaniens in die Augen. Dorthin senkt sich das Auge plötzlich in die Tiefe eines Abgrunds, welchem die Kuppen der selten oder nie über siebentausend Fuß sich erhebenden und den Uebergang von der Hauptkette zur Ebene bildenden Berge Arragoniens nur wenig mildern können; nach der französischen Seite hin wird dagegen die Hauptkette des Gebirges von einem aus sieben bis acht Bergreihen bestehenden Gürtel begleitet.

Im westlichen Theile der Hauptkette sehen wir von der Bresche aus den Vignemale, den höchsten Punkt der französischen Pyrenäen, sein schnee- und eisbekränztes Haupt majestätisch über seine Nachbarn erheben, im Norden die Spitzen des Neouvielle, des Pic long und des Pic du Midi de Bigorre, während weiter hin der Mont-Perdu seine kegelförmige Kuppe steil, aber oben abgerundet, erhebt und durch seine Klarheit und besondere Färbung der Luft um seinen mit ewigem Schnee und Eise beladenen Gipfel seinen Platz unter den Höhen ersten Ranges gebieterisch in Anspruch nimmt. Dicht um uns her athmet Alles Tod und Vernichtung, und die erhabene, aber fast beängstigende Stille wird selbst nicht durch den leisen Tritt der fliehenden Gemse oder durch die traurig klagende und zugleich durchdringende Stimme des Adlers unterbrochen, den die Unmöglichkeit der Jagd von dieser Einöde fern hält. Aber die Seele ist um so freier. Sie folgt dem Blicke in die Ferne, um ihn bald zu überflügeln, wenn seine Schwäche ihr Fesseln anzulegen droht.

Zu unsern Füßen breiten sich unter dem tiefblauen Himmel Spaniens die unabsehbaren Ebenen Arragoniens und Castiliens hin, und wir glauben Jaca und selbst Huesca zu entdecken, glauben das heldenmüthige Saragossa zu erspähen, bis endlich die Sehkraft ermüdet der fruchtlosen Anstrengung entsagt und der Geist sich nach innen zur stillen Betrachtung wendet.

Dort liegt das alte Sagunt der Carthager, dort die Mauern von Xativa und Barcelona, dort vor Allem Saragoſſa, dem ſelbſt beſiegt der Ruhm des Siegers blieb, dort bauen ſich in ihrem alterthümlichen Gewande mit ihren Kuppeln, ihren hohen Paläſten und ehrwürdigen Kathedralen Sevilla, Cordova, Murcia, Granada vor uns im Geiſte auf, deren Namen dem Ohre des Spaniers theuer ſind! Unſer Blick führt uns zurück in die Zeiten des Ritterthums und der Poeſie, wir ſehen dieſe Ebenen erfüllt von den leichtberittenen Schaaren arabiſcher Heere, ſehen das Kreuz dem Halbmonde weichen, aber aus den Gebirgen Aſturiens und Galiziens dort unten im Weſten kehrt die Schaar freigebliebener Chriſten zum Kampfe zurück und unter den Mauern von Toloſa ſehen wir das Kreuz nach fünfhundertjährigem Kampfe ſich wieder ſiegreich über die Wogen der Schlacht erheben.

Es erſcheinen vor unſerer Erinnerung die Heldengeſtalten eines Cid Campeador, des Kampfhelds ohne Gleichen, und ſeines königlichen Freundes Ferdinand, dem er den Namen des Großen gewann.

Auch nach Frankreich hin wenden wir unſere Blicke. Weniger ſind beherrſchen ſie hier die Ebenen von Languedoc, Bigorre und Bearn, dem Vaterlande Heinrich's IV.; denn zwiſchen uns und dieſen weiten Flächen lagert ſich in großer Breite das Gebirge, deſſen Gipfel wie die Wogen des im wildeſten Aufruhr begriffenen Meeres ſich über einander thürmen.

Ich weiß nicht, wie lange wir noch ſo im Anſchauen der Größe des uns umgebenden Bildes verloren geblieben wären, wenn nicht unſer Führer durch die Mahnung zur Rückkehr den Zauber gebrochen hätte.

Die Sonne ſtand hoch, aber ſchon neigte ſie ſich dem weſtlichen Himmel zu und ihre ſchrägen Strahlen durchzitterten die Nebel,

welche hier und da aus den Schatten der Schluchten sich zu den Gipfeln der Berge zu erheben begannen; wir brachen schweigend auf, vielleicht von dem Gedanken bewegt, daß die Größe eines solchen Schauspiels uns wahrscheinlich nur ein Mal im Leben zu Theil werden sollte.

Die Rückkehr war leichter, als wir gedacht. Die gefahrlosen Stellen wurden fast im Trabe zurückgelegt. Unten angekommen, wollte ich unserem Führer den ausbedungenen Lohn reichen: „Pardonnez moi, Monsieur," sagte er, indem er zurücktrat, „je ne veux rien*)." „Und weshalb?" fragte ich erstaunt. „Parceque vous m'avez sauvé la vie aujourd'hui**)". Ich war eben so überrascht als gerührt von der Dankbarkeit und dem Zartgefühle des braven Burschen, welcher bei dem erwähnten Vorfalle so ruhig gewesen war. „Eh bien, mon ami," sagte ich, „vous accepterez au moins un petit souvenir***)." Dabei zog ich meine kleine Wiener Pfeife mit dem silberbeschlagenen Meerschaumkopfe aus der Tasche und reichte sie ihm hin. Anfangs weigerte er sich, ein ihm so überschwenglich reich erscheinendes Geschenk anzunehmen; endlich erlag sein Widerstand der Versuchung, und sein Gesicht leuchtete vor Vergnügen, als er mein Geschenk in der Hand emporhielt, um es näher zu betrachten; dann trat ich meine Wanderung durch das Thal an, welches durch die Lichter der scheidenden Sonne, durch die erfrischenden Schatten des Abends und durch die Wohlgerüche frisch gemähter, blumiger Wiesen neuen Reiz erhalten hatte und diesen reichen, mir unvergeßlichen Tag mit einer würdigen Feier schloß.

*) Verzeihen Sie, mein Herr, ich will Nichts.

**) Weil Sie mir heute das Leben gerettet haben.

***) Wohl, mein Freund, so werden Sie wenigstens ein kleines Andenken annehmen.

3. Bären und Bärenjagden in den Hochpyrenäen.

Mein Freund Latapie, das älteste und angesehenste Mitglied der ehrenwerthen Klasse der Bärenjäger zu Cauterets, hatte mich eines Abends benachrichtigt, daß der folgende Morgen zu einer Bärenjagd anberaumt sei und die etwaigen Theilnehmer an derselben sich bei ihm, dem Senior, zur Bestreitung der Kosten einzuschreiben hätten; diese belaufen sich gewöhnlich auf fünf Francs à Person, ermäßigen oder vermehren sich indessen zuweilen nach der Zahl der angestellten Treiber und der Theilnehmer an der Jagd, so weit dieselben Badegäste sind. Da die Einwohner von Cauterets fast ohne Ausnahme Jäger sind, verschafft man sich leicht zu dem Preise von zwei Francs ein gutes Doppelgewehr für die Dauer der Jagd.

Ich war schon früh gerüstet und wünschte heute lebhafter als je, daß alle die lahmen und schwer kranken Kurgäste, welche sich in Portechaisen nach den verschiedenen Bädern befördern lassen, hergestellt sein und auf eigenen, gesunden Beinen stehen möchten; denn die meisten Portechaisenträger sind zugleich beherzte und gewandte Jäger, und sie waren uns als solche und als Treiber zu der bevorstehenden Jagd unentbehrlich; dieser Umstand ist ein Schade für alle größern Unternehmungen dieser Art während der Badezeit; denn man kann selten vor zehn Uhr Morgens, wo die Träger zum Theil frei sind, an den Aufbruch denken. Um nicht mit meiner Ungeduld bis zu dieser vorgerückten Stunde unbeschäftigt zu bleiben, ging ich nach der Cascade Cerizet voraus, an welcher der Jagdzug vorüber kommen mußte, und leicht vergaß ich in der Bewunderung der vielen vereinzelten Schönheiten dieses herrlichen Wasserfalls den schleppenden Gang der Zeit. Auch glaubte ich nicht gar lange gewartet zu haben, als ich die Jäger, etwa zwanzig an der Zahl, theils Fremde, theils Bewohner von Cauterets, zu Fuß und zu Pferde in malerischer Gruppe heranziehen sah; ich schloß mich ihnen an, und wir setzten unsern Marsch noch bis auf eine halbe Stunde

Weges von der Cascade Cerizet fort, wo links durch eine weite Waldblöße hindurch der aus einem einzigen nackten Felsen bestehende Pic rouge herabschaut und sein Nachbar der Pic Labasse seine nicht minder imposanten Felsmassen zum Himmel emporstreckt.

An dieser Stelle ward Halt gemacht, und die des Terrain kundigen Einwohner von Cauterets traten zu einer kurzen Berathung zusammen, um die Richtung für die Treiber und die Schützenlinie zu bestimmen. Die Posten wurden darauf, ein jeder aus zwei Jägern bestehend, hinter Felsen und Bäumen längs der von der Einsattlung zwischen beiden Pics sich herabziehenden und mit großen Felstrümmern bedeckten Waldblöße ausgestellt und lehnten sich unten im Thale an den Bergstrom an; die Traqueurs oder Treiber sollten über den Pic rouge hinweg die waldige Gebirgswand des Thales Lutour zu erreichen suchen, von da aus mit ihrem rechten Flügel an den schroffen Abfällen desselben eine möglichst große Strecke des Waldgebirges umfassen und alles darin versteckte Wild um die Nordseite des Pic rouge herum nach einem engen Felsenpasse hindrängen, welcher auf die Waldblöße hinausgeht. Nachdem die Jäger nach Angabe des alten Latapie sich in Bewegung gesetzt hatten, um ihre Standorte zu erreichen, winkte mir dieser, ihm zu folgen. Mit den Treibern zusammen stiegen wir Beide gerade nach dem Pic rouge hinauf, und Latapie sagte mir, als wir uns etwas von der übrigen Gesellschaft entfernt hatten: „Monsieur, je vous conduirai à un endroit, où tout ce qui nous viendra aujourd'hui doit nécessairement passer*)."

Ich stieg mit meinem Führer und Jagdgefährten etwa dreiviertel Stunden lang auf einem schroffen Abhange bergan, bevor ich auf dem mir zugedachten Posten angelangt war; endlich waren wir

*) „Mein Herr, ich werde Sie an einen Ort führen, wo Alles, was uns heute kommen wird, nothwendiger Weise vorbeipassiren muß."

an Ort und Stelle, und noch nie hatte ich auf der Jagd mich auf einem so malerischen Punkte angestellt befunden; auch ist die Aussicht von demselben mir unvergeßlich geblieben. Dicht neben mir erhob sich, wie ein colossaler Zuckerhut, die Spitze des Pic rouge, um welche ein paar Taubenfalken mit schrillendem Geschrei herumflatterten und ihre Besorgniß für Junge und Nest in einem Loche der Felsenwand ausdrückten. In nördlicher Richtung überflog das Auge alle untergeordneteren Gipfel des Gebirges um Cautereto herum und umfaßte nicht nur zum Theil die Thäler von Argeles und Pierrefitte, sondern erreichte auch, indem es links die Ebenen von Bearn streifte, grade aus die langen weißen Linien der Cavalleriekasernen von Tarbes und weiterhin selbst die Städte Babastens und das östlich davonliegende Trie.

Vor mir lag, in einer geraden Entfernung von kaum zweihundert Schritt, eingeengt nach oben von der schroffen Wand des Pic und nach unten von einem eben so steilen Felsenhange, der enge Paß, nach welchem die Treiber das Wild hindrängen sollten; zwischen jenem und meinem Standpunkte aber fiel eine muldenartige Vertiefung, so glatt, als wäre sie mit dem Meißel in den felsigen Boden hineingearbeitet worden, steil zu dem tiefen Thale hinab, aus dem wir heraufgestiegen waren, und aus dem die grellende Stimme des Bergstromes in fast unverringerter Kraft bis zu uns hinaufdrang; und, während der den entgegengesetzten Thalrand bildende Gebirgsrücken des Peguere im Westen uns seine malerischen Formen zeigte, ragten nach der spanischen Seite hin der Castella barca, der Mont aigu, Pic d'Aragon, Candem u. a. m. aus der Menge der Gipfel siegreich hervor.

Wir waren als rüstige Fußgänger längst auf unserm Posten angekommen, bevor die Treiber den Anfang ihres Tagewerks durch einen Schuß ankündigten, und wir hatten, hinter einem halbvermoderten Baumstamme dicht an den Rand der oben verzeichneten

muldenartigen Vertiefung gelagert, alle Zeit, uns noch mit leiſer Stimme eine Weile zu unterhalten. Mein Jagdgenoſſe fragte mich, ob ich ein gutes Gewehr habe, und bei dieſer Gelegenheit erſt bemerkte ich, daß jener mit einem alten einläufigen Carabiner bewaffnet war; er hatte ſeine ſämmtlichen Doppelgewehre für die heutige Jagd vermiethet und ſo ſich und ſeinen Nebenmann durch die einzige ihm übrig gebliebene mangelhafte Waffe um einen Theil der Sicherheit gebracht, die in der höchſt nöthigen Vorſicht der Doppelpoſten lag; ſo unbeſorgt macht dieſe Leute der häufige Verkehr mit der Gefahr! Es war mir deshalb um ſo lieber, daß ich meinen langen, unten mit Eiſen beſchlagenen Stock bei mir führte; denn die Erfahrung lehrt, daß man bei einer etwaigen zudringlichen Annäherung des Bären dieſen trotz ſeines mächtigen Schädels durch kräftige Schläge auf denſelben ſo betäuben kann, daß er taumelnd zu keinem rechten Angriffe gelangt oder ganz von einem ſolchen abſteht.

Als der erſte Schuß der Treiber aus weiter Ferne zu uns herübergedrungen war, kauerten wir uns mit geſpanntem Hahne hinter unſere Deckung nieder, das Auge unverwandt auf den engen Paß vor uns gerichtet.

So hatten wir mindeſtens eine Stunde gelegen, und die Schüſſe der Treiber näherten ſich uns bedeutend, als ich von der Seite her, von wo wir allen Erfolg der Jagd erwarten mußten, ein leiſes Geräuſch von in dem Gebüſch rollenden Steinen hörte und gleich nachher einen ungeheuer großen Bären in höchſter Eile, und ohne einen Laut von ſich zu geben, durch den engen Paß auf uns zutraben ſah.

Seit der Stunde bis zu dieſem Augenblicke hatten meine Pulſe in der geſpannten Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten, fieberhaft ſchnell geſchlagen, und jetzt bei dem plötzlichen Erſcheinen des erſehnten und entſcheidenden Moments verließ mich das kalte

Blut des Jägers, welcher den Bären bis auf die nächste Entfernung herankommen lassen muß, bevor er schießt; denn es handelt sich hier um die größte Sicherheit des Schusses. Einem so seltenen Wilde hatte ich mich noch nie gegenüber befunden, und der Kampf zwischen der Hoffnung des Erfolges und der Besorgniß des Mißlingens machte die Aufregung des Augenblicks natürlich. Der alte, erfahrene, eiskalte Latapie aber, welcher sah, daß ich zu früh schießen würde, legte ruhig seine Hand auf meinen Arm und nahm sie erst fort, als der Bär den jenseitigen Rand der ihn von uns trennenden Felsenrinne erreicht hatte; jetzt schoß ich — ich sah durch das Feuer durch, wie der Bär rollend in die Vertiefung vor uns hinabglitt; ich glaubte, ihn tödtlich verwundet zu haben, und sprang auf, um ihn in die Rinne zu folgen, da ich ihn aus meiner niedergebückten Stellung nicht mehr sehen konnte. Obgleich ich indessen in einem Sprunge am Rande der Vertiefung vor mir war, hatte der Bär mit unbegreiflicher Schnelligkeit auf dem freilich sehr abschüssigen Felsenboden bereits fünfzig bis sechzig Schritt Vorsprung gewonnen. Ich schoß abermals; eine diesem Schusse folgende, einem Sprunge gleichende Bewegung des Thieres ließ mir schon jetzt keinen Zweifel, daß meine zweite Kugel ihr Ziel erreicht habe; auch Latapie schoß jetzt; aber der Bär setzte seinen halsbrechenden und pfeilschnellen Lauf die Felsenrinne abwärts fort und verschwand bald in den Windungen derselben. Die Schüsse der Treiber waren fast gleichzeitig mit diesem Vorfalle in kürzeren Zwischenräumen auf einander gefolgt und, noch bevor wir unsern Versteck wieder hatten erreichen können, erschien ein zweiter Bär, welcher etwas kleiner, als der vorige, wahrscheinlich das Weibchen desselben war. Hätte der neue Ankömmling gewußt, daß wir noch nicht Zeit gehabt, die seinem Genossen nachgesandten Kugeln durch andere zu ersetzen, würde er sicherlich die leichtere Passage unter unsern Augen dem gefährlichen Sprunge von einer mehr als

Bärenjagd in den Hochpyrenäen

zwanzig Fuß hohen Klippe vorgezogen haben; er wählte indessen diesen ihm sicherer dünkenden Weg und verschwand nach einem Sturze, der jedem anderen Thiere die Knochen zerschmettert haben würde, in dem Gestrüppe unterhalb des Engpasses.

Bald nach diesem Ereignisse hörten wir unten im Thale einige Schüsse fallen, und als dann die Treiber an der Stelle der etwa noch zu erwartenden Bären auf dem Passe uns gegenüber erschienen, verschwand jede fernere Aussicht eines Erfolges auf unserm Posten, und unsere ganze Aufmerksamkeit richtete sich nun auf die Bedeutung der vom Thale heraufgeklungenen Schüsse. Nachdem wir den von dem ersten Bären eingeschlagenen jähen Weg untersucht und zu unserer großen Befriedigung eine Menge Schweiß*) auf demselben gefunden hatten, stiegen wir eiligst von unserm Berge hinab. Unten erfuhren wir, daß der Bär, welcher oben unser Feuer erhalten, sich der Schußlinie der im Thale ausgestellten Postenlinie genähert hatte, daß aber einige junge Jäger in dem unbedachtsamen Eifer, dem Feinde früher nahe zu kommen, aus der Linie herausgetreten und sich gezeigt hatten, worauf Braun, nach den bereits an der Spitze des Pic gemachten unangenehmen Erfahrungen, es für das gerathenste gehalten, sich in den Bergstrom zu stürzen und sein Heil in der Flucht auf dem andern Ufer zu suchen; die Bärin, auf deren Erscheinen so unmittelbar nach dem ihres Gatten Niemand gerechnet und welche noch weiter als dieser von der Schußlinie entfernt war, hatte denselben Weg der Rettung mit um so geringerer Gefahr wählen können.

Als ich am folgenden Tage bei dem Hirten des Pont d'Espagne einkehrte, erzählte mir die Tochter desselben, daß beide Bären am hellen Mittage und im schnellsten Laufe dicht an der Hütte vorbeigekommen und nicht weniger sie selbst, die allein zu Hause gewesen,

*) Ein Jäger-Ausdruck für „Blut."

als die am Waſſerfalle graſende Ziegenheerde mit vaniſchem Schrecken erfüllt hätten, um dann ohne Aufenthalt ihren ſchleunigen Rückzug nach den Felſen und Wäldern unterhalb des Port de Venticouze fortzuſetzen.

Man ſieht aus dieſem einfachen Berichte von dem Hergange einer Bärenjagd in den Pyrenäen, daß weder von einem Kampfe großer Hunde mit dem Bären, noch von dem jedesmaligen Angriffe dieſes letztern auf die Jäger die Rede iſt. So lange der Bär, ſelbſt wenn er verwundet worden iſt, einen Ausweg durch die Flucht vor ſich ſieht, wählt er in der Regel dieſes Mittel zu ſeiner Rettung; ſieht er ſich aber umſtellt, oder hat er ein Junges zu vertheidigen, ſo wird er fürchterlich, und es gilt dann die ganze Kaltblütigkeit, Gewandtheit, ja oft die Körperkraft des Jägers, um der koloſſalen Stärke des gereizten Thieres den Sieg zu entreißen. Ich habe durch den häufigen Verkehr mit den Jägern der Pyrenäen Gelegenheit gefunden, manchen nicht unintereſſanten Beitrag zur Geſchichte dieſes bedeutendſten europäiſchen Raubthieres einzuſammeln.

Der Bär der Pyrenäen iſt im Allgemeinen viel friedfertiger geſinnt, als man gewöhnlich glaubt. Begegnet er dem Menſchen, und geht dieſer ihm nur bei Zeiten aus dem Wege, ſo hat er Nichts zu fürchten. Petz geht brummend weiter, um ſich nach wie vor mit den Wurzeln und Beeren des Waldes, mit dem Honig der wilden Bienen und hin und wieder mit einem Lämmerbraten zu begnügen; iſt die Heerde von den großen Schäferhunden des Gebirges bewacht, ſo ſoll der Bär den Angriff ſelten oder nie wagen; iſt er aber ein einziges Mal in dem Kampfe mit dieſen kräftigen Wächtern der Heerden unterlegen, ſo kehrt er nie zu einem ähnlichen Unternehmen zurück.

Iſt der Bär auf der Jagd bedeutend verletzt, ſo treibt die gereizte Wuth ihn zuweilen, den Angriff auf den Jäger der Flucht vorzuziehen, zumal, wenn er nicht mehrere Verfolger vor ſich ſieht; er kämpft wie der Menſch aufrechtſtehend und macht nur ſelten von

seinen Zähnen Gebrauch; aber er sucht seinen Gegner mit den Krallen zu zerreißen und zwischen seinen mächtigen Vordertatzen zu ersticken. Es lebt noch jetzt ein Mann in Cauterets, der von einem durch seine Kugel verwundeten Bären umarmt ward und sich nur dadurch rettete, daß er mit der linken Hand die Zunge des Unthiers faßte und das Jagdmesser, welches er glücklich genug war mit der Rechten aus der Tasche ziehen zu können, dem Feinde in das Herz stieß; er hat jedoch bei dieser Gelegenheit drei Finger der linken Hand eingebüßt.

Der Führer, mit welchem ich die Reise nach Penticosa unternahm, war eines Tages mit einem jungen Manne aus Cauterets auf der Jagd; dieser, welcher zum ersten Male einen Bären im Walde vor sich sah, verlor im Angesicht des ungewohnten Gegners seine gewöhnliche Sicherheit im Schießen und fehlte das Thier mit beiden Röhren. Der Bär, durch den Angriff in Wuth gesetzt, stürzte sich auf den Jäger zu, welcher die Geistesgegenwart verlor und die Flucht ergriff. Erst, nachdem mein Führer, einer der unerschrockensten Jäger von Cauterets, den Bären dicht hinter dem Verfolgten mit seiner sichern Kugel zu Boden gestreckt hatte, erlaubte er sich, seiner Lustigkeit freien Lauf zu lassen; denn die Muskeln des jungen Menschen hatten durch die Nähe des ihm auf den Fersen folgenden wüthenden Feindes eine solche Schnelligkeit gewonnen, daß jener, wie der Berichterstatter mir herzlich lachend erzählte, gleichsam geflügelt in seinem Laufe über fünf Fuß hohe Felsstücke und umgestürzte Baumstämme hinweggesetzt war.

Der berühmteste Bärenjäger in Cauterets war Michel Py, welcher im Jahre 1831 in einem Alter von 87 Jahren starb. Er hatte während seiner waidmännischen Laufbahn einige dreißig Bären erlegt und seine Erfolge, welche hin und wieder von den abenteuerlichsten Umständen begleitet waren, hatten ihm einen so großen Ruf erworben, daß ihm Karl X. aus seiner Privatkasse eine Pension bewilligt hatte

Unter den vielen Erzählungen, welche der wegen seiner Rechtlichkeit allgemein bekannte und deshalb glaubwürdige Latapie mir in Beziehung auf die Bärenjagden in den Pyrenäen mitgetheilt hat, interessirte mich durch die Verwegenheit der darin handelnden Personen namentlich folgende:

Dicht bei Pierrefitte ist ein in allen Richtungen von Höhlen durchwebter Berg, in welchem die Bären des umliegenden Gebirges zu überwintern pflegen. Niemand wagt sie da in ihrem Treiben zu stören. Ein Freund des alten Latapie aber, wie dieser ein leidenschaftlicher Jäger, konnte der Versuchung nicht widerstehen, seinen alten Bekannten aus dem Gebirge einen Besuch in ihrer Colonie abzustatten. Vergebens suchte der ältere und vernünftigere Latapie den Tollkühnen von seinem Vorhaben abzubringen; Neugierde und der abenteuerliche Sinn des Pyrenäenbewohners trugen den Sieg über alle noch so dringende Vorstellungen eines verständigen Freundes davon. Dennoch wollte dieser seinen Kameraden nicht allein sich einer drohenden Gefahr aussetzen lassen, und Beide begaben sich nach dem Berge bei Pierrefitte. Der Anstifter des gewagten Zuges war mit einer Bajonnetflinte bewaffnet, Latapie trug sein Jagdgewehr und ein langes Messer, und Beide hatten sich mit brennenden Kerzen versehen; so ausgerüstet drangen sie in eine der bedeutendsten Höhlen ein, jener vorausgehend, Latapie ihm in einiger Entfernung folgend. Nachdem sie auf eine bedeutende Strecke in den Berg eingedrungen sind, biegen sie um eine Ecke, hinter welcher eine Erweiterung der Höhle sich bildet; kaum aber ist der erste Strahl des von dem Vordermanne getragenen Lichtes in die tiefe Finsterniß dieses weiten Raumes gefallen, so richtet plötzlich, als wäre er aus dem Boden hervorgewachsen, ein ungeheurer Bär sich vor den überraschten Eindringlingen auf; mit einem Sprunge hat das Unthier den ersten Jäger erreicht und mit einer Schnelligkeit, welche diesem keine Zeit zur Ueberlegung oder zum Handeln läßt,

hat es mit der einen Tatze den Lauf der Bajonnetflinte zur Seite geworfen und mit der andern dem vermeſſenen Ruheſtörer das Licht aus der Hand geſchlagen. In dieſem gefährlichen Augenblicke, dem ein entſetzlicher und ſeinem Ausgange nach nicht zweifelhafter Kampf in der Finſterniß folgen mußte, ſchleudert Latapie mit der einen Hand dem Bären ſein brennendes Licht entgegen, während er mit der andern den bedrohten Freund zurückreißt, und während das Thier erſchreckt durch die ihm entgegenflatternde Kerze, einen Augenblick zurückweicht und dann ſich auf den ihm vorgeworfenen Gegenſtand ſtürzt, finden die Jäger Zeit, ſich zu retten, glücklich genug, den rechten Weg nach der Oeffnung der Höhle gefunden und nicht etwa einen der vielen Nebengänge eingeſchlagen zu haben.

Um die Zeit, wo ich in Cauterets war, begegneten drei Douaniers einer Bärin mit zwei Jungen in einem rechts und links von ſteilen Felſen eingeſchloſſenen Hohlwege. Die Lage der Zollbeamten ließ denſelben keine Wahl; ein Ausweichen war unmöglich, und die Bärin kennt in der Beſorgniß für ihre Jungen keine Schonung für die muthmaßlichen Feinde derſelben. Der erſte der Douaniers ſchießt, ohne das Thier zu verwunden, welches ſich im ſchnellſten Laufe heulend und ſchnaubend nähert; der Schuß des zweiten Douaniers verwundet die ſchon wüthende Bärin, ohne ſie außer Gefecht zu ſetzen. Alles hängt jetzt von der einzigen noch übrigen Kugel ab; dieſe wird faſt auf das Fell des Unthiers gerichtet und ſtreckt es todt zu den Füßen des Siegers hin.

Der ritterlichſte Kampf des Menſchen mit dem Bären aber, welcher mir zu Ohren gekommen iſt, gehört einem noch jetzt lebenden und von mir gekannten Bauer der Gemeinde Erce in dem Pyrenäendepartement Arriège*) an. Dieſer war im Walde einem

*) An der oberen Arriège. Die Arriège iſt ein Nebenfluß auf dem linken Ufer der Garonne, bei Toulouſe mündend.

großen Bären begegnet und hatte denſelben, da er kein Gewehr bei ſich führte, mit ſeinem Jagdmeſſer angegriffen. Die herkuliſche Kraft der beiden Gegner, welche in ihren Umarmungen bald aufrecht ſtanden, bald ſich auf der Erde umherrollten, hatte die Entſcheidung des ſeltſamen Zweikampfes ſo lange hinausgeſchoben, daß Beide erſchöpft von Wunden und Blutverluſt ſich trennten. Der Bär zieht ſich in das Dickicht zurück; der Jäger ſetzt ſich auf den Raſen nieder und verbindet ſeine Wunden nachdem er dieſe unterſucht und ſeiner Meinung nach nicht bedeutend gefunden, vorzüglich aber, nachdem er durch eine kurze Ruhe und einen Schluck Branntwein aus ſeiner Kürbisflaſche neue Kräfte gewonnen, macht er ſich Vorwürfe, einen halbentſchiedenen Sieg aufgegeben zu haben. Er folgt dem Bären; dieſer hat auch ſeine Zeit nicht verloren, und ſein Gegner findet ihn an einer Quelle, wo er die großen Tatzen in das klare friſche Waſſer taucht und ſich ſeinen blutigen Kopf wäſcht. Der kühne Bergbewohner aber unterbricht dieſe chirurgiſche Operation ſeines Gegners durch die Worte: „Martin, il faut en finir*).“ Aber Martin hat auch neuen Muth und neue Kräfte gewonnen; brummend richtet er ſich auf und entſchloſſen geht er dem Angreifenden entgegen. Ein neuer Kampf auf Tod und Leben beginnt, und der Jäger iſt endlich ſo glücklich, dem Feinde ſein langes Meſſer in das Herz zu ſtoßen; aber der Sieg iſt theuer erkauft; denn der Sieger hat dem mächtigen Thiere ſeine linke Fauſt in den Rachen geſteckt, während die rechte den entſcheidenden Stoß geführt hat. Sie iſt zwiſchen den Kinnbacken des Bären zermalmt worden und hat an demſelben Tage amputirt werden müſſen.

Der Bewohner von Erce iſt mit dem Felle des ſo tapfer erlegten Bären nach Paris gewandert, er hat dort Aufſehen gemacht, aber keine Penſion, ſondern nur eine Medaille als Anerkennung für

*) Martin, wir müſſen der Sache ein Ende machen.

seine kühne That zurückgebracht; er zeigt dies Ehrenzeichen mit dem verstümmelten Arme, wenn er den theilnehmenden Fremden das Ereigniß erzählt.

Höchst komisch sind die menschlichen Geberden, mit denen der Bär selbst in der Wildniß sich bewegt. Ein Bärenpaar trennt sich nie, worin dasselbe wesentlich von dem Menschen abweicht, es sei denn, daß häusliche Pflichten, als da sind die Bewachung und Ernährung der Jungen, oder die Begegnisse der Jagd den innigen Verband der Gatten für einige Zeit auflösten. Steigen diese nun, namentlich im Zustande behaglicher Sättigung und gewissermaßen lustwandeln, von einem Berge herab, so sieht man sie seitwärts, sich einander ansehend und beiderseits brummend, von der Höhe hinabtanzen. Ich habe sie ein einziges Mal auf der spanischen Seite der Pyrenäen auf diese Weise sich bewegen sehen, und mein Führer versicherte mir, daß dies die gewöhnliche Weise ihrer Spaziergänge am Abhange der Berge sei.

Rührend ist die Mutterliebe der alten Bärin. Diese erlaubt den Kleinen nicht, die Höhle zu verlassen, bis ihr dieselben durch ihre Kraft Zuversicht einflößen; von diesem Augenblicke an widmet die Mutter sich der gymnastischen Erziehung ihrer Jungen. Naht eine Gefahr, bei welcher die Flucht räthlich scheint, und zeigt der kleine Bär sich zu träge oder zu schwach bei Ersteigung der auf der Flucht zu passirenden Berge, so nimmt die Mutter ihn vor sich und giebt ihm von Zeit zu Zeit derbe Stöße, welche den Säumigen als Strafe und Nachhilfe gleich sehr vorwärts bringen.

Ein Führer, welcher mich häufig geführt hat, verwundete eine alte Bärin, die ihr Junges auf obige Weise vor sich hertrieb, tödtlich; das zusammensinkende Thier machte eine letzte Anstrengung zur Rettung des bedrohten Jungen; aber der Stoß, welcher dasselbe nach oben schleudern sollte, hatte durch den Todeskampf der sterbenden Mutter eine falsche Richtung bekommen, und der kleine Bär stürzte von

einer hohen Klippe herab und brach den Hals. Zeigt ſich keine günſtige Ausſicht zur Flucht, dann verdoppelt die Mutterliebe die Kraft der Bärin, und wehe dem Jäger, deſſen Kugel nicht den Weg in das zärtliche Herz derſelben gefunden hat.

4. Das Izard.

Auf den unwirthlichen Höhen der äußerſten Pyrenäengipfel, wo mit den letzten Spuren der Vegetation alles Leben verſchwunden zu ſein ſcheint, begegnet man noch einem athmenden Weſen, einem friedlichen, unſchädlichen Thiere, welches durch die Furchtſamkeit ſeines Charakters und die Liebe der Freiheit auf jene von den Wohnungen der Menſchen entlegenſten, für dieſe oft unerreichbaren Regionen angewieſen iſt.

Das Izard, welches, wie der Bär, zu den intereſſanteſten Erſcheinungen in der Naturgeſchichte der Pyrenäen gehört, iſt die Gemſe dieſes Gebirges. Obgleich etwas kleiner, als die Gemſe der Alpen, gehört es doch durch kein unterſcheidendes Zeichen einer andern Klaſſe von Thieren an. Wie jene zählt man es unter die wiederkäuenden Säugethiere und zwar unter die Klaſſe derſelben, deren Kopf mit hohlen Hörnern bewaffnet iſt; wie jene gehört es in das Geſchlecht der Ziegen, und durch ſeinen Bau und ſeine Gewohnheiten entfernt es ſich mehr noch als die Gemſe von dem Geſchlechte der Antilopen, zu dem man es ſpäter hat rechnen wollen; ſeine kurzen Beine, ſein dadurch unterſetzt ſcheinender Körper laſſen es von den anmuthigen Formen dieſes letztern Thieres eben ſo ſehr abweichen, wie ſeine Neigung für die unzugänglichſten Gebirge, welche der die Ebenen durcheilenden Antilope ſtets fremd bleiben.

Das Izard iſt ſo groß, wie eine gewöhnliche Ziege, welcher es überdies durch ſeine Formen am meiſten gleicht; ſein Haar wechſelt nach den verſchiedenen Jahreszeiten die Farbe; im Frühjahr iſt es

aſchgrau, im Sommer hell-, im Winter dunkelbraun. Auf ſeinem Rücken läuft eine ſchwarze Linie entlang, und eine ebenſolche verbindet den untern Augenwinkel mit der Schnauze. Den Kopf zieren gerade glatte Hörner von ſchwarzer Farbe, welche oben gegen die Spitze hin plötzlich, wie Haken, zurückgebogen ſind. Wie bei der Gemſe findet man bei dem Izard unter der Haut hinter den Ohren einen kleinen Beutel, welcher nach innen vollkommen geſchloſſen iſt und nur nach außen eine ſehr kleine Oeffnung zeigt; wahrſcheinlich dient dies Organ, deſſen Zweck man bisher nicht genügend hat erklären können, die Feinhörigkeit des Thieres bis zu der ihr eigenen merkwürdigen Höhe zu ſteigern.

Das Izard zeichnet ſich mehr durch die Sicherheit ſeiner kühnen Sprünge, bei denen es die geringſte Unebenheit im Felſen zu benutzen weiß, als durch ſeine Schnelligkeit im Laufe aus; es verſchmäht als Aufenthaltsort die von der Hauptkette der Pyrenäen ſich abzweigenden Gebirgsrücken; der Umſtand, daß es im Winter die Mittagsſeite der Pyrenäen, im Sommer die Nordſeite derſelben vorzieht, beweiſt, daß nicht ſowohl ſeine Vorliebe für eine niedere Temperatur der Luft, als vielmehr ſein ſcheuer Charakter es auf die höchſten Gipfel des Gebirges verbannt. Das geringſte Geräuſch, ein ihr unbekannter Gegenſtand genügen, die Heerde dieſer furchtſamen Thiere zur ſchnellſten Flucht zu bewegen; ich ſage die Heerde, da das Izard im höchſten Grade den Trieb der Geſelligkeit hat und gewöhnlich in Trupps von zehn bis zwanzig zuſammen lebt. Nur die männlichen Izards leben bis zur Begattungszeit abgeſondert; im Monat October und November ſchließen ſie ſich dieſer oder jener Gruppe der das Gebirge durchſtreichenden Weibchen an und vertreiben die jüngern Böcke von der Heerde. In den beiden genannten Monaten ſieht man die Heerde während der Morgen- und Abenddämmerung zu den Weideplätzen der mittleren Regionen des Gebirges hinabſteigen. Ob der geſellige Inſtinkt der Izards

ſich wirklich bis auf die Ausſtellung von Wachtpoſten ausdehnt, welche die Heerde durch den dieſen Thieren eigenthümlichen pfeifenden Schrei von einer nahenden Gefahr benachrichtigen, laſſe ich dahin geſtellt ſein; der Zufall kann hier leicht Grund zu einer Fabel geworden ſein. Außer jenem pfeifenden Tone iſt dem Izard auch ein dumpfes Meckern, ähnlich dem einer Ziege, eigen.

Das Weibchen wirft im Monat März oder April ein, auch wohl zwei Junge, denen es ſich bis zum nächſten Herbſte ausſchließlich und mit der größten Zärtlichkeit widmet; es verläßt ſogar, um ſeinen Mutterpflichten beſſer genügen zu können, während dieſer Zeit die Heerde ſeiner frühern Genoſſen.

Die Jungen können leicht gezähmt werden; aber ihre Natur gewöhnt ſich nie an das Leben in der Ebene und in der Gefangenſchaft. Es ſcheint, daß dieſe für die Freiheit gebornen Thiere in der unbeſtimmten Sehnſucht nach ihrem Erbtheile, den unzugänglichen, wilden Felſen des Hochgebirges, nach der ſcharfen, reinen Luft der Höhen, nach den Blicken in ſchwindelerregende Abgründe, nach den gewürzigen Kräutern und eiſigen Quellen der Berge langſam ſich verzehren, denn die Sclaverei ſieht ſie nie alt werden.

Die Eigenthümlichkeit des Izards, immer nach oben zu fliehen, wenn es verfolgt wird, hat die Grundſätze der Jagd deſſelben feſtgeſtellt. Der Jäger ſucht, indem er ſich fortwährend gegen den Wind bewegt, damit ſein Geruch die Heerde nicht von ſeiner Annäherung benachrichtige, noch vor Sonnenaufgang den gewöhnlichen Weideplatz derſelben zu erreichen. Iſt er in der Nähe dieſes Ortes angelangt, wird ſeine Aufgabe noch ſchwieriger; er muß nun von Fels zu Fels ſich dergeſtalt an die Thiere hinanſchleichen, daß er einen Standpunkt oberhalb derſelben erreicht. Iſt ihm auch dies gelungen, ohne bemerkt worden zu ſein, ſo hat er die doppelte Ausſicht, entweder eines der im Aeſen begriffenen Thiere zu erlegen, oder, wenn er zu entfernt iſt, auf die bei ihrer Flucht unfehlbar

der Höhe zu und an ihm vorbeieilende Heerde zu schießen. Ist sein Angriffsplan aber nicht geglückt, sind die Izards noch vor Ausführung seines Planes flüchtig geworden, dann bleibt ihm nur der Weg übrig, eines derselben sich auszuersehen und dasselbe von Berg zu Berg, von Fels zu Fels zu verfolgen, bis es in unüberlegter Eile einen alleinstehenden Pic erreicht hat, von dem aus keine weitere Verbindung mit dem umliegenden Gebirge existirt. Sieht das verfolgte Thier sich in dieser Lage, so kehrt es um und stürzt sich pfeilschnell an dem Jäger vorbei, welcher in diesen kurzen, schwierigen, oft durch unsägliche Mühseligkeiten erkauften Moment die ganze Aussicht seines Erfolges zusammengedrängt sieht. Die Pyrenäenbewohner sind indessen in der Regel treffliche Schützen, und sie wissen als solche die sich darbietende Gelegenheit bestens zu nutzen.

Man behauptet, daß das Izard in einer so verzweifelten Lage seine gewöhnliche Furchtsamkeit vergißt und sich in vollem Laufe auf seinen hartnäckigen Verfolger wirft, um ihn durch einen Stoß mit dem Kopfe von der abschüssigen Fläche des Berges in den Abgrund zu stürzen — ich habe viele Izardjäger über diese Angabe befragt, und keiner von allen hatte eine dieselbe bestätigende Erfahrung gemacht. Auch bedarf es einer solchen Annahme in der Jagd des Izards nicht, um dieselbe zu einer von tausend Schwierigkeiten und Gefahren begleiteten Unternehmung zu machen. Nur, wer das Hochgebirge mit seinen verödeten schroffen Felsenhöhen und jähen Abgründen, mit seinen Strömen und Wasserfällen, mit seinen unwiderstehlichen Orkanen und seinen den Wanderer plötzlich in Nacht einhüllenden Nebeln kennt, vermag mit seiner Phantasie den Izardjäger auf seinen oft abenteuerlichen Streifzügen zu begleiten und seiner Ausdauer, seiner Gewandtheit und seinem Muthe Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

5. Der Adler der Pyrenäen.

Hat das Auge mit Staunen den Lauf des Izards bis auf die schroffsten, von Abgründen umgebenen und anscheinend unzugänglichen Spitzen des Gebirges verfolgt, hat der bis in jene öden, mit Gletschern und Schneefeldern erfüllten Gegenden dem flüchtenden Thiere nachdringende Mensch mit Ehrfurcht das Walten der Natur beobachtet, welche kein Fleckchen der Erde ungenutzt gelassen, welche überall mit Weisheit und Liebe den Pulsschlag fühlender und sich freuender Wesen hin verbreitet hat, dann wird sein Blick durch einen durchdringenden und doch melancholisch klagenden Schrei noch weiter nach oben gezogen, und hoch über jenen verödeten Felsengipfeln, wo ewiges Schweigen des Todes in den Eismassen des Gebirges erstarrt scheint, zieht ein majestätischer Adler seine Kreise. Also auch mit den letzten Spuren des Izards hat das Reich lebender Wesen noch nicht seine äußersten Grenzen gefunden, und der Himmel über diesen Regionen mußte der Erde tributbar werden. Wie schön aber beschließt der König der Höhen diese Wildniß, wie passen seine langgezogenen, weiten Kreise zu dem erhabenen Bilde, das er beherrscht, wie durchdringt sein Klageruf die Todesstille dieser großartigen Einöde!

Ich habe schon bei einer andern Gelegenheit gesagt, daß die Pyrenäen der Maaßstab für die sich in ihnen regende Thierwelt zu sein scheinen, daß die letztere in ihrer Größe und Stärke der anderer Gebirge ebenso nachsteht, wie diesen in ihrer Höhe die Pyrenäen untergeordnet sind.

Daher ist denn auch der Adler der Pyrenäen nicht so groß, wie der in den großen Gebirgsketten Afrika's, Amerika's und Asien's; seine Gewohnheiten sind indessen überall dieselben. Er wählt sich zu seinem Horst einen unzugänglichen Felsspalt oder, obwohl

ſeltener, einen der höchſten Bäume des Gebirges. Sein Neſt gleicht einem Wagenrad, und Anblick und Geruch deſſelben erfüllen mit Abſcheu und Widerwillen; halb abgenagte Knochen, Blut, in Fäulniß übergangene Fleiſchreſte ſind das Lager, auf dem die junge Brut dieſes mächtigen Raubthieres der Lüfte aufwächſt.

Das Weibchen legt drei Eier und brütet ungefähr einen Monat. Die Jungen ſind anfangs mit Flaumfedern von ſchmutzig gelblicher Farbe bedeckt; dann geben dieſe in ein braunes Gefieder über, dem ſich nach und nach eine dunkelgraue Färbung beimiſcht. Endlich iſt der Tag erſchienen, an dem die Flügel und Fänge der jungen Brut die nöthige Stärke erreicht haben, um ſich eines Haſen oder Lammes zu bemächtigen; die Mutter ſtößt einen Schrei aus, die Jungen fliegen aus, um nie wieder in das verlaſſene Neſt zurückzukehren und von nun an vereinzelt zu leben; denn nur in der Zeit, wo das Geſetz der Fortpflanzung ſie zuſammenführt, findet man die Adler paarweis; ihre Gefräßigkeit und die auf einem dürren Boden nur dünn verbreitete Thierwelt, die ihnen zur Nahrung dient, macht ihnen die Einſamkeit zur Bedingung ihrer Erhaltung.

Der Adler iſt ohne den Sinn des Geruchs; aber die Natur hat ihn durch die Schärfe ſeines Auges entſchädigt, welches aus der Höhe, in der er ſchwebt, bis in die Tiefe der Thäler hinab ihn die willkommene Beute entdecken läßt. Das Fleiſch des Adlers iſt zäh; doch haben mir die Jäger der Pyrenäen verſichert, daß es nicht unangenehm ſchmeckt. Der Adler gehört zu den Vögeln, welche ein ſehr hohes Alter erreichen; die Zunahme des letztern wird von den Zeichen begleitet, welche auch den Menſchen an das Ende mahnen; das Gefieder des Adlers wird weiß, ſein Kopf kahl, die Schärfe ſeines Auges nimmt ab, und das Glück, welches nur der Jugend lächelt, wird dem alten Räuber untreu.

In der Zeit, wo Fürſten und Herren die Jagd mit Falken jeder

andern vorzogen, wurden auch Adler zu diesem Zwecke abgerichtet; jetzt sollen sie nur noch in Asien zuweilen zur Jagd abgerichtet werden. In den Pyrenäen hat sich ihre Zahl, wie mir alte Leute des Landes gesagt, seit vierzig bis fünfzig Jahren mit Zunahme der Jäger bedeutend vermindert; doch sind sie in jenem Gebirge immer noch sehr häufig, und ich erinnere mich kaum eines Ausfluges in dasselbe, ohne daß ich einen oder mehrere Adler um die öden Gipfel, denen ich mich näherte, hätte schweben sehen.

VII. Europäische Luftschifffahrten.

Schon seit Jahrhunderten hat sich der menschliche Geist damit beschäftigt, Mittel und Wege aufzufinden, um gleich dem Vogel die Lüfte zu durchsegeln und mit kühnem Fluge sich in das Aethermeer hinaufzuschwingen. Unzählige Versuche sind deshalb angestellt worden; man hat Flugmaschinen, Ballons erfunden, die vermöge ihrer Füllung mit leichteren Luftarten die schwierige Aufgabe lösen und es möglich machen, daß Menschen, ja sogar Thiere sich zu einer beliebigen Höhe in der Luft erheben, und nur Eines hat man bisher nicht zu erreichen vermocht, nämlich die Lenkung eines solchen Luftballons.

Namentlich in den letzten hundert Jahren hat die Luftschifffahrt einen bedeutenden Aufschwung gewonnen durch Männer wie die Gebrüder Montgolfier und Charles, welche als eigentliche Begründer derselben anzusehen sind, sowie Pilatre de Rozier, Blanchard und die Gebrüder Robert.

Der Hauptluftschiffer jedoch, der mehrere hundert Luftfahrten gemacht hat, ist unstreitig der Engländer Charles Green, der seine Ballons mit dem zwar etwas schwereren, aber auch weit weniger kostbaren Steinkohlengas füllte. Er fand nämlich, daß ein Probeballon mit diesem Gas gefüllt 11 Unzen, mit gewöhnlich bereitetem Wasserstoffgas gefüllt aber 17 Unzen leichter war, als mit atmosphärischer Luft.

Eine ſeiner merkwürdigſten Fahrten geſchah am 7. November 1836. Er ſtieg mit zwei Gefährten zu London auf, mit Robert Holland Esquire und Monk Maſon Esquire, flog mit ſeinem Luftſchiff über den Canal, fuhr quer über den Rhein (in der Nähe von Coblenz und der Feſtung Ehrenbreitenſtein) und ließ ſich in Deutſchland bei Weilburg im Herzogthum Naſſau nieder, nachdem er 480 engl. oder 90 geographiſche Meilen in 17 Stunden zurückgelegt hatte.

Eine andere Luftſchifffahrt, auf welcher der kühne Luftſchiffer einen Mitreiſenden verlor, machte er im Juni 1837. Ein Phyſiker, Namens Cocking, machte nämlich die Fahrt, um einen von ihm erfundenen Fallſchirm zu erproben. Da jedoch dieſe Probe unglücklich ablief und der Mann ſein Leben einbüßte, ſo hielt es Green für nothwendig, in einer engliſchen Zeitung das Publicum von dem Hergange der Sache in Kenntniß zu ſetzen. Dieſe Fahrt iſt zu intereſſant, als daß ich ſie nicht Euch, meine jungen Freunde, mittheilen ſollte. Ich laſſe Green ſelbſt reden.

„Das Füllen des Ballons begann in Vauxhall unter Hutchinſon's, des Maſchiniſten der Londoner Gasgeſellſchaft, Leitung um Mittag und war um fünf Uhr beendigt. Ehe der Fallſchirm an den Ballon angehängt wurde, ließ ich einen Verſuch machen, um zu ſehen, ob der letztere genug Steigkraft habe, den erſten mit in die Höhe zu ziehen. Der Verſuch fiel befriedigend aus, nachdem von mir in Betreff des Ballaſtes, von welchem ich etwa 750 Pfund herauszuwerfen hatte, einige Maßregeln getroffen worden waren. Die Verbindung zwiſchen dem Fallſchirm und Ballon ward endlich mittelſt des Seiles des letztern bewirkt, welches an das Löſeeiſen befeſtigt ward, vermöge deſſen Cocking die Ablöſung von dem Ballon zu bewerkſtelligen hatte. Ich bin mir ſchuldig, anzuführen, daß ich mich ſtandhaft geweigert hatte, die Ablöſung des Fallſchirms ſelbſt vorzunehmen, weil ich dies vielleicht in einem Augenblicke gethan hätte, wo Cocking nicht vollkommen vorbereitet war,

daher ich, im Falle ihn ein Unglück getroffen, Verantwortlichkeit auf mich geladen hätte.

„Als fünf Minuten über halb acht Uhr Alles in Bereitschaft war, wurde das Signal gegeben, auf welches der ganze Apparat von den Seilen, die ihn niederhielten, abgelöst wurde, und wir stiegen alsbald sehr stetig auf, während der Ballon die Richtung nach Osten einschlug. Cocking hatte gewünscht, wir möchten uns achttausend Fuß hoch erheben, in welcher Höhe er den Fallschirm ablösen wollte. Da ich nun fand, daß wir sehr langsam stiegen, so bat ich den mitfahrenden Herrn Spencer, etwas mehr Ballast auszuwerfen. Sobald wir uns also über dem offenen Lande befanden und von dem Auswerfen keine Gefahr zu befürchten stand, geschah dies geschwind. Unsere Besorgniß, daß Etwas davon in den Fallschirm gelangen könne, ward dadurch sehr vermindert, daß derselbe hin- und herschwankte, was offenbar von den Strömungen der Luft herrührte, so daß wir die Säcke sehr bequem ohne alle Gefahr für den unter uns befindlichen Apparat auswerfen konnten. Der Ballon stieg nun schnell in eine Wolkenschicht, welche die Erde unsern Blicken entzog. Uebrigens bot der Fallschirm dieser dichtern Atmosphäre soviel Widerstand dar, daß wir, um die von Cocking verlangte Höhe zu erreichen, noch 400 Pfund Ballast auswarfen, weil Cocking der Meinung war, er werde um so sicherer niederfallen, aus einer je größern Höhe er herabfiele, indem der atmosphärische Druck unter dem Ballon um so bedeutender sein würde. Allein durch dieses Auswerfen erreichten wir auch nur eine Höhe von 5000 Fuß oder beinah eine englische Meile, und wir waren immer noch 3000 Fuß niedriger, als Cocking verlangte.

„Mittlerweile sprachen Spencer und ich mit unserm Reisegefährten über die Art, wie der Ballon gerade steige, und Cocking wünschte jedesmal davon unterrichtet zu sein, wenn er sich um

500 Fuß höher erhoben habe. Sobald wir die Höhe von 5000 Fuß erreicht, ſagte ich ihm, es ſei unmöglich, die von ihm verlangte Höhe zeitig genug zu erreichen, um den Ballon noch bei Tageslicht auf die Erde hinabzulaſſen. Hierauf ſagte Cocking: „So werde ich mich ſehr bald von Ihnen trennen; aber ſagen Sie mir, wo ich ungefähr bin.“ Spencer, der einige Minuten vorher ein Stückchen von der Erde geſehen hatte, antwortete: „Wir mögen wohl ziemlich über Greenwich ſein.“ Ich fragte ihn hierauf, ob er ſeiner Sache gewiß ſei, und ob der Verſuch bis jetzt dem Reſultate ſeiner Berechnung entſpreche? — Cocking erwiederte: „Er habe ſich in ſeinem Leben nicht behaglicher gefühlt, und Alles treffe ein.“ Bald darauf ſagte er: „Nun denke ich, werde ich Sie verlaſſen.“ Ich entgegnete: „Ich wünſche Ihnen eine recht gute Nacht und glückliche Niederfahrt, wenn Sie dabei bleiben, ſie vorzunehmen, und nicht lieber zu uns heraufkommen wollen.“ — Ich muß hier bemerken, daß für den Fall, daß der Wind den Verſuch, ſich mit dem Fallſchirme niederzulaſſen, unmöglich machen ſollte, ein Hebezeug angefertigt war, mittelſt deſſen wir Herrn Cocking in die Gondel des Ballons heraufziehen konnten. — Hierauf erwiederte Cocking nur: „Gute Nacht, Spencer; gute Nacht, Green.“

„In dieſem Augenblicke rief ich Spencern zu, ſich feſt an die Seile zu halten und ſich, gleich mir, in die Gondel zu ducken. Da ich die Ventilſchnur mit der einen Hand halten mußte, ſo konnte ich mich zu meiner Sicherheit nur der andern bedienen, und glücklicher Weiſe hatte ich Kraft genug, mich mit dieſer unter den gefährlichen Umſtänden, in die wir nun verſetzt wurden, in meiner Lage feſtzuhalten.

„Kaum hatte ich Spencern jene Worte zugerufen, ſo fühlten wir einen leichten Ruck an dem Löſeeiſen, bemerkten aber, da wir nicht höher ſtiegen, bald, daß es Herrn Cocking nicht gelungen

war, ſich vom Ballon zu trennen. Es erfolgte ein zweiter ſtärkerer Ruck, und augenblicklich ſchoß der Ballon mit der Geſchwindigkeit einer Rakete in die Höhe. Die Wirkung, die wir in dieſem Augenblicke an uns verſpürten, läßt ſich kaum beſchreiben. Die ungeheure Maſchine, in welcher wir zwiſchen Erde und Himmel hingen, wurde unter dem Geheule eines furchtbaren Orkanes mit ſchaudererregender Heftigkeit und Schnelligkeit in die Höhe geriſſen, wobei ſie zugleich hin und her wogte, als ob ſie, plötzlich eines unwillig ertragenen Zwanges ledig ſich einer zügelloſen Freiheit überließe. Endlich nahm ſie, gleichſam als ob ſie durch übermäßige Kraftäußerung ein wenig ermattet ſei, die Bewegungen einer Schlange an, die ſich mit gewaltiger Schnelligkeit nach einem beſtimmten Punkte hinwindet. Während dieſes furchtbaren Proceſſes fuhr das Gas ſtromweiſe aus dem obern und untern Ventile, mehrentheils jedoch aus dem letzteren, da die Luft, durch welche wir ſchoſſen, ſo ſtark auf das obere drückte, daß zu dieſer Oeffnung verhältnißmäßig nur wenig Gas heraus konnte. Hätten wir den Mund nicht mit einer Röhre verſehen gehabt, die in einen Luftſack führte, ſo würden wir binnen einer Minute haben erſticken müſſen. Dieſer Sack war aus Seide und faßte 100 Gallonen atmoſphäriſche Luft. Vor dem Aufſteigen ward er mittelſt eines Blaſebalges nur mit 50 Gallonen Luft verſehen, ſo daß er durch die Ausdehnung der letzteren in den höheren Regionen nicht leiden konnte. In das Ende dieſes Sackes wurden zwei biegſame Röhren geſteckt, und in dem Augenblicke, wo wir auf die eben beſchriebene Weiſe in die Höhe zu ſchießen anfingen, nahmen Spencer und ich jeder eine dieſer Röhren in den Mund. Durch dieſe einfache Vorrichtung bewahrten wir uns vor dem Erſticken, was ſonſt wegen der gewaltigen Maſſe Gas, von dem der Ballon umhüllt war, offenbar hätte erfolgen müſſen. Aller Vorſicht ungeachtet machte uns das Gas durch ſeine heftige Wirkung auf den Organismus erblinden,

und es ſchien uns 5—6 Minuten lang, als ob wir in vollſtändige Dunkelheit gehüllt ſeien.

Sobald wir wieder ein wenig ſehen konnten und uns von den Wirkungen der angreifenden Umſtände Etwas erholt hatten, war unſere Aufmerkſamkeit auf das Barometer gerichtet. Ich überzeugte mich bald, daß ich dem Geſchäfte der Beobachtung des Inſtrumentes noch nicht gewachſen ſei; allein Herrn Spencer gelang es, den Barometerſtand zu 13,20 zu ermitteln, was einer Höhe von 23,384 Fuß oder $4\frac{1}{4}$ engliſche Meilen entſpricht. Allein dies iſt bei weitem nicht die größte Höhe, die wir wirklich erreicht hatten; denn wir waren zur Zeit der Beobachtung im ſchleunigen Fallen begriffen, und nach einer überſchläglichen Berechnung, mit Bezugnahme auf die Geſchwindigkeit, mit welcher das Gas zu entweichen pflegte, und die muthmaßliche Zeit, während deren ich das Ventil aufgezogen gehalten, hatten wir wenigſtens 30,000 Kubikfuß oder 180,000 Gallonen Gas eingebüßt. Man könnte ſich einigermaßen darüber wundern, daß wir nicht mehr verloren, zumal, wenn man die Größe der Ventile bedenkt, indem das obere drei und das untere über zwei Fuß im Durchmeſſer hat. Wir ſanken nun, wie geſagt, ſchnell, aber außerordentlich ſtetig, und beeilten uns, das Waſſer aus zwei Blechkapſeln zu laſſen, um ſie mit atmoſphäriſcher Luft zu füllen; allein als das geſchah, ſtand das Barometer ſchon wieder auf 70,50, daher die Luft, die wir auf dieſe Weiſe ſammelten, nur aus einer Höhe von 16,632 Fuß ſtammte. Nach dieſem Geſchäfte verſpürten wir bedeutende Kälte und fanden, daß das Thermometer 4° unter dem natürlichen Gefrierpunkte ſtand. Wir befanden uns damals ſcheinbar $2\frac{1}{2}$ engl. Meilen über einer dichten Wolkenſchicht, welche ſich wie dunkler Marmor ausnahm, während wir ſelbſt von den Strahlen der untergehenden Sonne beſchienen wurden. Wir fielen fortwährend ſehr ſchnell, und als wir uns den Wolken näherten, vermehrte ſich

dieſe Geſchwindigkeit bedeutend. Unſer Gasverluſt war ſo groß, daß der Ballon ſich wie ein verhältnißmäßig kleiner Fallſchirm ausnahm und nicht die gewöhnliche, aufgeblähte runde Form darbot. Wir hatten wenigſtens ein Drittel unſeres Gaſes eingebüßt und hingen 50 bis 60 Fuß unter dem Ballon ſelbſt.

„Da wir ſo ſpät von Vauxhall abgefahren waren, ſo war ich nun wegen der Zeit beſorgt, und wirklich fehlte nur noch eine Viertelſtunde an neun Uhr. Hiernach wußte ich, daß, wenngleich wir uns noch im hellen Sonnenſcheine befanden, wir die Erde doch ſchon in Nacht gehüllt finden würden, wenn wir unter die Wolkenſchicht gelangten, daher es große Schwierigkeiten haben würde, die Beſchaffenheit der Oberfläche da zu ermitteln, wo wir auf dieſelbe gelangten. Deshalb lag mir daran, ſo ſchnell als möglich unter die Wolkenſchicht zu kommen, und ſobald dies geſchehen war und wir etwa noch 300 Fuß von der Erdoberfläche abſtanden, ſchien dieſelbe über und über mit Waldung bedeckt, daher ich für nöthig hielt, allen Ballaſt und ſonſtige bewegliche Gegenſtände auszuwerfen, um nicht mit dem, was ich für Bäume hielt, in Berührung zu kommen. Nachdem wir öfter gerufen und den Anker ausgeworfen hatten, hörten wir Stimmen antworten, und nun wurden wir bald an einem zum Ausſteigen bequemen Ort niedergezogen, welcher unfern des Dorfes Offham, in der Nähe der Stadt Malling, 7 Meilen weſtlich von Maidſtone und 28 Meilen von London war. Wir wurden vom Geiſtlichen, Herrn Money, ſehr gaſtfrei aufgenommen und verließen am andern Morgen Maidſtone, da wir dann bald darauf das unglückliche Geſchick des Herrn Cocking erfuhren. Ich kann bezeugen, daß er während der ganzen Fahrt die größte Heiterkeit und Standhaftigkeit zeigte, und der Ausdruck ſeiner Geſichtszüge, ſo wie die leichte und fröhliche, doch immer beſtimmte Weiſe, in welcher er ſeine Fragen an uns richtete und ſich mit uns unterhielt, bewies, wie

zutrauensvoll er hoffte, daß die Maschine, an der er 25 Jahre lang studirt, sich vollkommen bewähren werde. Wir waren etwa eine Stunde und 20 Minuten unterwegs. Ich selbst hoffte, daß, da Cocking's Fallschirm beim Aufsteigen dem heftigen Drucke der Atmosphäre gut widerstanden hatte, die Niederfahrt vollkommen gut ablaufen würde."

Noch größeres Aufsehen als Green erregte mit seinen Luftfahrten der Engländer Henry Corwell.

Zum ersten Mal stieg er in Deutschland zu Elberfeld im Sommer 1848 auf und erwarb sich bald durch seine Art, den Ballon zu führen, ein großes Vertrauen bei den Zuschauern wie bei seinen Reisegefährten in den Wolken. Im Mai 1849 ging er nach Berlin und stieg von Kroll's Etablissement und vom Schützenhause auf. Seine Leistungen in der preußischen Hauptstadt waren von sehr mannichfaltiger Art; bisweilen stieg er mit zwei Gondeln auf und begab sich in einer Höhe von 3000 Fuß eine Strickleiter von 50 Fuß Länge hinab in die zweite Gondel, um dort ein Luftbombardement zu eröffnen. Dies, sowie noch einige andere neue Stücke begründeten seinen Ruf, jedoch mit einem Pferde aufzusteigen, erlaubte ihm die Polizei nicht. Er ist in fast allen Hauptstädten Deutschlands aufgestiegen und kann sich rühmen, eine größere Anzahl unserer Landsleute mit in die Lüfte genommen zu haben, als alle die andern Aëronauten (Luftschiffer), die Deutschland besucht haben. In Leipzig hielt er am 28. September 1851 seine 155. Luftfahrt, und zwar in Begleitung des Dr. von Keller, der einen Bericht darüber erstattet hat, aus welchem wir Einiges ausheben.

„Herrn Corwell's Ballon, wohl der größte, der bisher in Leipzig gesehen ward (65 Fuß Höhe, 125 Fuß Umfang, 35,000 Kubikfuß Raumgehalt mit einer für vier Personen Sitz gewährenden Gondel), ward im Hofe der Gasbereitungsanstalt mit ungefähr

25,000 Kubikfuß Gas gefüllt. Nach sorgfältiger Abwägung des Verhältnisses des Ballastes zur Tragkraft des Ballons öffnete Coxwell kurz nach 5 Uhr die Haltklammern und stieg schnell und sicher in der Richtung von Nordost gen Südwest über den westlichen Theil der Stadt empor, wo er nach wenigen Minuten in der dichten Regenwolke verschwand, die den Himmel überall gleichmäßig bedeckte. Mit Eintritt in die Wolkengrenze, gegen 4000 Fuß über der Stadt, überflorte zuerst leichtes Nebelgewebe das reizende Bild des bewegten Meßplatzes und entzog es dichter und dichter werdend sehr schnell dem Auge vollständig.

„In demselben Moment bildete das Nebelgrau der Wolke mit der ihm als Folie dienenden Farbe der Erde ein nächtliches Dunkel unterhalb der Gondel, während neben und über ihr sich ein überall gleich trübes Hellgrau zeigte. Schnell jedoch verschwand dieses Nachtdunkel wieder und mit ihm das letzte sichtbare Zeichen der Erdnähe. Die Geräusche drangen nur verworren und dumpf zum Ohr; das Auge vermochte seine Kraft an keinem Gegenstande zu messen; schweres Athmen und leichte Kopfbeklemmung erinnerten lebhaft an die dichten, aber geruchlosen Herbstnebel, deren Dichtigkeit hier übertroffen ward. Die Temperatur war merklich gesunken und feuchtkalt. Tropfbar flüssiger Niederschlag war nicht bemerkbar. Dieses für das Auge unergiebige Terrain ward benutzt, den Anker an's Tau zu knüpfen und herabzulassen. Neue Ballastverminderung beschleunigte den Flug des Ballons und mit freierer Kraft schwang er sich, ohne merkliche Bewegung wahrnehmen zu lassen, zur obern Grenze der wohl 3000 Fuß im Durchmesser haltenden Wolkenschicht.

„Ueberrascht durch die Schnelligkeit der Scenenveränderung und bewundernd streifte das Auge über ein ungeahntes Panorama. Unter eisigem Nebelgewölke breitete sich ein unabsehbares Wolkenmeer wunderbar schön von Horizont zu Horizont. Die reinste

Atmosphäre gestattete zwischen den beiden Wolkenlagen den fernsten Blick innerhalb der scheinbaren Wolkenbegrenzung. Die sich anscheinend neigenden Grenzen und die Wölbung des wohl über 2000 Fuß entfernten Nebelhimmels gaben dem Ganzen die Gestalt einer gigantischen Zauberhöhle und verriethen die concentrische Ausbreitung der gewaltigen Wolkenlager über der Erde. Von letzterer herauf drang in die lautlose Ruhe dieser abgeschlossenen Luftwelt, in deren Mitte der Ballon geräuschlos schwebte, nur noch leise der Ton des rollenden Dampfwagens. Wie für das Auge, so hatten sich die Wahrnehmungen auch für das Gefühl und die Athmung geändert: die Luft war trocken und deshalb angenehm kühl, das Athmen leicht und frei, die Beklommenheit des Kopfes verschwand. . . .

„Aber der Genuß trieb aufwärts zu neuen Genüssen; etwas Ballast weniger, und das Log (der Schiffslaufmesser) des Luftschiffs — der leichte Papierstreif — sank pfeilschnell neben der Gondel hinab. Der Ballon, bereits an der Grenze der zweiten Wolkenschicht schwebend, mußte wieder gegen 2000 Fuß höher, ehe er dieselbe völlig durchschnitt. Die Wahrnehmungen in dieser Schicht glichen im Allgemeinen den in der untersten Ablagerung gemachten: dasselbe Grau, nur minder dicht; dieselbe Kühle, nur weniger feucht: Athmung leichter beschwert; verschwunden blieb nur die Beklommenheit des Kopfes. Ein unbemerkt gebliebener Mitreisender, eine große Mücke, verließ den Ballon. Das Thierchen, das einzige sichtbare lebende Wesen außerhalb der Gondel, schwirrte kurze Zeit nebenher und war plötzlich — wahrscheinlich bald erstarrt — nicht mehr zu sehen. Die Hoffnung, jetzt schon zu dunstfreiem Aether zu gelangen, bestätigte sich nicht; aber der Ersatz für diese Täuschung war überreich. Mit dem Austritt des Ballons aus dem zweiten Wolkenlager zeigte sich dasselbe Gebäude einer abgeschlossenen Luftwelt, wie zwischen den

unterſten Schichten. Das Bild einer rieſigen Wolkenhöhle erfüllt mit Aetherreinheit, umgrenzt von oben herab durch ein ſilbergrau ſtrahlendes Dunſtfirmament und von unten herauf von tropfſteinähnlicher Wolkenſchöpfung, mit derſelben Wölbung der Horizonte, denſelben idealen Gebilden, aber überall erhabeneren Formen, kryſtalliniſch leuchtend, ſtarr und dennoch weich in einander geſchoben, von zauberiſchem Zwielicht, voll reizender Reflexe und von einer geiſterhaften Ruhe übergoſſen, zu der kein Erdengetöſe auch nur den leiſeſten Boten zu ſenden vermochte. Nirgends Leben und dennoch kein Grabgefühl. . . . „Iſt das nicht wundervoll?“ rief Corwell tiefbewegt; und der Ton ſeiner Stimme war metallos, ſein Hauch ſtreifte winterlich weiß vorüber. Ein Zug am Ventil; der ſonſt ſo laute Schall war matt. Das Glutlicht des Gaſes im Ballon war dunkler, und dieſer, vorher unvollſtändig angefüllt, war völlig geſpannt. Er ſtand dicht an der Grenze der dritten Wolkenzone, ungefähr 11,000 Fuß hoch. Es war 18 Minuten nach 5 Uhr.

„Der Zweck der Reiſe war erfüllt: der Blick in die Wolkenſchleier des Himmels war gethan, die Zahl der Nebelgewölke, welche noch höher ſchwebend jeglichen Sonnenſtrahl aufhielten, war unbekannt; das Herz ſehnte ſich nach ſo hoher Dämmerungspracht nach der Tageshelle; darum grüßte ſcheidend der Blick noch einmal die Wunderwelt, zog die ſichre Hand das Ventil und — urplötzlich zeigte der Druck auf's Gehirn die Schnelle der Rückfahrt. Bald war die zweite Wolkenſchicht wieder durchſchnitten; langſam glitt der Ballon durch die Schönheit des untern Zwiſchengewölkes herab: die feſte Hand an der Schnur des Ventils, das ſichere Auge voll Befriedigung bald auf die flatternden Papierſtreifen, bald auf die Spannung der Seide gerichtet, Ballaſt und Gas gemeſſen verwendend, führte Corwell ſein Schiff gefahrlos heimwärts. Schon nahm es der Nebel wieder auf, der es aufwärts zuerſt empfangen; die Wolke war dichter geworden und feuchter.

Das Thermometer zeigte + 8° R. Die Nebelmaſſen wurden dunkler in der Mitte der Schicht; ſelbſt der nur 150 Fuß unter der Gondel ſchwebende Anker war kaum erkennbar. Auf den Ballon ſchlug der Regen, den Coxwell ſchon oben in den reinen Zonen vorher verkündet. Wieder tönte das Rollen des Dampfwagens, drang Hundegebell herauf. Das Grau unter der Gondel war wiederum nachtdunkel wie nach dem Verſchwinden des Anblicks der Erde; mitunter ſchienen hellere Stellen bemerkbar und plötzlich entſchleierte ſich das friſche Bild von Wäldern und Auen mit einzelnen Dörfern, zwiſchen welchen das Silberband eines Fluſſes — der Saale — ſich hinzog. Der Ballon ging über denſelben hinweg, einer in der Ferne liegenden Stadt (Lützen) zu. Aber der Wind trieb ihn ſeitwärts von ihr ab, und ſo galt es, in der Nähe eines der größeren Dörfer zu ankern.

„Ueber zwei Dörfer ſtrich das Schiff hinweg, ohne daß die Frage nach dem Namen der Gegend unten gehört ward; aus dem dritten Dorfe drang der Freudenruf: „ein Ballon! ein Ballon!“ herauf. Das bewog herabzugehen. Coxwell beſtimmte ein hochliegendes Stoppelfeld, ungefähr eine Viertelſtunde entfernt, zum Landungsplatz und ließ ſich 6¼ Uhr — mittelſt Gas und Ballaſt (der herabfallende und ſich ſenkrecht unter dem Fahrzeuge ausbreitende Sand konnte ſchwebend 34 Secunden lang wahrgenommen werden) die Viſirlinie ſicher innehaltend — ſo ruhig und ſanft am Rande des bezeichneten Feldes nieder, daß ſelbſt der leiſeſte Ruckprall der Gondel vermieden ward. Hätte Coxwell ſeine Meiſterſchaft nicht ſchon vorher dargethan gehabt, dieſe Landung im Regenguß und nicht völlig unbewegter Luft hätte ihm das Meiſterrecht verliehen. Er hatte hier ſeinen Vorgänger Green übertroffen.

„Sehr bald kamen Landleute aus den Dörfern Schladebach und Rötſchau durch die Dämmerung herbeigeeilt, verſicherten,

das Schiff genau aus der Gegend von Merſeburg kommend geſehen zu haben, gaben an, daß ſich der Landungsplatz auf der Linie zwiſchen den Salinen Dürrenberg und Kötſchau, eine Viertelſtunde von letzterer entfernt und ſeitwärts von Schladebach befinde, und waren ſo gefällig, trotz des ungünſtigen Wetters die Verpackung des Ballons in die Gondel beſorgen zu helfen. Um 7 Uhr war die Verpackung beendet. Der mehr und mehr herabſtrömende Regen und die Dunkelheit machten die Bitte um Pferde und Wagen zum Transport des Ballons vergeblich. Cornwell ſah ſich deshalb genöthigt, ſein Fahrzeug unter Strohbedeckung auf dem Felde zurückzulaſſen und in Kötſchau zu übernachten, von wo er wohlbehalten Nachmittags in Leipzig wieder eintraf.

Die Reiſe war eine durchaus gefahrloſe geweſen."

Nicht ſo gefahrlos war eine von Cornwells Luftfahrten, die er im Mai 1851 zu Berlin unternahm; denn der Ballon zerriß beim Aufſteigen in den Bäumen. Indeß ging ein Menſchenleben bei dieſem Unfalle nicht zu Grunde. — Ueberhaupt iſt es zu bewundern, daß bei den Tauſenden von Luftfahrten, die von 1784 bis 1851 gemacht worden ſind, nur 12—13 Menſchen ihr Leben eingebüßt haben, was wenig iſt, wenn man erwägt, daß bei den mancherlei Fahrten zu Waſſer und zu Land ungleich mehr Opfer gefallen ſind.

VIII. Schweizer Winterfahrten.

1. Auf's Grindelwalder Eismeer.

Ich weiß nicht, ob es wahr ist, was man sagt, daß das Thal von Grindelwald seinen Namen von den dichten Wäldern und von den zahllosen mit den Bäumen vermischten „Grinden," d. h. Felsblöcken erhalten habe, mit welchen es die ersten Ankömmlinge erfüllt fanden, aber gewiß ist es, daß man ihm noch jetzt keinen besseren Namen geben könnte. Dunkle Fichtenwälder, jetzt freilich durch die Art des Menschen wie durch die Lawinen sehr gelichtet, überziehen beiderseits die Felsabhänge des Thals, und die Bäume haben selbst die schroffsten Wände erklommen. Dies ist sehr natürlich, da der Same der Fichte geflügelt ist und deshalb, von den aufsteigenden Winden gehoben, allmählich selbst in die höchsten Regionen dringt. Aber bewundernswürdig ist es, wie der Mensch ohne alle Fittige und auf nichts Anderem, als seinen tüchtigen Alpenschuhen, ihnen in alle ihre Verstecke nachfolgt und sie von ihren Höhen herabstürzt. Wo nur ein Körnlein Wurzel fassen kann, da stehen sie gerade und unerschüttert, bald auf einem schmalen langen Felsenbande in ganzen Reihen, bald wieder umkränzen sie den Felsen, bald hat sich eine kleine Gruppe auf die Spitze einer abgelösten Kuppe gerettet, oder es steht gar ein einziger allein da, wie eine Fahne auf einem Thurme oder wie eine Schildwache auf ihrem Posten.

Als ich im Grindelwald war, hatte es vor ein paar Tagen

geſchneit. Einige Wieſen waren noch mit Schnee bedeckt, andere aber vollkommen grün, und auf dieſen lag der Schnee in großen Haufen zuſammengerollt, was die Leute gethan, um die Wieſe noch zu nutzen. Als ich die Augen erhob, ſah ich die Gipfel des Mettenberges, des Wetterhorns und des Eigers, der höchſten Berge, die ſich über dem Thale erheben, von der untergehenden Sonne erleuchtet. Sie glühten von der Spitze bis ungefähr auf die Mitte ihrer Maſſe herab, genau mit der Farbe der Feuerlilien, nur etwas zarter. Einige dunkle Flecke und Streifen, — es waren unbeſchneite Felswände und Felsgipfel, — welche dieſe Gluth durchbrachen, machten dieſe Coloſſe großen glühenden Kohlen ähnlich; den Hauptreiz des Bildes aber bildete der zerriſſene Nebelſchleier, der gerade im Augenblicke des Sonnenunterganges durchbrochen zu ſein ſchien und wie ein dünner Flor um die Berge ſchwebte. Zwiſchen dieſen aber, da, wo in einem unerleuchteten Winkel die Nebel noch dichter zuſammengezogen lagen, fiel ein ganz dunkles, ſchönes, reines Blau auf die Gletſchermaſſe hinab, die ſich zwiſchen den Bergen hervordrängte. Dieſe blaue Farbe der Nebel in der Mitte ſtand mit den Feuergarben zur Seite in dem herrlichſten Contraſte.

Während mein Gefährte unſer Fuhrwerk unter Dach brachte und unſer Nachtlager beſtellte, miethete ich ſofort einen Führer und machte noch einen Abendſpaziergang zum Gletſcher. Dieſer brachte mich, noch ehe alle Gluth von den Gipfeln der Berge verſchwunden war, zum unterſten Kopfe des Gletſchers herab und machte mir den Vorſchlag, uns zwiſchen dem Gletſcher und der Felswand, an der er anliegt, bis zu dem ſogenannten Nellenbalm hinaufzuarbeiten, wobei wir dann hier und da etwas auf den Gletſcher hinaufſteigen könnten, um zu ſehen, wie die Gewäſſer auf ihm gewüthet hätten.

Ich ging auf dieſen Vorſchlag ein, und wir machten uns ſogleich auf den Weg. Die Lutſchnie kam mit einer erſtaunenswerthen

Waſſermenge faſt wie ein großer Strom unter dem Gletſcher hervor, und wir mußten über verſchiedene ihrer Arme auf wunderlichen Stegen hinüberbalanciren. Dann gingen wir immer dicht an dem Gletſcher hin, deſſen Eismaſſen bald ſchroffe Mauern bildeten, bald in Spitzen und Naſen hervorſtanden, bald Brücken und Bogen ſchlugen oder von Höhlen und Löchern durchſetzt waren, im Ganzen aber den Anblick ſehr wilder, verfallener Ruinen gewährten.

Der Waſſerſtrom, der über den Gletſcher hinweggegangen war, hatte eine Menge Steine von ihm hinuntergeſpült, über die wir Mühe hatten hinwegzukommen. An einer Stelle bildeten ſie eine Art Treppe zum Gletſcher hinan, die wir erſtiegen. Auf einer ſchrägen Eiswand, zu der wir gelangten, lag eine Decke von Schnee, einen halben Fuß dick. Mein Führer fand, daß ſie klebrig und feſt genug war, und wir krochen nun auf allen Vieren hinauf, indem wir immer die ganzen Flächen unſerer Hände und Füße einſetzten, um jedesmal ſoviel Schnee als möglich zum Widerſtand zu nöthigen. Oben ſaßen wir nur auf einem Eisriff und fanden von da aus noch ſo viel Licht auf dem Gletſcher, daß mein Führer mich auf einer großen Strecke hin das wilde Eisbett verfolgen laſſen konnte, in welchem der Strom hinabſchoß. Der Umſtände, welche dies ungewöhnliche Zuſammenfließen des Waſſers verurſachten, waren mehrere. So war das Gewölbe, durch welches alle Gewäſſer des Gletſchers ihren regelmäßigen Ausfluß nahmen, eingeſtürzt und durch gewaltige Eismaſſen verſtopft, und dadurch hatten ſich denn alle unterirdiſchen Gänge, Höhlen und Löcher des Gletſchers mit Waſſer gefüllt, und dieſer war innerlich wie ein Schwamm mit Waſſer aufgelaufen. Ein plötzlich eingefallener Föhn mit ſehr warmen Regentagen war hinzugekommen, der einen kleinen See, welcher oberhalb des Grindelwaldgletſchers am Fuße des Eismeers liegt, bis zum Rande füllte. Dieſer See liegt etwa zwei Stunden oberhalb des unteren Endes des Gletſchers, und auf dieſer ganzen Strecke floß nun ein breiter, ſchäu-

mender Strom in verſchiedenen Abſätzen und Sprüngen. Jetzt ſahen wir nun leider von dem ganzen Vorfalle Nichts mehr, als den Schmutz und die durcheinandergeworfenen Steinblöcke, über die wir weiter zum Nellenbalm hinaufſtiegen, denn der See war bereits geleert.

Dieſer Nellenbalm iſt eine Höhle oder Niſche im Felſen zur Seite des Gletſchers, in welcher ſich früher eine Kapelle befand. Wir ruheten darin einen Augenblick aus und blickten auf die dunkeln, unbeſtimmten Maſſen, die über uns hingen, und die ebenſo unbeſtimmten Zacken und Spalten, die unter uns gähnten, hin. Es war bereits Nacht geworden und Alles mäuschenſtill. Auf einmal hörten wir vor uns einen dumpfen Schall und Krach, der wie ein Schuß mitten in dieſe Ruhe einbrach. „Der Gletſcher läßt einen Stein fallen," bemerkte mein Führer. Es war vermuthlich einer jener Blöcke, die man oft lange auf den Spitzen der Eisthürme ſchweben ſieht, bis der Augenblick kommt, wo gerade ſoviel Eis unter ihnen weggeſchmolzen iſt, daß ſie nicht mehr halten können und in die Tiefe hinabfallen. Dem Krach folgte noch ein Gepolter wie ein Echo nach. Vermuthlich hatte der Stein noch einige andere mit hinabgeriſſen.

Da wir die Gegenſtände nicht mehr von einander unterſcheiden konnten, ſo war unſere Rückkehr ziemlich gefährdet, und ich hatte mehrere Male Gelegenheit zu erfahren, wie außerordentlich wohl eine, wenn auch rauhe, doch feſte und treue Fauſt eines kräftigen Bergführers thut, die mir zur rechten Zeit in und unter die Arme griff. Einige Male kamen wir auf ſo hohe Blöcke, daß ich nicht hinabzuſpringen wagte, weil unter ihnen wieder Steintrümmer lagen, in deren Zwiſchenräumen ich den Fuß zu brechen fürchtete. Mein Führer faßte dann unten Poſto, breitete ſeine Arme aus, wölbte ſeine Bruſt kräftig hervor und ſagte mir, ich ſollte mich nun ohne Weiteres auf ſeine Schulter und Bruſt hinabwerfen, er wolle mich ſchon fangen und halten. Dies gelang jedesmal, und ich

bekam vor der Tüchtigkeit meines Führers eine ſolche Hochachtung, daß ich ihn ordentlich liebgewann. Auch verdienen dieſe Leute die Achtung und Liebe des Reiſenden in vollem Maße. Sie betrachten ihn als anvertrautes, heiliges Gut, das ſie, es koſte was es wolle, an Ort und Stelle ſchaffen müſſen. Sie ſind ſein Stecken und ſein Stab. An gefährlichen Stellen binden ſie ihn mit Stricken an ihren Leib und gewähren ihm einen Anker, der nie nachgiebt, gehen auch eher mit ihm zu Grunde, als ſie das Ankertau kappen. Durch wilde Ströme tragen ſie ihn auf dem Arme und ſind zuverläſſiger als Stege und Brücken. Sinkt er ermüdet nieder, ſo nehmen ſie ihn auf den Rücken und ſchleppen ihn zuweilen ſtundenlang unermüdet feſt und ſicher auf Wegen fort, auf denen es ſelbſt dem leichtfüßigen Achilles ſchwer geworden ſein möchte, fortzukommen. Sie ſind aber dem Reiſenden noch mehr, als Stab und Stecken, Anker und Brücke, ſicheres Maulthier und treuer Hund, ſie ſind meiſtens auch Auge und Ohr, auch Lehrer und lebendiges Buch der Gelehrten, aus dem dieſe unendlich viel köſtliche Erfahrung ſchöpfen. —

Die Gletſcher ſind eigentlich nur die äußerſten und unterſten Vorpoſten und Ausläufer der großen Eismaſſen, welche Hochebenen der Berge bedecken. Es ſind gleichſam die dicken Eiszapfen, welche von den gewaltigen mit Eis und Schnee bedeckten Dächern der Erhebungen herabhängen. Klimmt man an der Seite dieſer Eiszacken hinauf, ſo kommt man dann auf jenes Dach ſelbſt, wo ſich die Spaltung in einzelne Theile verliert und Alles eine einzige, zuſammenhängende Eismaſſe zu bilden ſcheint, die man daher in den meiſten Alpengegenden auch wohl Eismeer zu nennen pflegt. Die meiſten Gletſcher hängen mit ihren Wurzeln irgendwo in einem Eismeere feſt.

Zu dem Eismeere des Grindelwaldgletſchers gelangt man an der Seite des Mettenberges und kleinen Schreckhorns auf einem Wege, der zwar manche Schwierigkeiten, aber auch vielfaches

Intereſſe darbietet. Wir ſetzten uns am andern Tage zu Pferde, um den erſten Theil dieſes Weges ohne Ermüdung und Anſtrengung zurückzulegen und unſere Kräfte für oben zu ſparen, — ein Plan, der ſehr vernünftig ſchien, bald aber zu unſerem Schaden ausgefallen wäre. Kaum hatten wir uns ein wenig am Berge erhoben, und kaum gab es einige Felsgräben zu durchſetzen, ſo ſtürzte das Pferd meines Reiſegefährten mitten zwiſchen die Blöcke eines ſolchen Felsgrabens ſo ungeſchickt zuſammen, daß wir eine Viertelſtunde mit Scheuchen und Schieben zu thun hatten, ehe das Thier wieder zum richtigen Gebrauche ſeiner vier Beine gelangte. Glücklicherweiſe war ſein vorſichtiger Reiter kurz vor dem Sturze abgeſtiegen. Nachdem wir dies überſtanden, ſetzten wir uns wieder zu Pferde, weil unſere Führer meinten, wir könnten noch eine gute Strecke bequem reiten. Da kam aber die Reihe an mich und mein Pferd. Dieſes lief, wie dies bekanntlich alle Bergpferde zum Entſetzen der Reiſenden gewöhnlich thun, immer auf dem äußerſten Rande des Weges, was eine Zeit recht gut ging, ſo lange es die Füße auf feſten Grund und Boden ſetzte. Nun kam aber bald eine kleine Schneelage, die ſich über den Rand des Weges ohne feſte Unterlage hinausgebaut hatte. Mein Pferd ſetzte, trotz der Vorſichtigkeit, die man dieſen Thieren zuzuſchreiben pflegt, ohne Weiteres einen ſeiner Hinterfüße auf den ſchwebenden Schnee und ſtürzte natürlich auch ohne Weiteres zu Boden. Ich fiel glücklicherweiſe auf die dem Abhange entgegengeſetzte Seite und hatte mich ſchnell aus den Steigbügeln gelöſt. Das Pferd hing mit dem Hintertheil an dem graſigen Abhang hinunter, und der Führer machte ſich ſogleich mit der Peitſche dahinter her, um ſeinen Anſtrengungen, den Weg mit allen vier Beinen zu gewinnen, zu Hilfe zu kommen. Da ich ihm hierbei noch im Wege lag, ſo arbeitete es mit Knieen und Vorderhufen auf meinen Leib los. Ich dagegen wehrte mich mit Händen und Füßen gegen ſeine Beſtrebungen. Der Führer, blos

durch den möglichen Verluſt ſeines Pferdes erſchreckt, peitſchte darauf los, und dies mochte für Andere eine ſehr komiſche Scene geben. Wie wir Alle davon kamen, weiß ich nicht zu ſagen, doch ſtanden wir nach einigen Augenblicken wieder Alle auf dem Wege, ſchafften aber hinfort die Vierbeine ab und ſetzten unſere Reiſe blos dreibeinig, wobei ich den Bergſtecken mit dafür gelten laſſe, fort.

Wir wanderten immer den Gletſcher entlang, der uns in einiger Entfernung ſtets zur Seite und unter uns blieb, und erhoben uns ſo in anderthalb Stunden auf einem Wege, der an mancherlei intereſſanten Scenen und Anſichten ſehr reich war, bis zu einer kleinen Hütte, die man gebaut hat, wo der Gletſcher von Felswänden am engſten zuſammengepreßt wird. Je weiter wir hinauf kamen, deſto länger ſtreckte ſich der Gletſcher, und während man von unten, wo man die ganze Länge in der Verkürzung ſieht, nur einen dicken Haufen von Eismaſſen vor ſich zu haben glaubt, ſahen wir nun hier in der Mitte deutlich genug, daß es ein langer Eisfluß war.

Wir ließen uns in der kleinen, mit Eiszapfen umhangenen Hütte, die wie ein Schwalbenneſt an der Felswand klebt und ſenkrecht über dem Gletſcher ſchwebt, eine Weile nieder und ſetzten dann unſere Wanderung zum Eismeere auf ſehr gefährlichen Wegen fort. Der Pfad war manchmal ſo ſchmal, daß es kaum Platz genug für einen Fuß gab. Dabei hatte man zur Seite immer die Ausſicht auf den Sturz in die Tiefe, von deren dunklen Spalten man ſogleich verſchlungen worden wäre. Unſer Führer rief uns jedoch immer zu, wir ſollten nur ganz feſt auftreten, dann hätten wir Nichts zu befürchten. Er ſelbſt ging uns hierin mit gutem Beiſpiele voran, und ich ſehe ihn noch jetzt mit ſeinem feſten Schritt, ſeinen prallen Wade und feſten Schuhſohlen uns voranſchreiten.

Der Schnee machte uns nicht wenig Mühe, denn er war leider nicht feſt und gefroren, ſondern weich und nachgiebig. Oben ſchließt

ſich der Gletſcher wieder dichter an den Felſen an, und wir konnten hier nun nahe zu ihm herankommen. An einigen aufgebäumten Eisſchollen, die wir berührten, war deutlich wahrzunehmen, daß das Eis hier ſchon ganz anders gebildet war als unten. Es war nicht ſo blau, vielmehr gefüllt mit unzähligen Blaſen und regelmäßig geſchichtet.

Während wir dies beobachteten, hatte unſer Führer indeſſen aus dem Schnee, der den Rand des Gletſchers bedeckte, ein kleines Bret und einen Baumſtamm, der eine Art Leiter bildete, hervorgearbeitet. Das Bret führte uns über einen Gletſcherſpalt, und die Leiter brachte uns nun vollends auf das Eismeer hinauf. Da Alles mit Schnee bedeckt war, ſo ging unſer Führer immer prüfend und nach Spalten forſchend voran, und wir faßten dann auf einem Eisblock Poſto, um den Einblick in die innere Eiswelt der Alpen in Ruhe zu genießen.

Es war ein herrlicher, ſonnenklarer Herbſttag. Rings um die eiſige Fläche, auf der wir uns befanden, ſtanden hohe Berge und Felswände, die das Ganze wie ein Amphitheater umgaben. Im Hintergrunde nur lag eine dunkle Partie, die hohen Vieſcherhörner, die mit der andern Seite nach Wallis blicken und einen prachtvollen, dichten und geheimnißvollen Wolkenmantel umgeworfen hatten. Es war der Föhn*), der wie ein Gewitter auf ihrem Gipfel lauerte. Zur Linken blickten wir von der Eisbühne, auf der wir ſtanden, in einen leeren Keſſel hinab. Es war das Becken des vor einigen Tagen ausgelaufenen Sees. Jenſeits dieſes Beckens am Felſen liegt eine kleine Hütte, das einzige zwergartige Machwerk von Menſchenhand mitten in dieſem großartigen Gebilde der Natur. Die Hütte heißt Stiereck. Sie dient dem Hirten zum Schutz im Unwetter und zum Magazine für einige Geräthſchaften und Heu.

*) Südwind; der Nordwind heißt Biſe.

Zur Rechten aber steigt aus noch höheren Regionen eine Gletschermasse, einem gefrornen Wasserfalle ähnlich, herab und ebnet ihre Eismassen in der Fläche des Eismeeres aus. Mitten darin, ganz von blauem Eise umgeben, steckt ein colossaler schwarzer Felsen, der eine senkrechte Wand darbietet und daher nie beschneit wird. Die Thalleute nennen ihn die „heiße Platte," als wenn dieser Felsen der Hitze wegen keinen Schnee auf seiner Oberfläche dulde. Im Sommer rutschen beständig Eisblöcke, die sich von oben lösen, an dieser Wand herunter.

Dies waren ungefähr die Hauptzüge der wunderbaren Scene, in deren Mitte wir eingetreten waren. Vom Thierleben fanden wir wenige Spuren, denn selbst die Geschöpfe, die in und auf dem Eise und Schnee leben, die sogenannten Eisflöhe, welche in den mit Wasser gefüllten Spalten der Gletscher vorkommen, bedürfen des Sommers und seiner belebenden Kraft, um im Eise auszuhalten. Nur eine kleine Spinne sahen wir auf dem Eise liegen. Ich hielt sie anfangs für todt, doch fand sich bei näherer Untersuchung, daß sie lebte und sich regte. Diese Thierchen gehören zu den gewöhnlichsten Bewohnern der wilden Berghörner. Selbst die höchsten Spitzen der Alpen sind von ihnen umkrochen.

Ganz vom Eise des obern Theils des Grindelwaldgletschers umgeben, liegt ein niedriger Berg am Fuße der hohen Walchehörner, der Zäsenberg genannt. Dieser Berg trägt im Sommer noch so viel Gras, daß es daselbst für 1000 Schaafe Weide giebt. Die Hirten treiben mit ihren Heerden über das Eismeer dahin. Ein ähnlicher, mit Gras bewachsener und ebenfalls rund umher von Eis umgebener Berg heißt die Kalli. Diesen Berg besetzt man mit Ziegen und trennt so beide Thiergattungen, die sich nicht auf einer und derselben Weide vertragen, durch das Eismeer. Beide Berge und beide Heerden stehen unter Aufsicht derselben Hirten, die nun täglich zweimal mit Milchkrügen und sonstigen Geräthschaften über das

Eismeer hin- und herlaufen müssen, um ihre Thiere zu melken und zu besorgen. Im Ganzen ist das Eismeer ziemlich flach und gangbar, aber Spalten wirft es doch auch, und die Leute haben daher häufig neue Umwege zu wählen. Sie haben ihre Hauptniederlassung und Käsefabrik an dem Berge, die Kalli genannt. Man begreift, wie unbequem eine solche Meierei und Milchwirthschaft wird, wenn Nebel und Wolken auf dem Eismeer liegen, und die Milch stundenweit durch Wolken über das Eis herbeigeschleppt werden muß. Uebrigens giebt es auch in der Mitte von andern Gletschern und Eismeeren Berge und Felsen, die mit Gras und Bäumen besetzt sind und im Sommer zu Zeiten ein höchst anmuthiges Lebensbild, eingefaßt in einen breiten Rahmen des Todes, gewähren. Man könnte solche Landstücke Gletscherinseln nennen. So giebt es in den Gletschern des Mont-Blanc eine solche kleine grüne Oase, die so reizend sein soll, daß man sie deswegen „den Garten" genannt hat.

Da der Schnee in dieser Jahreszeit alle Spalten und Lücken verrätherisch verdeckte, so war es uns nicht möglich, noch weiter in den Eisregionen vorzudringen, sonst hätte ich wohl gern die berühmten Löcher des Gletschers besehen, welche die „Walcher Löcher" heißen. Wir übten indeß jenen Verzicht um so leichter, da wir schon von dem Wenigen, was uns zu sehen gewährt war, ganz erfüllt und dankbar gestimmt waren.

Als wir wieder zu der kleinen Hütte, die ich erwähnte, herabgelangt waren, kam uns ein Trupp Grindelwalder entgegen, die uns von Weitem zujauchzten und denen wir von Herzen antworteten. Denn auf dem Eismeere Menschen zu begegnen, ist ebenso angenehm, als auf dem Salzmeere ein befreundetes Segel zu entdecken. Es waren Thalleute, die in der Stiereck am Zäsenberge noch einen kleinen Vorrath Heu hatten. Ihn heimzuholen, ehe Alles verschneite, hatten sie sich mit Stangen, Netzen und Stricken bewaffnet, und

Jeder trug einen Schlitten auf dem Kopfe. Die Schlitten wurden bei der Hütte abgestellt, da sie sich derselben von hier an nur bei der Rückkehr bedienen konnten. Das Heu wollten sie in ihre Netze packen und diese dann über das Eismeer und die verschiedenen glitscherigen Wege, die ich beschrieben habe, auf Kopf und Nacken zu den Schlitten herbeischleppen. Mir schwindelte dabei; den Leuten aber, die durch Uebung an die schwierigen Gebirgspässe gewöhnt sind, schien ihr Vorhaben nichts Gefährliches zu sein.

Weiterhin war nun unsere Rückreise bequemer. Denn wir fanden überall Löcher in den Schnee ausgetreten, in die wir getrost unsere Füße hineinstecken konnten, indem wir dabei den Augen mehr Freiheit geben durften, ihre lustigen Wege über die Naturscenen zu schweifen. Auf dem Kopfe einer Felsspitze, die wie ein Wartthurm am Rande des Gletschers hervorragte, sahen wir im Schnee die Spuren eines Fuchslagers. Diese Erscheinung wiederholte sich auf mehreren Felsspitzen. Deutlich bemerkten wir den Weg, auf welchem Meister Reinecke sich auf seinen hohen Sitz begeben, und sahen oben, wie er sich den Schnee festgetreten, und wie er dort nach allen Seiten hinausgeblickt hatte.

Zum Schluß unserer Reise hatten wir noch eine kleine Gefahr zu bestehen, die uns am Morgen nicht drohte. Die Mittagssonne hatte nämlich den Schnee so locker gemacht, daß er sich hier und da in sehr malerischen Lawinen besonders an der Seite des Eigers herabließ. „Ich rathe Ihnen, meine Herren, sich hier ein wenig in Trab zu setzen und sich nicht mit Gaffen zu verweilen. Denn an dieser Stelle könnte wohl um diese Tageszeit sich die eine oder andere Lawine lösen," rief uns daher unser Führer an einem Orte zu, wo unser Weg uns gerade an dem Fuße einer steilen Wand des Mettenberges hinführte. In der That wanderten wir hier über tiefe Schneehaufen hinweg, welche am Tage vorher von Lawinen angehäuft waren, und die Leute erzählten uns gleich

nachher im Thale, daß wir kaum den Platz verlassen hätten und um die Ecke des Felsens in die Tiefe hinabgebogen wären, als eine Lawine auf den Weg herabgepoltert sei und unsere Fußtapfen verschüttet habe. Eine Stunde nachher, als wir schon in aller Sicherheit den Kopf aus dem freundlichen Gasthause zum Adler in Grindelwald hinausstecktен, sahen wir selber eine Lawine an derselben Stelle wie einen schönen Wasserfall hinabschießen und bewunderten dieselbe nun mit gemischten Gefühlen. Wir bemerkten nun auch deutlich, wie diese Lawinen entstanden, wie die Schneemassen von einem steilen Dache, das über jener Wand hing, herabschurrten und dann an dem First dieses Daches in große und kleine Stücke und in Staub aufgelöst, auf den Weg hinabschossen.

2. Ein Abend unter den Gebirgsbewohnern.

Man muß nicht nur selbst sehen, sondern man muß auch hören, was andere Leute, die selbst gesehen haben, sagen. Daher luden wir uns zum Abendessen und zur Flasche Wein eine kleine Gesellschaft von Gemsjägern, Hirten und Bergsteigern zusammen und verplauderten die Zeit mit diesen Leuten über Gletscher, Berggipfel, Gemsen und damit zusammenhängende Dinge auf eine für uns äußerst lehrreiche Weise. Ich hatte gehört, daß der erste Besteiger der Jungfrau, der bekannte Baumann, noch lebe. Und dann hatte man mir schon in Interlaken viel von einem jungen Menschen Namens Michel erzählt, der, obgleich erst 22 Jahre alt, im Grindelwald jetzt der kühnste Gemsjäger und der wildeste Bergsteiger sei, dem Keiner nachlaufen möge. Selbst unser Führer, obgleich er ein sehr tüchtiger Steiger und leidenschaftlicher Gemsjäger war, erklärte, daß er so wenig wie irgend ein anderer mit dem Michel Schritt halten könne.

Die Leute hatten mir so viel von der Unerschrockenheit des Michel erzählt, daß ich ganz begierig war, ihn zu sehen, und ihn

mit Aufmerkſamkeit betrachtete, als er hereintrat. Es war ein junger Menſch von einem Körperbau, der eher unterſetzt als ſchlank zu nennen war. Seine Geſichtszüge, obgleich nicht auffallend ſchön, hatten doch einen edeln Ausdruck, ſeine Naſe war gekrümmt, ſein Auge groß und offen, ſeine Kinnbacken derb. In ſeiner Haltung lag eine Miſchung von Trotz und ſcheuer Verlegenheit. Zuerſt blieb er an der Thüre ſtehen, nach einer Viertelſtunde war er jedoch ſo vertraulich geworden, daß er auf dem Ende unſerer Bank Platz nahm.

Als unſere Leute erſt etwas warm und zutraulich geworden waren, brachten ſie eine Menge Erzählungen von Gemsjagden und Schilderungen von gefährlichen Lagen und Sprüngen der Gemsjäger und auch der Gemſen ſelbſt vor, von denen ich hier einige wiedererzählen will.

Unter den verſchiedenen Steinarten, aus welchen die Gebirge beſtehen, lieben die Bergſteiger am meiſten den Granit, weil ſeine Oberfläche rauh iſt und die Nägel der Bergſchuhe leicht darauf faſſen, am wenigſten aber den Thonſchiefer, weil er bald verwittert oder, wie ſie hier ſagen, verfault und dann unter den Füßen verrätheriſch abbröckelt. Einer unſerer Freunde hatte auf einer Gemsjagd das Unglück, in der Hitze der Verfolgung eines Thieres auf einen ſchmalen Vorſprung von ſolchem verfaulten Schiefer hinabzuſpringen. Der „faule Stein" bröckelte bei jedem Schritte unter ſeinen Füßen weg, und dieſer Mann ſah ſich auf der Stelle genöthigt, ſich der Länge nach auf dem Vorſprunge hinzulegen, weil er nur ſo den Druck ſeiner Laſt vertheilen und das Abbröckeln vermindern konnte. Der Vorſprung war einen Fuß breit. Oberhalb ſtieg eine ſteile Wand empor, und unterhalb ging es tauſend Fuß ſenkrecht hinab. An Rückkehr auf demſelben Wege war nicht zu denken, weil er nicht umkehren und auch auf dem faulen Stein keinen feſten Fuß faſſen konnte, um den ausgeführten Sprung

rückwärts zu machen. Er beſchloß daher, vorſichtig auf dem langen Bande hinzukriechen, um zu ſehen, ob es nicht vor ihm einen Ausweg gäbe. „Bänder" nennt man hier ſchmale Felsabſätze, die ſich oft mit einer ſich gleichbleibenden Breite ſehr weit wie lange Geſimſe an den Felswänden hinziehen. Dieſe Bänder benutzen die Gemſen oft, um darauf zu entſchlüpfen, und die Gemsjäger laufen daran hin, wie auf Gallerieen. Unſer Mann hatte einen kurzen Stock mit einem Beile bei ſich, wie man ihn bei den Gemſenjägern häufig ſieht. Er ſchlug daher vor ſich die loſen Steinbröckel ſoviel als möglich weg und kroch dann, wenn er einigermaßen feſten Grund gewonnen, ein Stückchen weiter. Da dieſe Arbeit indeß ſehr mühſelig von Statten ging, ſo mußte er zuweilen einige Minuten zu ſeiner Erholung pauſiren und lag dann ſtill am Rande, bis etwa unter ihm ein Stein von ſelbſt ſich löſte und ihn dann wieder von der einen unſichern Stelle zu der andern jagte. Als er ſo anderthalb Stunden ſich vorgeſchoben haben mochte, bemerkte er auf einmal einen flatternden Schatten an dem Felſen hinſchweben. Er drehte den Kopf ein wenig nach oben und erblickte einen großen ſchönen Adler in ſchußgerechter Entfernung, der ſich ihm kreiſend näherte und es auf ihn abgeſehen zu haben ſchien. Dieſe Thiere haben das Auge auf Alles, was ſich an den Felſen regt, und ſind bereit, Alles Lebende, was ſich etwa irgendwo in Noth oder wehrloſem Zuſtande befinden ſollte, anzugreifen, wo möglich im Heranfluge durch Schreck und Flügelſchlag in die Tiefe zu ſtürzen und ſich ſeiner da zu bemächtigen. Der Adler, der den Menſchen ſich wie einen Wurm am Felſen winden ſah, mochte ſo etwas im Sinne haben. Als er dieſes großen Thieres anſichtig wurde, vertauſchte mein Jäger ſeine Todesgedanken auf einmal mit Mordplänen und ſann nun, obgleich er ſeiner eigenen Rettung noch völlig ungewiß war, darauf, wie er den Adler erlegen möchte. Vorſichtig und mit vieler Mühe brachte

er allmählich seinen ganzen Körper auf den Rücken zu liegen, und nach zehn Minuten Arbeit bekam er auch seinen Stutzen schußgerecht in die Hände. Mit dem Hinterkopfe klemmte er sich an einen kleinen Felsknollen, mit dem linken Ellbogen drückte er den Felsen ebenfalls, wo er konnte, und das linke Bein schlang er gleichfalls um den Felsen und klammerte sich irgendwo mit den Haken an. Die Theile der rechten Seite hingen mehr oder weniger über den Abgrund hinaus. In dieser Stellung, in der alle Muskeln des Körpers in spielender Spannung und Klammerung begriffen sein müssen, beobachtete er seinen Vogel eine Viertelstunde lang. Ich wollte, ich könnte sagen, er hätte ihn geschossen. Allein das Thier kam leider nicht mehr näher, ließ den Jäger los und nahm, vielleicht durch ein entferntes Geräusch erschreckt, eine andere Richtung. Lange sah ihm unser Freund in der Hoffnung, er möchte wiederkehren, nach, mußte sich aber endlich entschließen, wieder auf seine eigene Rettung bedacht zu sein. Nach dreistündiger verzweifelter Arbeit hatte er sich endlich mit zerfetzten Kleidern und Händen an's Ende des Felsbandes gewunden, wo er einige Sträucher erreichte, mit deren Hilfe er sich auf ein bequemeres Terrain hinaufarbeiten und zuletzt dem Tode völlig entkommen konnte.

Solche schauderhafte Kriechereien kommen auf den Gemsjägersteigen nicht selten vor. Im hinteren Theile des Thales von Lauterbrunnen giebt es einen sehr hohen runden Felsen, dessen Spitze von tollkühnen Wildläufern schon mehrere Male erklommen worden ist. Denkt man sich etwa 3 oder 4 Pyramiden über einander gehäuft und auf die Spitze dann den Wiener Stephansthurm gestellt, so bekommt man etwa einen Begriff von der Stellung jenes runden Felsens. Er ist vollkommen kahl, und es ist platterdings Nichts darauf zu gewinnen. Etwa 50 Fuß unter seiner Spitze ist an Aufrechtgehen nicht mehr zu denken, allein es

ſchlängelt ſich ein ſchmales Felſenband wie ein gewundener Gang zum Gipfel hinauf, und auf ihm iſt ſchon mehr als ein Wildläufer, blos um ſich der Sache rühmen zu können, hinaufgekrochen.

Beſonders anziehend war es für mich, den Bericht Baumann's über die oberſte Krone des Gipfels der Jungfrau anzuhören. Er hatte ſich mit 4 oder 5 kühnen Geſellen nach vielen Mühen bis in die nächſte Nähe dieſes Gipfels emporgearbeitet, als ſie entdeckten, daß noch ein kurzes, aber ſchweres Stück Arbeit zu thun übrig ſei. Es hob ſich vor ihnen noch eine feſte Maſſe empor, die wie ein Hahnenkamm geſtaltet war. Auf der Oberfläche war dieſe Maſſe blankes Eis, entweder beſtand ſie durch und durch aus ſolchem, oder es war ein Felſenkamm, der mehrere Ellen dick mit Eis belegt war. Auf der ſcharfen Kante dieſes Kammes, der zu beiden Seiten grauſig ſchroff abfiel, zu gehen, war unmöglich. Baumann, welcher der Entſchloſſenſte der Geſellſchaft war, ſetzte ſich reitend auf den Rücken des Eiſes. Mit einem Beile hieb er rechts und links Löcher für ſeine Füße in die Seiten des Eiſes und ritt ſo bis auf den Gipfel hinauf. Dieſer war ein vollkommen zugeſpitzter Eiszacken, den er erſt mit dem Beile bearbeiten und ausebnen mußte, um für ſeine Perſon darauf Platz zu gewinnen. Auf der einen Seite über den Eismeeren des Cantons Wallis, auf der andern über dem Berner Oberlande ſchwebend, führte er dies aus. Die kühnen Bergſteiger hatten eine eiſerne Stange mit einer Fahne von Blech daran mitgenommen. Für dieſe hieb er ein Loch in's Eis drei Fuß tief ein, ſteckte ſie hinein und keilte das Loch wieder mit Eisblöcken zu. Zwei ſeiner Gefährten waren ihm bald nachgekrochen; aber erſt, als auf die beſagte Weiſe oben ein feſter Anhaltepunkt gewonnen war, wagten es auch die Andern nachzukommen und ſich alle auf der Spitze zu verſammeln.

Die Beſteigung der Jungfrau durch Baumann iſt die erſte und am allſeitigſten beglaubigte. Die eiſerne Fahne, welche er auf dem

Gipfel befeſtigte, iſt nicht nur von den Bewohnern aller umliegenden Thäler lange Zeit geſehen, ſondern auch von Profeſſoren in Bern mit Perſpectiven deutlich erkannt worden.

Die Bergſteigekünſte, welche Baumann bei ſeinem Ritt auf die Jungfrau ausführte, ſind indeß doch nur verhältnißmäßig bewundernswürdig; anders pflegen die Gemſen und andere Bergthiere zu klettern. Der erſte Eindruck, den der Anblick einer Gemſe macht, iſt freilich Nichts weniger als vielverſprechend. Gewöhnlich ſtehen die Gemſen ganz krummbeinig da und ſchleifen, wenn ſie gehen, ihre ſchlaffen Füße nachläſſig und faſt matt hinter ſich her. „Sie ſehen meiſtens nur ganz lau aus," ſagte mir ein Gemsjäger ſehr treffend. Sie haben, möchte ich ſagen, etwas Katzenhaftes, wenn man ſie ſo vor ſich hocken ſieht. Gleich Katzen ziehen ſie die Beine unter dem Bauche zuſammen und ſcheinen auf der Lauer zu ſein, wohin der nächſte Sprung genommen werden müſſe. Für gewöhnlich muß man ſie natürlich anſehen wie Bogen mit ſchlaffer Sehne; aber erſt, wenn man die Bogenſehne ſpannt, erkennt man ihre Güte.

Den Gemsliebhabern glänzen immer die Augen, wenn ſie den Augenblick beſchreiben, wo die Gemſen einen Feind erkannt haben und plötzlich alle Sehnen ſpannend und gleichſam alle Segel aufziehend mit Blitzesſchnelle über Stock und Block, über Schlund und Kluft davonfliegen. Mit einem Satze wiſſen ſie ſich oft von demſelben Flecke, wo ſie lau und ſchlaff ſtanden, zehn Schuh hoch zu erheben, als wären plötzlich die ſtärkſten Stahlfedern in ihnen in Wirkſamkeit geſetzt. Sie können ohne Anlauf blos durch den Schwung ihrer Knie- und Fußſehnen ſenkrechte Sprünge machen, die in Erſtaunen ſetzen. Nicht weniger bewundernswürdig iſt die Geſchicklichkeit, mit der ſie ſich auf äußerſt ſchmalem Raume drehen. Wo ſo viel Raum iſt, daß ſie ihre vier Klauen nebeneinanderſtellen kann, da bleibt die Gemſe ſtehen. Ihr Auge und ihre Beurtheilungskraft ſind eben ſo ſchnell

Ein Gemsjäger in Gefahr.

und scharf wie ihre Füße, und wenn sie auf der Flucht an einen Abgrund kommt, so wirft sie in einem Augenblick den Blick umher und weiß sofort zu beurtheilen, ob der Weg hinab gangbar ist, und wählt dann sogleich die besten Anhaltepunkte, mit deren Hilfe sie sicher in die Höhe oder in die Tiefe gelangen kann. Selten oder nie springt in der Angst der Flucht die Gemse in einen Abgrund auf's Gerathewohl hinab. Auch verläuft sich eine Gemse selten oder nie so, daß sie nicht weiter könnte. Gelangen die Gemsen auf ihrer Flucht an einen unwegsamen Abgrund, so stehen sie einen Augenblick still, und indem ihre Furcht vor dem Abgrunde die Furcht vor den Jägern überwindet, bekommen sie dann vor diesen Muth und kehren in vollem Laufe auf dem Wege, den sie kamen, zurück. Dann werden sie für die Jäger unter Umständen gefährlich, besonders wenn der Weg, auf dem sie hinausgejagt werden, wie das häufig der Fall ist, ein solches schmales Felsenband ist, auf dem nur für wenige Personen Platz ist. Da die Jäger sich gegen den vollen Anlauf der Gemsen nicht halten können, so ist dann das einzige Rettungsmittel, sich so platt als möglich an den Felsen zu drücken, um die Gemsen frei vorbeipassiren zu lassen. Ein Gemsjäger theilte mir folgenden Zug von der Geistesgegenwart einer Gemse mit. Er bemerkte, wie dieselbe sich an einer unter einem spitzen Winkel geneigten Felswand hinabließ. Als sie schon im Fallen war, erblickte sie einen kleinen, bequemen Felsvorsprung, der etwas außer der Richtung ihres Falles lag. Der Jäger sah nun, wie sie mit den Füßen arbeitete und ruderte und fallend eine krumme Linie machte und sich so zu dem Vorsprung hinarbeitete, von wo sie mit drei weiten Sätzen wie ein Gummiball im Nu entkam.

Die Hochalpenbewohner nennen die Gemsen „die Thierle", weil auf ihren Alpen kein größeres Thier so allgemein und in einzelnen Alpengegenden so ausschließlich verbreitet ist als sie. Der Steinbock kommt nur noch in einem sehr beschränkten Winkel der

Alpen vor. Bären und Wölfe giebt es auf der nordwestlichen Seite der Alpen gar nicht mehr. Auch der Luchs zeigt sich höchst selten. Für Hirsche und Rehe sind die hohen Berge nicht geschaffen, und die kleinen Hasen und Murmelthiere werden neben den Gemsen übersehen.

Die Gemse ist also das einzige Säugethier, welches in manchen Gegenden noch ziemlich häufig vorkommt. Die hiesigen Jäger glauben deshalb auch nicht daran, daß man eine völlige Ausrottung derselben zu fürchten habe. Der Steinbock, meinen sie, habe seine Vertilgung mehr oder weniger selbst verschuldet, denn er sei bei weitem weniger scheu und vorsichtig als die Gemse.

Man unterscheidet bei den Gemsen zwei Gattungen, wie sie mir sagten, die „Gratthiere" und die „Waldthiere," je nachdem sie mehr in den tiefern Wäldern und Thälern oder auf den höheren Bergabhängen oder Gründen leben. Die Gratthiere oder Felsengemsen leben das ganze Jahr auf den höchsten Bergspitzen und kommen selbst im Winter nicht aus den Schnee- und Eisregionen herab. Die Waldthiere hingegen ziehen sich im Winter in die Waldgegenden zurück und kommen, wenn es oben besonders stark wintert und scheint, selbst bis in die tiefsten Thäler und bis zu den Seeen in diesen Thälern herab.

Die Gratthiere, einige nennen sie auch wohl „Schneethierle," sind etwas kleiner als die Waldthiere, haben dünnere und spitzere Hörner, sind unvergleichlich viel wilder und, da sie immer sehr wärliche Nahrung haben, stets auch magerer, hochbeiniger und schlanker gebildet.

Die Waldthiere sind etwas plumper und dabei weichlicher. Sie bleiben meistens auch im Sommer in den oberen Waldregionen. In Gegenden, wohin Jäger nicht häufig kommen, mischen sie sich sogar nicht selten unter die Ziegen. Die Gratthiere haben dagegen eine unbesiegbare Scheu vor dem Menschen. Ich sah ein solches Thier, das man schon länger als ein Jahr im Käfig hielt und sorgfältig

gefüttert hatte. Dennoch war das ängstliche und scheue Wesen, das es verrieth, als wir uns ihm näherten, fast bewundernswürdig. Es glotzte bald den Einen, bald den Andern unserer Gesellschaft mit seinen großen, schwarzen Augen ängstlich an und stand am ganzen Körper zitternd und mit geknickten Beinen, die es sofort zum Sprunge hier- oder dorthin anzog, je nachdem wir eine kleine Bewegung auf der einen oder auf der anderen Seite machten, in der Mitte seines Käfigs.

Ein Jäger, der mir einen Begriff von der Menschenscheu der Gratthiere geben wollte, erzählte mir Folgendes: „Ich ging auf einer meiner Gemsjagden auf einer hohen Alpenwiese hin und kletterte dann einen steilen Felsenabsatz hinauf. Als ich oben war und auf jene kleine Wiese zurückblickte, sah ich eine Gemse daher kommen: Ruhig und nichts Böses ahnend näherte sie sich den Fußstapfen, die ich im Grase zurückgelassen hatte. Auf einmal, als sie diese Fußstapfen erreichte und die Witterung bekam, schien es, als wäre sie vom Blitze getroffen. Ihre Beine knickten ein, und sie stürzte, von Schrecken ergriffen, einen Augenblick auf dem Grase wie todt zusammen, hatte sich aber in demselben Augenblicke wieder aufgerafft und schoß leidenschaftlich über die Felsengründe, welche die kleine Wiese von den untern Regionen trennten, wie ein Pfeil hinweg, ehe ich Zeit hatte, mich ihr auf Schußweite zu nähern."

Der Geruch des Menschen erschreckt, wie alle Jäger sagen, die Gemsen noch weit mehr als sein Anblick. Wenn ein kleiner Trupp von Gemsen die „Witterung vom Jäger" bekommt, ohne ihn zu sehen, so gebärden sie sich wie wahnsinnig, weil sie sich nahe bedroht fühlen, ohne zu wissen von welcher Seite die Gefahr kommt. Sie springen auf, sie laufen hin und her, recken die Köpfe nach allen Seiten in die Höhe, machen Sprünge die Felsen hinunter und wieder hinauf, bis sie den Jäger irgendwo entdeckt haben. Haben sie dies, so sind sie etwas beruhigter, weil sie jetzt ihre Maßregeln nehmen

können. Sie faſſen ihren Feind nun in's Auge. Rührt er ſich nicht, ſo bleiben auch ſie nicht ſelten in ihrer Stellung. Bewegt er ſich aber nach einer Seite, ſo entſchlüpfen ſie raſch nach der entgegengeſetzten.

Zuweilen ereignet es ſich, daß ein Jäger gerade in dem Augenblicke, wo er hinter ſeinem Verſtecke hervorblickt, von den Gemſen entdeckt wird. Zieht er ſich dann ungeſchickter Weiſe gleich wieder hinter ſeinen Buſch oder Felſen zurück, ſo iſt ihm das Wild verloren. Denn die Thiere wiſſen nun, wo der Jäger ſteckt, und da er ſich wieder verbarg, ſo fürchten ſie umgangen zu werden, und machen ſich daher aus dem Staube. Nimmt aber der entdeckte Jäger, ſofort ſich faſſend, die Unbeweglichkeit einer Bildſäule an, ſo blicken die Gemſen oft lange nach ihm hin, und hat er noch einen unentdeckten Begleiter bei ſich, ſo kann er ſie auf dieſe Weiſe wohl ſo lange feſthalten, bis es dieſem gelungen iſt, ſich den Thieren auf Umwegen zu nähern.

Zuweilen benutzen die Jäger jene Weiſe der Gemſen ſo: ſie machen aus ihren Kleidern eine Figur, hängen ihren Rock über den Alpenſtock, ſtülpen ihren Hut darüber und ſtecken das Ganze auf einer hervorragenden Stelle in den Boden; ſie ſelber ſchleichen oder kriechen dann, während die Gemſen ihre ganze Aufmerkſamkeit auf jenen Popanz richten, durch das Gebüſch auf Schußweite zu ihnen heran.

Es ſcheint alſo, als könnte das Auge der Gemſen leichter getäuſcht werden als ihr Geruch, deſſen Empfindlichkeit die Jäger zwingt, gar viele Rückſichten zu nehmen. Daß ſie den Wind beobachten und immer ſuchen müſſen, den Gemſen in einer Richtung zu nahen, welche der des Windes entgegengeſetzt iſt, verſteht ſich von ſelbſt und iſt bei vielen Thieren nöthig. Aber ſie müſſen auch ſogar auf Schatten und Sonnenſchein Rückſicht nehmen. Jagen ſie die Gemſen auf der Sonnenſeite der Berge, ſo müſſen ſie ſie von oben beſchleichen, weil die erwärmte Thalluft dann in die Höhe ſtreicht und den Gemſen alle Gerüche von unten zuführt. Auf der Schat-

tenſeits der Berge fallen dagegen die kälteren Luftſchichten herunter und führen den Geruch des Jägers nach unten, daher er in dieſem Falle die Gemſen von unten herauf erreichen muß.

In der Regel werden ſonſt die Gemſen leichter von oben herab beſchlichen, weil ſie gewöhnlich die Gefahr von unten erwarten, und ihre Wachen, die auf hohen Felſen ſtehen, daher häufiger die Augen auf das Thal und die tieferen Gegenden gerichtet haben.

Es ſcheint, als ob dem männlichen Geſchlechte in der ganzen Natur neben großem Muthe auch ein gewiſſer Mangel an Vorſicht eigen ſei, während das ſchwächere Geſchlecht neben größerer Furchtſamkeit auch größere Klugheit beſitzt. Dies ſcheint auch bei den Gemſen der Fall zu ſein, und vermuthlich iſt dies die Urſache, daß man weit mehr Gemsböcke ſchießt und fängt als Gemsziegen. Die Jäger behaupten, daß unter zwölf Gemſen, die ſie erlegen, wenigſtens ſieben bis acht Böcke ſind. Die vier lebendigen Gemſen, welche ich in meinem Leben in der Gefangenſchaft geſehen habe, waren alle männlichen Geſchlechts; und ein hieſiger Gemſenfreund hat ohne Mühe der Reihe nach vier lebende Gemsböcke erlangt. Es iſt ihm aber bisher noch nicht gelungen, ſich, wie er es wünſcht, eine Ziege zu verſchaffen.

Die Schildwache, welche bei den Gemſen ausgeſtellt wird, iſt auch gewöhnlich eine weibliche Gemſe (eine Geis). Die trotzigen Böcke ſind viel gleichgültiger bei der Bewachung. Auch iſt der Anführer eines Gemſentrupps beim Rückzuge immer eine Geis. Die Jäger nennen ſie die „Führgeis."

Die Jäger behaupten, es bedürfe nach der Geburt nur weniger Augenblicke, um den kleinen neugeborenen Gemſen alsbald die ganze Elaſticität ihrer Muskeln zu geben. Die Mutter beleckt ſie und rollt ſie mit ihren Hörnern und der Schnauze ein paarmal im Graſe herum; raſch erheben ſich dann die Thierchen auf ihren vier Beinen, beſinnen ſich und hüpfen davon.

So bewundernswürdig die Springkünste der Gemsen auf dem gebrochenen Terrain der Felsen sind, so können sie es doch auf der Ebene weder mit dem Hasen, noch mit dem Hirsche, noch mit dem Hunde aufnehmen. Gerathen sie auf große ebene Strecken, so werden sie leicht die Beute der Jagdhunde. Sie gehen auf der Erde wie Cavalleristen, die vom Pferde gestiegen sind.

Eine gefangene Gemse, die ich einmal in den Alpen eine Zeit lang in meiner Nähe hatte, und die einen großen Stall bewohnte, verließ daher jedes Mal, wenn wir ihr nahten, sogleich den ebenen Boden und sprang in eine Krippe oder auf ein Fenstergesims oder sonst auf einen hohen Vorsprung, den sie einstweilen als Felsen gelten ließ. Ebenso suchen die Gemsen auch auf der Jagd, wenn man sie mit Hunden verfolgt, die Höhen der Felsen zu gewinnen. Haben sie sehr schroffe Felsspitzen erreicht, so zeigen sie sich ziemlich beruhigt, als wüßten sie wohl, daß der Hund sie dort nicht erreichen kann. Werden sie aber von einem Hunde an Stellen überrascht, wo sie ihm nicht mehr ausweichen können, so setzen sie sich gegen ihn zur Wehr, indem sie sich durch eine Felswand oder einen Baum den Rücken decken. Der Hund bleibt in diesem Kampf keineswegs immer der Sieger. Die Gemse schlitzt ihm nicht selten den Bauch auf; denn obwohl ihre Hörner stark gekrümmt sind, so weiß sie doch von den verstecken Spitzen derselben sehr geschickt Gebrauch zu machen.

Keineswegs entweichen die Gemsen, wenn sie fliehen, stracks in unerreichbare Ferne; gewöhnlich halten sie vielmehr irgendwo in der Nähe wieder an, so daß man den Gemsentrupp lange verfolgen und von Fleck zu Fleck jagen kann.

Nicht selten aber haben die Thiere irgend einen Zufluchtsort in der Nähe, den sie als sicher für sich und als unerreichbar für den Jäger kennen. So zeigte mir z. B. ein Jäger am Rande des auf der Nordseite des Wetterhorns herabhängenden Gletschers eine

Höhle, zu welcher sehr häufig die Gemsen, welche auf dieser Seite des Wetterhorns gejagt werden, entschlüpfen.

Die Schliche und Künste der Jäger sind mannichfaltig. Eine Kriegslist aber habe ich bei einem Winteraufenthalte in den Alpen beobachtet, die ich noch nirgends erwähnt fand, und die darin besteht, daß die Jäger, wenn Schnee gefallen ist, sich weiß kleiden, so wie sie im Sommer auf grüne oder graue Kleidung halten. Sie ziehen nämlich auf den Winterjagden ihr Hemd über den Rock statt darunter.

Wenn die Gemsen nicht gleich tödtlich getroffen werden, so gehen die raschen Thiere noch mit der Wunde oder der Kugel im Leibe davon und verhauchen ihr Leben erst an einem entfernten Orte, wo der Jäger, der seine angeschossene Beute nie aufgiebt, sie zuweilen erst nach tagelangem Suchen findet.

Es ist das gewöhnliche Schicksal der armen blos angeschossenen Thiere, daß sie an irgend einem Abhange, bei dem sie dann den unversehrt gebliebenen nicht folgen können, hinabstürzen. Zuweilen werden sie an den Felsen so zerschmettert, daß der Jäger, der ihnen nachklettert, von ihnen nichts Brauchbares mehr findet, als einen Schenkel oder die Hörner.

Aber, was schrecklicher zu sagen ist, auch der Jäger hat oft ein gleiches Loos. In einem meinem Aufenthaltsorte benachbarten Thale stürzte voriges Jahr von einer grausigen Höhe der Engelhörner ein Gemsjäger herab, dessen Gehirn, Fleisch und Knochen dermaßen an den Felswänden zerstückelt waren, daß man nicht so viel von ihm wieder zusammenfinden konnte, was der Beerdigung werth gewesen wäre.

Man hat oft erzählt, daß die Gemsjäger den Aberglauben haben, das Trinken des warmen Blutes der Gemsen stärke gegen Schwindel und flöße einen rechten Gemsjäger- und Berggeistermuth ein.

Dieß iſt nicht blos eine Sage.

Ein Gemsjäger zeigte mir ein kleines ledernes Trinkgefäß, das er zu dieſem Zwecke auf ſeinen Jagden immer bei ſich trug. Ich fragte ihn, wie das Blut ſchmecke. „Wie warme Milch," ſagte er. Zuerſt habe ihn ſein älterer Bruder das Blut gegen den Schwindel zu trinken gelehrt, und es habe ihm anfangs Etwas widerſtanden. Jetzt aber trinke er es gern und aus Wohlgeſchmack. Er finde, es ſtille nach einer hitzigen und anſtrengenden Jagd beſſer als alles andere Getränk den Durſt.

Die meiſten Gemſen fallen wohl dem Jäger zum Opfer. Doch gehen auch manche durch die Lawinen zu Grunde.

Es giebt auf den hohen Bergen hier und da einzelne große Tannen mit breitem Gezweige, welche die Hirten „Schirmtannen" nennen. Unter dieſen Schirmtannen, deren Schatten im Sommer die Schafe und Ziegen benutzen, verſammeln ſich die Gemſen im Winter häufig, um Schutz gegen Kälte und Sturm zu finden. Hier pflegen ſie ſich eine Art von Lager zu bereiten, indem ſie den Schnee niedertreten und Futter zuſammenſchleppen. Haben ſie einmal unter einer Schirmtanne oder im Schutze eines Felſens oder einer Höhle Poſto gefaßt, ſo bleiben ſie gewöhnlich den ganzen Winter da. In der Regel haben ſie in der Nähe eines ſolchen Platzes eine kleine Quelle, die nicht zufriert, und an deren Ufer immer etwas Grünes zu finden iſt, vielleicht auch einen Felſen, an dem Bergſalz ausſchwitzt, das ſie beſonders gern lecken, und das einen Theil ihrer Winternahrung ausmacht. Auch die Eiszacken belecken ſie häufig, an deren Oberfläche man gewöhnlich einen ſalzigen Anhauch findet.

Von ihrem Lagerplatze aus bilden nun die Gemſen im Verlaufe des Winters zu allen jenen Punkten Wege hin, auf denen ſie ihre täglichen Gänge ausführen. Jedoch ſind dieſe im Winter natürlich immer viel kürzer als im Sommer, wo ihnen die Wege durch Schnee und Eis nirgends verſperrt ſind. Wenn ſehr hoher Schnee

fällt, vermögen indeß die armen Thiere weder ihre Wege, noch ihre Lagerstätten davon frei zu halten, und ihre ganze kleine Gesellschaft kommt dann zuweilen vor Hunger um.

Ein Jäger erzählte mir, er habe einmal im Frühling unter einer großen Schirmtanne fünf eingeschneite und verhungerte Gemsen gefunden. Sie hatten den Schnee unter dem Baume überall niedergetreten. Außerhalb der Zweige desselben aber war er ihren Kräften zu mächtig und zu hoch gewesen. Die Rinde und die Nadeln des Baumes hätten sie rund herum benagt. Aber der Schnee habe länger gelegen, als diese Nahrung vorgehalten.

Die Gemsjäger behaupten allgemein, daß im Winter auch Erde und verwitterte Steine eine sehr gewöhnliche Nahrung der Gemsen abgeben. Namentlich sollen sie viel verwitterten Thonschiefer verschlingen, und im Magen der Gratthiere, die im Winter geschossen werden, findet man immer eine ziemliche Quantität solchen Gesteins.

Zuweilen sind ihnen bei ihrer so schwierigen Ernährung im Winter die Winde behilflich, die immer hier und da auf den Spitzen und Ecken der Berge ein kleines Stückchen Rasenlandes von Schnee entblößen und zur Aesung frei halten. Auch wissen die Gemsen Moose und andere Kräuter, welche die Schneelage erhielt, mit ihren schaufelähnlichen Klauen geschickt hervorzugraben.

Im Winter, wo jeder kleine Fleck nur wenig Nahrung und Raum gewährt, leben die Gemsen mehr zerstreut als im Sommer, wo sie sich zu größeren Trupps zusammenthun. Meistens sieht man dann nur vier oder fünf bei einander. Doch hat auch jeder dieser kleinen Wintertrupps seinen Anführer, seine „Führgeis," die gewöhnlich auch, wie die Jäger sagen, die Stelle des Winterlagers auswählt und bestimmt.

Ihr Pelz ist, wie der fast aller Thiere, im Winter schöner als im Sommer. Im Sommer haben sie eine schmutzig dunkelgelbe

Farbe. Im Winter aber werden sie bis auf wenige Stellen der Haut, welche gelb gezeichnet bleiben, fast ganz schwarz. Doch ist dabei auch noch der Unterschied zwischen den Grat- und Waldthieren, daß diese früher schwarz werden als jene.

Die Gemsen lieben vor allen Dingen die frische Luft und die Kälte, an die sie in ihren Höhen von Jugend auf gewöhnt sind. Letztere scheint ihnen fast in ebenso hohem Grade Bedürfniß zu sein, wie den Eisbären. Man findet sie an warmen Sommertagen oft auf dem Eise der Gletscher ausgestreckt, um sich zu kühlen.

So viel von dem, was mir die Gebirgsbewohner von den Gemsen und ihren Erlebnissen mit denselben mittheilten, und was ich aus eigener Erfahrung sammelte.

Nachdem wir uns darüber ziemlich lebhaft unterhalten hatten, schieden meine neuen Bekannten von mir, und ich entließ sie unter dem Versprechen, mich recht bald wieder zu besuchen.

3. Ein Ausflug in's Oberhasli*).

Im Winter giebt es zwischen uns und den Thälern oberhalb des Brienzer Sees keine andere Verbindung als die, welche ein kleines, täglich über den See fahrendes Boot und ein schmaler, felsiger Fußsteig, der am Nordufer des Sees hinläuft, gewähren können. Auch diese letztere Verbindung ist zuweilen im Frühling, wenn wilde Waldbäche den Fußsteig ungangbar machen, abgeschnitten, und die Thalbewohner sind dann ganz auf sich selbst beschränkt.

Ich zog es diesmal vor, den Fußweg zu betreten. Er führte mich am Nordufer des Brienzer Sees entlang nach dem Dorfe Ebligen, das in dieser Gegend seiner Adlerjagd wegen berühmt ist.

*) Das Haslithal an der oberen Aar, südlich von Brienz, ein Theil des Berner Oberlandes.

Die Jäger des Ortes schießen die Adler in einer sehr wilden Felspartie, die eine Stunde oberhalb ihrer Wohnungen in der Höhe des Bergrückens steckt, der den Brienzer See umgiebt. Da ich schon viel von dieser Adlerjagd gehört hatte, so beschloß ich, den Rest dieses Tages zur Besichtigung dieser Felsenpartie zu verwenden, und wir luden einen jungen Mann, den man uns als den glücklichsten Adlerjäger des Dorfes bezeichnete, ein, uns zu begleiten. Wir stiegen mit ihm durch die Wiesen- und Waldregion zu jener wilden Felsenpartie hinauf.

Die Adler nisten fast immer nur in den höchsten und unbewohntesten Gebirgspartieen und halten sich während des Sommers auch nur innerhalb der Grenzen dieser Gegenden auf. Nur im Winter, wo die Murmelthiere sich in ihren Höhlen verkriechen, wo die Gemsen, Hasen und andere Thiere sich in tieferliegende Gegenden herabziehen und die hohen Weiden von Schafen und Ziegen verlassen sind, kommen auch die Adler und Lämmergeier in tiefere Thäler herab, ihre Nahrung zu suchen. Im Sommer haben sie, wie man sagt, die höheren Berggegenden in Districte abgetheilt, deren jeder von einem anderen Paare gleichsam beherrscht und bejagt wird. Die unteren Gegenden aber besuchen sie, wie es scheint, im Winter ohne eine solche Abtheilung. Der Winter ist daher die eigentliche Zeit der Jagd dieser Thiere, da sie sich nun mitten unter die Menschen hinabwagen. Wie alle Thiere in der Natur haben sie ihre Lieblingsplätze, zu denen sie jährlich ganz regelmäßig wiederkehren. Daher erklärt es sich denn auch, warum die Bewohner einiger Dörfer einen besonderen Ruhm als Adlerjäger erreicht haben. Im ganzen oberen Aarthal sind von jeher keine berühmteren Jäger gewesen, als die des genannten Dorfes Ebligen am Brienzer See. Ihre Berge haben beständig im Winter warmen Sonnenschein. Der Schnee schmilzt frühzeitig weg, und zu gleicher Zeit sind sie so gestaltet, daß die Adler die

auf ihnen hingelegte Beize leicht bemerken können. Die Ebliger Adlerjäger tragen aber auch Sorge, daß ihren Vögeln das ganze Jahr hindurch auf ihren Bergen der Tisch gedeckt sei. Selbst im Sommer hängen sie gefallene Ziegen oder Schafe, oder auch wohl ein paar Stücke von einem Pferde hoch in die Bäume, von denen einzelne große auf dem erhabenen und weit umher sichtbaren Bergabhange stehen. Im Winter wird dann aber die Beize nicht mehr an die Bäume gehängt, sondern am Boden befestigt. Dazu wählen sie ein möglichst flaches Bodenstück aus. Mit hölzernen Pflöcken nageln sie das Fleisch an den Rasen fest, weil sich der Adler von dem flachen Boden nicht so leicht erheben kann. So sahen wir an einigen Orten den Rasen mit halbverfaulten Ziegen gespickt. Auch baumelte noch an einem großen Tannenbaume ein Gerippe. Zuweilen braten sie wohl auch eine Katze und befestigen sie an den Boden. Das Fleisch derselben soll der Adler in außerordentlich weiter Ferne wittern können, und es scheint, daß die Leute es für die beste Beize halten. Wie die meisten Jäger hier in den Bergen, sind auch diese Adlerjäger gewöhnlich mit Fernröhren, die sie „Feldspiegel" nennen, versehen. Sie treten daher, wenn sie Adler erwarten, häufig auf die Lauben ihrer Häuser hinaus und beobachten ihre Beizplätze. Sie haben zwar von da eine Stunde durch Felsen und Wälder zu klettern; aber wenn der Adler sich einmal auf dem Fraße niedergelassen hat, so steigt er nicht so leicht wieder auf, bleibt stundenlang darauf sitzen und läßt den Jägern Zeit, ihn zu beschleichen.

Die Ebliger schießen alle Arten von großen Raubvögeln, kleine Fischadler, die am Brienzer und Thuner See sehr häufig sind, Steinadler, große Königs- oder Goldadler und auch Lämmergeier, welche beiden letzteren die seltensten und edelsten sind. Wenn sie einen großen Königsadler oder Lämmergeier geschossen haben, so pflegen sie damit in ihrem Dorfe herumzugehen und ihn zu

zeigen und empfangen dann von manchem Ziegen- und Schafbesitzer, der ein solches gefürchtetes Raubthier mit Freuden todt erblickt, einen Batzen. Zuweilen verkaufen sie ihn auch an Frauen, die damit von Dorf zu Dorf herumziehen und den Hirten ihren Feind für Geld zeigen. Welche Gefräßigkeit und Verwegenheit diesen Vögeln innewohnt, mag man daraus schließen, daß die hiesige Landesregierung für die Erlegung eines solchen Lämmergeiers oder Königsadlers nur um die Hälfte weniger „Schützgeld" (Schießprämie) bezahlt, als für einen Bären, nämlich 20 Schweizerfranken, während für die Erlegung eines Bären 40 Schweizerfranken bezahlt werden. Die Lämmergeier werden von allen als die schlimmsten und grimmigsten ausgegeben, und die Königsadler scheinen ihnen wenig nachzustehen. Obgleich sie nur durch ihre Federn groß erscheinen und ihr ganzes Muskel- und Knochengebäude sammt Schnabel, Krallen und Federn kaum 15 Pfund wiegt, so ist doch kein Thier in den Alpen so groß, dem sie nicht unter Umständen zu Leibe zu gehen wagten. Sie stürzen sich, wie es scheint, auf alles Lebendige herab, auf Hunde, auf erwachsene Menschen und sogar auf Ochsen und Kühe. Noch neulich zeigte mir ein Jäger seinen großen, starken Hühnerhund und dabei einen Adler, den er hatte ausstopfen lassen. Dieser Adler war hoch aus der Luft auf den Hund herabgestoßen; der Jäger aber erlegte ihn, noch ehe er seine Beute erreichte. Sein Hund hatte sich dabei, als er den Adler gewahr wurde, erschreckt zu seinem Herrn zurückgezogen. Von den Ochsen und Kühen haben mir mehrere Jäger versichert, daß, wenn sie etwa an gefährlichen Stellen zwischen Felswänden und Abgründen grasten, nicht selten Königsadler oder Lämmergeier auf sie herabgeschossen seien, weniger jedoch, um sie geradezu anzugreifen, als um sie durch den Stoß und ihren mächtigen Flügelschlag zu erschrecken, zu verwirren und wo möglich in den Abgrund hinabzustürzen, wo sie sich ihrer dann bemächtigen

könnten. Von Abenteuern, die er mit Adlern und Lämmergeiern beſtanden, kann faſt jeder Gemsjäger der höhern Alpengegenden erzählen, wie ſie ihn, wenn er ſich in gefährlichen Lagen befunden, umflogen oder, wenn er auf Felsſpitzen ausgeruht, in ſeinem Schlafe beunruhigt hätten. Die Leute ſetzen dann bei dem Vogel ſehr gewöhnlich die Abſicht, ſie in die Tiefe zu ſtürzen, voraus. „Sie wollen uns in ſolchen Fällen herabfliegen," ſagen ſie. Zuweilen mag es ebenſo viel Dummheit und Neugierde als Berechnung und Verwegenheit bei den Geiern ſein, denn in den Gegenden, in welchen ſie gewöhnlich leben, bekommen ſie ſelten einen Menſchen zu ſehen und können daher ſeine Kraft und Gefährlichkeit nicht ſchätzen. Daß der Lämmergeier unerwachſene Menſchen wirklich angreift und fortſchleppt, mag zwar von Vielen noch als eine bloße Sage betrachtet werden. Allein wer unter den Alpenbewohnern eine Zeit lang gelebt hat, dem kann kein Zweifel darüber bleiben. In demſelben Orte, in welchem ich jetzt wohne, lebte noch bis vor wenigen Jahren eine Frau, die als ſechsjähriges Mädchen das Schickſal, von einem ſolchen Vogel entführt zu werden, erlebt hatte. Er hatte ſie eben auf einem Felſen niedergeſetzt, als benachbarte Hirten das Geſchrei des Mädchens vernahmen und es noch zur rechten Zeit aus den Klauen des Thieres erretteten. In Mürren zeigte man mir eine unzugängliche Felſenpartie, welche dieſem hohen Bergdorfe gerade gegenüberliegt, und an der man noch lange den rothen Rock eines kleinen Mädchens geſehen hat, das ein Lämmergeier dort verzehrte. Er hatte es in der Nähe jenes Dorfes gepackt, über das tiefe Lüſchinen-Thal hinüber geſchleppt und an den beſagten Felswänden bis auf die Kleider verzehrt. Ein dritter Fall dieſer Art wurde mir in einem Dorfe am Brienzer See über einen Knaben erzählt, den ebenfalls ein Geier entführt hatte, und deſſen Schädel und Knochen man zwiſchen den Felſen erſt nach mehreren Monaten wiederfand. Ein

Jäger, der sie entdeckte, packte diese traurigen Reste in seinem Schnupftuche zusammen und überbrachte sie den Eltern. Dies sind drei Fälle aus meiner Nachbarschaft, die sich innerhalb der letzten 100 Jahre ereigneten. Sollte man einmal aus allen versteckten Thälern der Alpen alle Fälle zusammenrechnen, so möchten wohl auf jedes Jahr einige kommen. Der Verwegene überschätzt seine Kraft oft; so geht es auch dem Lämmergeier. Vor einigen Jahren, so berichtete mir mein Jäger von Ebligen, habe sich ein Geier auf ein großes fettes Schaf geworfen und dasselbe in die Luft gehoben. Da das Thier ihm aber doch zu schwer geworden, habe er sich mit ihm wieder niedergelassen, und weil er seine Klauen nicht schnell genug aus der Wolle habe befreien können, so hätten sich die Schäfer mit Knüppeln über ihn hergemacht und ihn auf dem Rücken des Schafes erschlagen. Man erzählt sich oft von gefangenen Tigern oder Löwen, wie sie ihre Tatzen so fest in das Fleisch von Menschen schlugen, daß man sie durch keine Gewalt losbringen konnte und gezwungen war, sie herauszuschneiden. Ganz etwas Aehnliches erzählte man mir hier von den Klauen des Geiers. Ein Jäger, sagte man mir, näherte sich einst unvorsichtig einem Geier, den er, ohne ihn zu tödten, durch einen Schuß bloß zu Boden gestreckt hatte. In dem Augenblicke aber, als er ihn ergreifen wollte, hob sich das Thier auf und schlug seine Fänge so fest und krampfhaft in die Waden des Jägers, daß keine Gewalt im Stande war, sie loszubringen. Man mußte das Bein des Geiers abschneiden und nachher alle Krallen einzeln aus den Wunden hervorziehen. Um mir einige Anhaltspunkte in Bezug auf die Häufigkeit des Vorkommens der großen Adler und Lämmergeier zu geben, erzählte mir der Adlerjäger, welcher mich begleitete, als etwas Großes, daß er jeden Winter wohl zwei oder drei große Raubvögel schösse. Ich kenne hier Jäger, die fast den ganzen Tag auf der Jagd liegen und doch, obgleich sie keine

Gattung Thiere von ihrer Verfolgung ausschließen, nur zwei Mal in ihrem Leben das Glück hatten, einen Adler zu schießen. Weil der Königsadler und der Lämmergeier sich den Rang in den oberen Lüften ebenso streitig machen, wie der Löwe und der Königstiger auf der Erde, so habe ich die hiesigen Kenner solcher Dinge oft befragt, welcher von beiden Vögeln ihren Beobachtungen zufolge in höhere Regionen sich erhebe. Danach scheint es mir, daß sie fast Alle glauben, der Königsadler fliege höher als der Lämmergeier. Ein Jäger im Grindelwald sagte mir, er habe einen Königsadler über die drei Spitzen des Wetterhorns, des Mettenhorns und des Eigers hoch wegfliegen sehen. Diese Spitzen sind fast alle über 12,000 Fuß hoch, und die Luft muß daher dort schon merklich verdünnt sein.

Indem wir so im Gespräche auf der Ebliger Adlershöhe uns gegenseitig mittheilten, was wir von den Beherrschern der Lüfte gehört hatten, war der Abend herangekommen, und ich hätte mir die Flügel eines Vogels gewünscht, um auf einem sehr kurzen Wege mein Nachtquartier in Brienz zu erreichen. Doch sollte uns die Ruhe, die unser dort wartete, noch durch einen ziemlich mühsamen und langwierigen Bergpfad, den wir hinabklettern mußten, versüßt werden, und wir kamen dort zur Zeit des Abendessens hungriger als Adler und Raben an, denen auch in den rauhesten Gebirgen die Reisen so mühelos und leicht sind, wie dem Menschen nur in den Ebenen, wo er Eisenbahnen bauen kann.

IX. Schilderungen aus dem nördlichen Eismeere.

(Aus dem Tagebuche des Nordamerikaners Kent Kane.) 27. Juni 1854. — Der Sommer ist in Nord-Grönland sicher die Jahreszeit, in welcher die Eisbären am häufigsten angetroffen werden. Ihre Spuren fanden sich überall, sowohl an der Küste, als auf den abgelösten Eisfeldern. Einer hatte selbst die Keckheit, sich der Jagdpartie während einer Rast auf dem Eise aufdrängen zu wollen, und mein Begleiter Bonsall erzählt eine hübsche Geschichte, wie sie seine Begrüßungen aufnahmen und erwiederten. Es war ungefähr eine halbe Stunde nach Mitternacht, und sie schliefen sämmtlich von eines langen Tages Last und Mühen aus, als Freund M'Gary etwas hörte oder fühlte, was unmittelbar an seinem Kopfe im Schnee scharrte und ihn gerade noch zeitig genug weckte, um ihn ein ungeheures Thier erkennen zu lassen, welches emsig die Außenseite des Zeltes recognoscirte. Sein Schreckensruf ermunterte seine schlafenden Gefährten, beunruhigte aber den unwillkommenen Besucher nicht im Mindesten, — um so unwillkommener zu dieser Zeit und auf diesem Platze, als alle Büchsen eine kleine Strecke entfernt auf dem Schlitten gelassen worden waren, und man im Zelte nicht einmal einen Knüttel besaß. Natürlich herrschte da einige Confusion in dem kleinen Kriegsrath. Im ersten Antriebe wollte man nach den Waffen stürzen, jedoch erachtete man dies als eine im Erfolge zweifelhafte Maßregel; denn jetzt präsentirte sich der Bär,

mit seinen Betrachtungen der Außenseite zufriedengestellt, an der Zeltöffnung. Man feuerte mehrere Ladungen Reibhölzchen und einige extemporirte Fackeln angezündete Zeitungsblätter auf ihn, ohne ihn zu stören. Er stellte sich vielmehr bald darauf in die Oeffnung auf die Hinterbeine und begann seine Nachtmahlzeit an dem Körper eines Seehundes zu halten, welcher den Tag vorher geschossen worden war. Der Matrose Tom Hicke war der Erste, welcher auf den Gedanken eines Ausfalls an der hintern Seite gerieth, indem er ein Loch in's Zelt schnitt und hinauskroch. Hier riß er einen Bootshaken, welcher eine der Zeltstangen festhielt, heraus und versetzte mit demselben dem Thiere einen Schlag auf die Nase, worauf es sich einige Schritte zurückzog und Tom Raum gestattete, nach dem Schlitten zu springen und eine Büchse zu holen. Noch ein Paar Secunden, und Bonfall hatte dem Feinde eine Kugel durch den Leib gejagt. Der Aufbewahrungsplatz für Lebensmittel und dergleichen (welche bei der ersten Expedition für die etwa noch lebenden Mitglieder der Expedition Sir John Franklin's zurückgelassen worden waren), auf welchen ich mich so sehr verließ, war gänzlich zerstört. Er war mit außerordentlicher Sorgfalt aus weit und breit zusammengeschleppten Felsstücken, welche man mit vieler Mühe aneinanderfügte, aufgebaut worden, und wir hielten das Ganze für fest genug, um den Angriffen der Thiere zu widerstehen. Doch diese Tiger des Eises schienen kaum ein Hinderniß gefunden zu haben. Nicht ein Bissen war übrig geblieben, außer was sich in eisernen Tönnchen befand, welche rund und an beiden Enden kegelförmig sowohl den Klauen als Zähnen trotzten. Sie hatten sie in jeder Richtung umhergerollt, bekratzt und wie Kinderbälle, obgleich sie 80 Pfund schwer waren, hin- und hergeworfen. Ein stark mit eisernen Reifen gebundenes Alcohol-Fäßchen war in kleine Splitter zerschlagen, und eine zinnerne Kanne fast in eine Kugel zusammengestoßen und gedreht worden. Die Klauen der Bestien hatten das Metall durchlöchert und es wie

Auf dem nordlichen Eismeere

mit einem Meißel aufgerissen. Für gesalzenes Fleisch waren sie zu lecker gewesen, dagegen hatten sie offenbar viel Appetit auf gemahlenen Kaffee gehabt, und alte Sackleinwand war aus irgend einem Grunde eine Lieblingsspeise gewesen, da sie selbst unsere Flagge, das Zeichen unserer Besitzergreifung dieser Wüste, bis an den Schaft abgenagt hatten; kurz sie hatten ihren Spaß damit gehabt, indem sie unsere Brodfässer über das Eis hinwegrollten und die schwere dicke Gummidecke in unlösbare harte Knoten zusammenknüpften, da sie dem Zerkauen Widerstand leistete. . . .

29. September 1854. Vergangene Nacht kehrte ich von Anoatok nach einer gefahrvollen und mühseligen Reise, welche ich ohne die unüberwindliche Hartnäckigkeit unserer wilden Freunde vermieden haben würde, in unser Quartier zurück. Ich machte mich Mittags auf der Fährte der „Windspitze" von Anoatok, von uns Eskimo-Spitze genannt, nach den Wallroßgründen auf und nahm einen leichten Schlitten, welchen ich außer meinem Gespann von fünf noch mit zwei den Eskimos angehörigen Hunden bespannte. Outuniah, Mionk (Eskimos) und ein fremder Eskimo begleiteten mich mit Morton und Hans. Unser Schlitten war überladen; ich konnte aber die Eskimos nicht dahin bringen, das Gewicht zu vermindern, und die Folge war, daß wir Force-Bay nicht zu rechter Zeit erreichten, um sie noch bei Tage zu passiren. Den Einschnitten des Landes zu folgen, hieß die Reise lang und gefährlich machen. Wir verließen uns daher auf die Spuren unserer früheren Reisen und fuhren hinaus auf's Eis. Leider brach die Nacht plötzlich auf uns ein, und der Schnee begann vor einem schweren Nordwinde zu treiben. Um ohngefähr 10 Uhr Abends hatten wir das Land verloren, und während wir die Hunde, neben ihnen herlaufend, rasch antrieben, nahmen wir eine falsche Richtung und marschirten nach dem schwimmenden Eise des Sundes hinaus. Da gab es keinen Führer, welcher uns zurechtweisen konnte; unsere Eskimos waren völlig

unſicher, und die Unruhe der Hunde, welche jeden Augenblick ſichtbarer wurde, theilte ſich auch uns ſelbſt mit. Der Inſtinkt läßt den Schlittenhund unſicheres Eis mit vollkommener Sicherheit errathen, und ich kenne nichts Niederſchlagenderes für einen Menſchen, als die Andeutungen einer ungeſehenen Gefahr, mitgetheilt durch die inſtinctmäßige Furcht der niederen Thiere. Wir mußten uns fortwährend bewegen; denn wir konnten uns in dem Sturme nicht niederlaſſen, welcher um uns ſo furchtbar raſte, daß wir kaum unſere Schlitten auf dem Boden zu halten vermochten. Wir bewegten uns jedoch mit größter Vorſicht, indem wir unſeren Weg mit den Zeltſtangen unterſuchten, welche ich zu dieſem Zweck unter die Leute vertheilt hatte. Seit einiger Zeit hatte mein Ohr in dem Sturmesgetöse ein Brauſen getroffen, welches, wie ich glaubte, anhaltender und tiefer klang, als das Geheul des Windes. Plötzlich ſtieß es mir auf, als hörte ich das Getöſe von Wellen, und wir müßten hart an das offene Waſſer gelangen. Ich hatte kaum Zeit zu dem hastigen Befehle: „Laßt die Hunde umkehren," als ein Zug naſſen Frostnebels über uns hinfegte und die See ſich mit einer großen Schaumfranſe kaum tauſend Schritt entfernt zeigte. Das Eis brach vor dem Sturme auf, und es war nicht gewiß, daß uns ſelbſt ein directer Rückzug, dem Sturm entgegen, herausbelfen würde. Ich beſchloß, mich ſüdlich nach Godſend-Eiland zu wenden. Die Eisfelder waren in dieſer Richtung ſchwer und weniger geeignet, bei einem Nordſturm nachzugeben. Beſten Falls war es immer noch ein trauriges Wagniß. Die Linie der Brandung ſtürmte unaufhörlich auf uns ein, bis wir das Eis in wellenförmiger Bewegung unter unſeren Füßen fühlen konnten. Es erhoben ſich vor uns ſcharfe Eisrücken (hummocks), und wir mußten zwiſchen ihnen hineilen, als ſie ſich an einander ſchloſſen. Indem wir dieſen entrannen, plackten wir uns über die zerſchlagenen Bruchſtücke, welche zwiſchen ihnen und der Küſte lagen, und

wir stolperten bald über hervorragende Klippen, bald sanken wir in's Wasser, das dazwischen emporstieg. Es war zu finster, um das Eiland zu sehen, welchem wir zusteuerten; jedoch durchbrach der schwarze Hintergrund eines hohen Vorgebirges die Linie des Horizontes und diente als ein Landmerkmal. Die Hunde, von der Last uns zu ziehen befreit, liefen mit größerem Muthe, und wir begannen, während der Eissturm immer noch hinter uns her raste, uns der Küste zu nähern. Aber unsere Verlegenheiten erreichten blos ihre höchste Spitze. Wir wußten als Eismänner, daß der Uebergang auf das Landeis von den Eisfeldern unter den günstigsten Umständen sowohl beschwerlich als gefährlich ist. Die Ebbe und Fluth bricht das Eis an dem Saume des Eisgürtels in ein Labyrinth von unregelmäßig halb schwimmenden Massen, und diese wogten jetzt unter der Gewalt des Sturmes auf und nieder. Es war pechfinster. Ich bewog Outuniah, den Aeltesten der Eskimos, sich eine Zeltstange horizontal quer über die Schultern binden zu lassen. Ich gab ihm das Ende einer Leine, welche ich mit dem andern um meinen Leib befestigt hatte. Die Uebrigen folgten ihm. Ich ging voran, um mich herum nach einem practicablen Wege fühlend, und Outuniah folgte. War eine Eisplatte groß genug gefunden worden, so trieben die Andern die Hunde vorwärts, indem sie selbst den Schlitten stießen oder sich an ihm festhielten, wie es der Augenblick gerade fügte. Wir hatten natürlich Unfälle, einige sogar eine Zeitlang ziemlich bedrohlich; jedoch war keiner so bedeutend, um erwähnt zu werden, und endlich gelang es Einem nach dem Andern, mir auf das Landeis, die Hunde vor sich hertreibend, nachzuklettern. Die Vorsehung war unser Führer gewesen. Die Küste, an welcher wir landeten, war Anoatok, nicht 900 Schritte von der Behausung der befreundeten Eskimos. Wir eilten mit einem Freudengeschrei, jeder in seiner Sprache, nach dem „windgeliebten Flecke", und in weniger als einer Stunde unterhielten wir uns an einem famosen

Stück geschmorten Wallroßfleisches, welches um so besser mundete, als wir eine Eistour von 48 englischen Meilen in 20 Stunden, ohne Halt zu machen, zurückgelegt hatten.

Als wir die Hütte erreichten, schlug der fremde Eskimo, welcher Awahtok hieß, Feuer mit zwei Steinen, einem Stück eckigen Milchquarz in der rechten Hand und einem andern, welches jedenfalls ein Eisen-Oxyd war. Er schlug sie ganz nach Art unserer alten Zündfeuerzeuge zusammen und ließ einige Funken auf einen Zunder fallen, welcher aus dem federartigen Flaum von Weidenkätzchen (Salix lanata) bestand und auf einem Stücke trockenen Mooses lag. Die Hütte war ein einziges rohes elliptisches Gemach, nicht ohne Geschick aus Steinen gebaut, und die Außenseite mit Erdschollen bekleidet. An dem hinteren Ende befand sich eine rohe, ebenfalls steinerne Bank, welche sich etwa einen Fuß über den Boden erhob. Das Dach bildete fast eine Curve und bestand aus flachen, sehr großen und schweren, dachziegelartig liegenden Steinen, während das Innere dieser höhlenartigen Wohnung kaum aufrecht zu sitzen gestattete. Ihre Länge betrug 8, die Breite 7 Fuß, und eine Ausdehnung des tunnelartigen Einganges fügte noch einen Anfang von 2 Fuß hinzu. Der eigentliche Wintereingang ist ein von Steinen zusammengesetzter Tunnel, 10 Fuß lang und so enge, daß kaum ein Mensch hindurchkriechen kann. Er öffnet sich draußen unterhalb des Niveau's der Hütte, in welche er allmählich aufsteigend führt. Die Zeit hatte ihren Einfluß an der Hütte von Awahtok ebenso, wie an den Palästen der südlichen Wüsten geltend gemacht. Die ganze Front des Domes war eingefallen und verschloß den Tunnel, so daß wir genöthigt waren, durch das einsame Fenster über demselben einzusteigen. Die Bresche war groß genug, um ein Schlittengespann einzulassen. Doch unsere arctischen Kameraden verriethen keinen Trieb, das Loch zu schließen. Obgleich ihre Kleider mit dem

gefrierenden Wasser der Eisfelder getränkt waren, so versammelten sich diese eisernen Männer doch um das Thranfeuer und dampften in ersichtlicher Behaglichkeit. Die einzige Abweichung von ihrer herkömmlichen Routine, welche ihnen die unheimliche Nacht und das offene Dach anzurathen schien, bestand darin, daß sie sich nicht nackt auszogen, ehe sie in die Hütte kamen, und die Kleider nicht zum Trocknen aushingen, wie ein Opfer, dem Gott des Meeres dargebracht. Ihre Küchengeräthschaften waren sogar noch einfacher als die unsrigen. Eine rohe Schale aus Seehundshaut zur Sammlung und Aufbewahrung des Wassers war das einzige Geräth, welches auf den Rang eines Tafelgeschirres Anspruch machte. Ein platter Stein, von andern Steinen gerade über dem Schulterblatt eines Wallrosses gestützt, der Stein schwach geneigt, die Aushöhlung des Schulterblattes groß genug, um ein Moosdocht und etwas Thran zu halten, das war der Apparat, auf welchen man einen viereckigen Klumpen Schnee legte, um ihn durch das angezündete Feuer schmelzen zu lassen und dadurch Trinkwasser zu erhalten. Kochgefäße hatten sie nicht; was sie nicht roh aßen, wurde auf einem heißen Steine gebacken. Ein Knäuel Wallroßleim an einer beweglichen Lanzenspitze befestigt, vollendete mit ihren abgetragenen und tüchtig durchnäßten Kleidern auf ihren Rücken das Inventarium ihrer Habseligkeiten. Wir fühlten, daß wir civilisirter waren als unsere armen Vettern, und wir begannen es nach unserer Art uns bequem zu machen. Der Boden wurde abgekratzt und sein seit Jahren aufgehäufter Schmutz entfernt; ein Sackleinewand-Zelt wurde doppelt über den trockenen gefrornen Steinen zusammengelegt; über dies wurde unser Büffel-Mantelsack ausgebreitet, und dann zogen wir trockene Socken und Moccassins unter unsern nassen Oberkleidern hervor. Als meine kupferne Lampe, eine ächte Berzelius-Argand'sche, unschätzbar für kurze Reisen, mit fröhlicher Flamme brannte, dachten wir zunächst an unser

Abendbrod, an den Wallrosbraten und an den heißen Kaffee, und während dies zubereitet wurde, befestigten wir eine Stubendecke von Gummi über den klaffenden Eingang der Höhle. Während unsers langen Marsches und der Reihe von Eiskämpfen hatten wir Sorge getragen, keine Ermüdung zu zeigen, ja wir hatten bisweilen die beiden Eskimos sogar auf unsern Schultern getragen. Wir verriethen auch keine Empfindung der Kälte, so daß die Eskimos diese ganze Vorbereitung und Sorgfalt für unsere Behaglichkeit keiner Verweichlichung oder geringen Ausdauer zuschreiben konnten. Ich konnte wahrnehmen, daß sie tief von der Ueberzeugung unserer Superiorität durchdrungen waren; ich war sicher, daß sie jetzt mehr als je unsere geschworenen Freunde seien. Sie sangen „Aman Ayah" für uns, ihren rohen, monotonen Gesang, bis uns die Ohren von den Discorden schmerzten. Ja sie improvisirten sogar einen speciellen Lobgesang, welchen sie unaufhörlich mit lächerlicher Gravität wiederholten; sie belegten uns mit Spitznamen und adoptirten uns mit wichtiger und weitläufiger Förmlichkeit als Mitglieder ihrer Brüderschaft; sie erinnerten mich während ihrer zugleich feierlichen und komischen Manieren unwillkürlich an ähnliche Ceremonien unserer nordamerikanischen Indianer. Als Gesang, Mahlzeit und Ceremonie vorüber war, krochen Hans, Morton und ich mit den Füßen voran in den Büffelleder-Sack, Outuniah, Awahtok und Miouk warfen sich zwischen uns und brachten mich durch ihren ewigen Refrain allmählich in einen angenehmen Schlaf, während dessen ich von meinen Schultagen träumte. Ich schlief 11 Stunden. Sie waren lange vor uns aufgestanden und hatten rohes Fleisch gefrühstückt, geschnitten von einer großen Keule, welche ohne Rücksicht auf Reinlichkeit unter dem übrigen Abfall auf dem Boden der Hütte lag. Ihre Art zu essen war wirklich sehr erfinderisch. Sie schnitten das Fleisch in lange Streifen, brachten das eine Ende in den

Mund, schlangen es so weit hinab als es gehen wollte, schnitten dann die heraushängende Portion hart an den Lippen ab und wiederholten dasselbe Verfahren bei den folgenden Bissen. Es zeugte wirklich von großer Geschicklichkeit; diejenigen von uns, welche es nachmachen wollten, blamirten sich gewaltig, während es eingeborne Kinder von zwei Jahren ohne den mindesten Unfall thaten.

7. Oktbr. 1854. Lebhafte Sensation, wie man sagt in dem Lande der Oliven und des Champagners. „Nannock, Nannock!" Ein Bär, ein Bär, rufen Hans und Morton in einem Athem. Zum Skandal unserer häuslichen Einrichtungen waren die Gewehre sämmtlich außer Stande. Während die Leute sie luden und Kupferhütchen aufsetzten, griff ich nach meinem Kopfkissen-Gefährten, einem sechsläufigen Pistol, und lief auf's Verdeck. Eine mittelgroße Bärin mit einem vier Monate alten Jungen befand sich im lebhaften Kriege mit unseren Hunden. Sie hingen sich an ihre Seiten; sie aber griff mit wunderbarer Behendigkeit ein Opfer nach dem andern heraus, indem sie es bei dem Nacken faßte und fast ohne ersichtliche Kopfbewegung viele Ellen fortschleuderte. Tudla, unser Haupthund, war bereits kampfunfähig; er war zweimal geschleudert worden; Jenny machte gerade, als ich aus der Luke herkam, einen außerordentlichen Purzelbaum von etwa 8 Faden und gelangte besinnungslos auf den Boden; der alte Spitz, brav aber nicht bär-klug, war der erste in der Schlacht gewesen und lag hilflos auf dem Schnee. Es schien, als wäre der Streit vertagt, und Nannock dachte augenscheinlich so, da sie sich nach unsern Fleischfässern umwandte und in der ungenirtesten Manier begann, sie umzuwerfen und ihren Inhalt zu beriechen. Ich schickte dem Jungen eine Pistolenkugel in die Seite. Sofort placirte die Mutter ihr Kleines zwischen ihre Hinterbeine und begab sich, dasselbe fortstoßend, hinter das Fleischmagazin. Ohlsen verwundete sie, als sie sich

zurückzog, mit meinem Gewehr, aber ſie nahm keine Notiz davon. Sie riß lediglich mit ihren Vorderfüßen die Fäſſer mit gefrornem Fleiſche nieder, welche die dreifachen Wälle unſers Vorrathshauſes bildeten, rieg hinauf, ergriff ein Fäßchen Heringe, trug's mit den Zähnen hinab und machte ſich davon. Ich dachte, es wäre nun Zeit, ſich an ſie zu machen, und gab ihr auf halb Piſtolenſchußweite eine Ladung von 6 Rehpoſten. Sie brach zuſammen, erhob ſich aber ſogleich und machte ſich abermals auf den Weg, indem ſie das Junge an ſeinen früheren Platz brachte. Das arme Thier kämpfte, ſich zurückziehend, ohne Ermüdung, nahm ihr verwundetes Junge mit und entfernte ſich, obwohl von den Hunden angegriffen, immer mehr von der Briga, bis ich ihr endlich ein paar Flintenkugeln in den Leib ſchickte, worauf ſie vor ihrem Jungen niedertaumelte, uns mit tödtlichem Trotze anblickte und erſt ſank, nachdem ſie noch von 6 Kugeln durchbohrt war. Als wir die Haut abzogen, fanden wir 9 Kugeln in ihrem Leibe. Sie war mittelgroß, ſehr mager und ohne alle Nahrung im Magen. Der Hunger mußte ſie ſo keck gemacht haben. Das Gewicht des ausgeweideten Körpers betrug 300 Pfund, das des ganzen Thieres 650 Pfund, ihre Länge nur 7 Fuß 8 Zoll. Bären in dieſem mageren Zuſtande ſind bei weitem die ſchmackhafteſte Nahrung, während die Anfüllung des Zellgewebes mit fettem Oel einen wohlgenährten Bär faſt ungenießbar macht. Das Fleiſch einer ausgehungerten Beſtie iſt, obgleich weniger nahrhaft, ziemlich angenehm und zart. Das kleine Junge iſt größer, als man nach dem Worte ſchließt. Es war größer als ein Hund und wog 114 Pfund. Es ſprang auf den Körper ſeiner Mutter und erhob ein lautes Klagegeheul über ihre Wunden. Alle Anſtrengungen, es an der Schnauze feſtzubinden, wies es mit großer Wildheit zurück; endlich aber, mit einer zwiſchen ſeinen Kinnladen und dem Hinterkopf angebrachten Leine vollſtändig geknebelt, ließ es ſich unter dem Gebell

der Hunde nach dem Schiffe ziehen. Von den 8 Hunden, welche an diesem Scharmützel Theil nahmen, hatte sich blos einer nicht gut benommen, und nur zwei kamen ohne einen Griff davon. Sonderbar, trotz der gewaltigen Lustsprünge, welche sie im Gefechte machen mußten, leidet nicht ein Hund ernstlich. Nach meiner Kenntniß von der umarmungslustigen Neigung der Sohlengänger erwartete ich, daß sich das Thier erheben und wenigstens seine Vorderpfoten benutzen würde; aber nein, es ergriff die Hunde beständig mit den Zähnen und enthielt sich, seinen Vortheil zu verfolgen, wenn es sich deren entledigt hatte. Die Eskimos versichern, daß dies beim gejagten Bären immer so sei. Einer unserer Hunde vom Smith-Sund, Jack, machte nicht den geringsten Widerstand, wenn er ergriffen wurde, sondern ließ sich, die Muskeln schlaff herabhängend, ich mag gar nicht sagen wie weit, in die Luft schleudern, und den nächsten Augenblick schon sprang er auf und erneuerte den Angriff. Ein anderer Nahrungsartikel, zuerst weniger einladend, aber auch weniger schädlich (als die Bärenleber) war die Ratte. Es war unsern mannichfachen und gefährlichen Anstrengungen im vorigen Jahre nicht gelungen, dies Thier auszurotten, und eine sehr gerechtfertigte Furcht verbot uns, den Angriff zu wiederholen. Es war erstaunlich, welch vorzesorgten Verrath wir in einer der Fortpflanzung scheinbar so ungünstigen Gegend in kurzer Zeit an Bord hatten. Ihre Unverschämtheit und Geschicklichkeit nahm mit ihrer Menge zu. Es war unmöglich, etwas unter das Verdeck bei Seite zu stellen. Pelzwerk, wollene Zeuge, Exemplare der Naturgeschichte, Alles, was wir nicht verlieren wollten, so wenig Werth es für sie auch haben mochte, wurde von ihnen zernagt und zerstört. Auf dem Vorderkastell nisteten sie sich im Bettzeug der Leute ein und zeigten eine solche Kühnheit im Gefecht und eine solche Behendigkeit, Wurfgeschossen auszuweichen, daß man sie zuletzt

als ein nothwendiges Uebel duldete. Ehe der Winter endete, nahm ich für unsere Leiden dadurch Rache, daß ich sie für meinen Privattisch decimirte. Ich finde in meinem Journal vom 10. Oktober eine Anekdote, welche ihre Dreistigkeit recht deutlich veranschaulicht. Wir haben, heißt es dort, alles Bewegliche auf das Eis hinausgeschafft, und außer unserem Mooswalle zwischen unserm Sanktum und dem Vorderkastell noch eine robe Barrière von Blech aufgeführt, um diese abscheulichen Geschöpfe zu verhindern, sich durchzunagen. Alles vergeblich. Sie sind schon wieder überall, unter dem Ofen, in unsern Kissen, in den Betten, und wenn ich gefragt würde, welches nach Finsterniß, Kälte und Skorbut die drei Flüche unserer arktischen Reise sind, so würde ich sagen: Ratten, Ratten, Ratten. Letzten Freitag biß eine Rattenmutter meine Finger durch und durch, als ich meine Hand in einen Muff von Bärenfell steckte, welchen sie zum Lager für ihre kleine Familie gewählt hatte. Natürlich zog ich die Hand mit unwillkürlicher Höflichkeit zurück: bevor ich jedoch meine gebissenen Finger in den Mund stecken konnte, schleppten die Ratten den Muff schon davon.

X. Norwegische Bilder.

1. Die Fahrt durch das Kattegat.

Der Abend dämmerte bereits herein, ehe das norwegische Dampfboot erschien, welches mich von Helsingör nach Christiania bringen sollte. Endlich sahen wir vom Bollwerk des Hafens seine Rauchsäule aufsteigen und machten uns bereit, ihm entgegen zu fahren. Der Himmel war düster; ein heftiger Wind peitschte die Wellen; Alles verkündete eine Sturmnacht, und die Seeleute am Bollwerk lachten im Voraus auf unsere Kosten. Diese Seeleute hier am Sund sind aber die besten, die es geben kann. Sie sind im beständigen Kampfe mit den Elementen aufgewachsen, voller Muth und Geschicklichkeit, ein abgehärtetes, rüstiges Geschlecht, das im wildesten Wetter nie erbangt. Wir fuhren, neun Passagiere, in einem großen Boot hinaus und wurden tüchtig geschaukelt, ehe wir auf das Deck der „Christiania" steigen konnten. Hier wimmelte es von Gestalten, und es war gut, daß ich einen Platz hatte, denn das Schiff war überfüllt. Hängematten waren im großen Salon aufgeknüpft, und doch fanden Viele keine anderen Lagerstätten, als die auf den Boden gebreiteten Matratzen.

Kaum waren wir an Bord, so regten sich die großen Schaufelräder, und nun rauschte das große, schöne Dampfboot durch die

schäumenden Wellen um die Spitze von Helsingör*) und zwischen den ankernden Fahrzeugen hindurch. Bald sahen wir von Ferne ein Lichtgefunkel über die Wellen hintanzen, welches sich immer mehr zu nähern schien. Es war das Signalfeuer des großen französischen Dampfboots, das von Havre nach Petersburg geht und ziemlich nahe an uns vorüber eilte. Wir blickten ihm lange nach und waren gewiß, daß auch drüben nicht weniger neugierige Augen auf uns gerichtet waren.

Mancher von uns wäre freilich lieber mit den Franzosen nach Kopenhagen zurückgekehrt, als vorwärts in's brausende Kattegat hinein, das seine hohen Wellen uns mit voller Gewalt entgegen warf, allein daran war jetzt nicht mehr zu denken. Indeß schien es dasselbe auch im Anfange gar nicht so böse mit uns zu meinen. Der Wind heulte wohl in Takelwerk und Ketten, und das mächtige Schiff hob und senkte sich ziemlich gewaltsam; aber wir waren guter Dinge, aßen und tranken im fröhlichen Kreise und merkten es kaum, daß sich dieser immer mehr verkleinerte und Einer nach dem Andern sich fortschlich, um vielleicht drunten in der Kajüte seinen unangenehmen Empfindungen Raum zu geben. Je weiter wir jedoch in's offene Meer hinausfuhren und die Küste Seelands**) verließen, um so mehr fühlten wir, daß eine schlimme Nacht uns erwartete. Die Wellen begannen, als Sturzseen, über die Buge auf die Decke zu schlagen; hoch über den Radkasten des Schiffes stäubten sie empor und übersprühten bald im fortgesetzten Regen das Hinterkastell, so daß auch der Rest der Passagiere sich hinunterflüchtete. Eine Stunde später hatten wir wahrhaften Sturm. Ich

*) Nördliche Hafenstadt auf der dänischen Insel Seeland. Hier wurde von den Schiffen, welche den Sund passiren, der Zoll erlegt. Durch den Sund gelangt man aus der Ostsee in das Kattegat.

**) Die Hauptinsel Dänemarks, auf welcher Kopenhagen liegt.

versuchte, so lange als möglich im Freien auszudauern, denn von unten herauf drang ein schauerliches Würgen und Röcheln der Seekranken in meine Ohren; endlich aber, als das Schwanken des Schiffes so arg wurde, daß die Bänke umstürzten, und es fast unmöglich war, auf dem Deck zu stehen, kletterte ich auch hinab und tappte an den Wänden hin. Angeklammert an dem, was ich ergreifen konnte, stolpernd, fallend und schwindlig erreichte ich endlich mein Bett. Die ganze Kajüte schien in Aufruhr zu sein, und alle Gegenstände, welche sonst standen und lagen, polterten in wildem Lärmen durch einander. Die Lampen an der Decke schaukelten heftig in ihren doppelten Ringen; die Hängematten flogen mit den darin Liegenden gegen einander; die armen Passagiere auf den Matratzen am Boden kollerten hin und her und mußten bei allen ihren Leiden sich obenein krampfhaft festhalten. Dazu das Aechzen und Würgen aus allen Kabinen (kleine Kajüten), die Weh- und Schmerzenslaute, dann und wann übertäubt von dem Fallen schwerer Gegenstände. Ich warf den durchnäßten Mantel ab und mich in's Bett, in welchem ich mich festhalten mußte, um nicht hinausgeschleudert zu werden. Aber bald warteten meiner hier andere Freuden. Ueber dem Fußende meines Bettes war in der Quere eine zweite Lagerstätte, und diese hatte ein Engländer eingenommen. Daß ich ihn zum Nachtgesellen erhalten, war mir lieb gewesen, denn ein solcher kräftiger Meeressohn schien mir allem Ungemach der Wogen trotzen zu müssen. Allein ich sah mich schmerzlich in meinen Erwartungen getäuscht, denn kaum hatte ich mich niedergelegt, als ein krampfhaftes Würgen über mir anzeigte, was ich von meinem Nachbar zu erwarten hatte. Ich konnte es daher auch nicht lange in meiner Kabine ertragen, sprang auf und lief in den Salon. Eine Hängematte war leer, ihr Besitzer hatte sich, ich weiß nicht wohin, verkrochen. Ich nahm ohne Weiteres seinen Platz ein, aber welch ein entsetzliches Geschaukel! Endlich brach ein blasser

Strahl des Morgens durch die Fenster, und mit zahllosen Anstrengungen arbeitete ich mich zum Deck hinauf. Ich mußte frische Luft schöpfen, denn da unten war es pestartig.

Die Officiere des Schiffes standen Schutz suchend unter dem Ueberdach der Treppe. Sie riethen mir ab, hinauszugehen; ich aber ließ mich nicht von meinem Entschlusse abbringen, ging hinaus und hielt mich am Tauwerk und an den Eisenketten des Schornsteins fest. Der Mond stand blaß zwischen den sturmzerrissenen Wolken; sein Licht mischte sich mit dem Tagesschimmer.

Oft bin ich auf wilder See gewesen, nie habe ich sie so schaumzerpeitscht gesehen. Das Kattegat ist anerkannt eines der bösesten Meere. An dem jütländischen Ufer bezeugen dies zahllose Schiffstrümmer und Trümmer. Seine wechselnden Strömungen reißen die Fahrzeuge gegen die Küsten und bewirken einen hohen, kurzen Wellenschlag, der in jedem Augenblick die Lage des Schiffes ändert und es nach allen Seiten wirft. — Wir fuhren mit der Strömung dem Sturme entgegen; das giebt die höchste und schlimmste Welle. — In diesen weiten Kreis von Dunst und Wogenschaum zu blicken, in diese brüllende Wasserwüste ohne Ende, heiser umsungen von den Liedern des Sturms, die aus dem Tau- und Kettenwerk drangen, auf diesem Haus von Brettern, krachend in allen Fugen und heftig zitternd unter meinen Füßen, wenn die heftigen Wellen es immer von Neuem anfielen, mit weißen Zähnen wüthend es in Brust und Seiten packten, wenn sie es niederdrückten, darüber hinstürzten, und es dann sich stolz aufrichtete, unbesiegt den Feind abschüttelnd: das war so schön und prachtvoll, daß ich darüber alles Leid vergaß.

Wir waren aber nicht ganz allein. Nicht weit von uns fuhr eine große Briga, die ihre Stangen vom Hauptmast verloren hatte. Ihr zerrissenes Takelwerk und das einzige Segel, das sie noch führte, zeugten von der Wildheit des Wetters, wie von dem Kampfe, den

ſie beſtanden. Das Schiffsvolk hing in den Wanten, mitten im Wogenbraus, mitten im Heulen des Sturmes. In dieſem fürchterlichen Niedertauchen und Emporſchleudern ſtiegen die abgehärteten Männer an den ſchwanken Seilen auf, aber ſie arbeiteten für die Erhaltung ihres Lebens: das machte ſie ſo kühn.

Als es heller wurde, ſahen wir mehrere Schiffe, die kaum noch Fetzen von Segeln führten. Das Schlimmſte für uns aber war, daß wir langſam vorwärts kamen und zu der Zeit, wo wir in Gothenburg*) eintreffen ſollten, noch nicht den halben Weg zurückgelegt hatten. Den ganzen Tag über hielt der Sturm faſt in gleicher Stärke an; aber der Himmel hellte ſich auf, und wir fuhren wenigſtens bei ſchönſtem Sonnenſchein durch das funkenſprühende Meer. Nach und nach fanden ſich einige Wenige auf dem Deck zuſammen, die mehr oder minder gut der Seekrankheit entronnen waren, und es wurde ein ſchwacher Verſuch zum Frühſtücken gemacht. Die Meiſten jedoch lagen bleich und appetitlos unten und trugen durchaus kein Verlangen, hinauf zu kommen. Erſt am Abend, als wir in die Scheeren**) von Gothenburg einliefen und dort in ſtilles Waſſer kamen, verringerte ſich ihr Leiden.

Bei unſerer Ankunft daſelbſt gab es auf dem Deck eine Herzensſcene. Ein junger Mann erwartete Frau und Kind mit dem Dampfſchiffe. Seit Jahren war dies niemals ausgeblieben; ſeine Trefflichkeit und die Güte ſeiner Maſchine waren überall bekannt. Als aber der Sturm in der Nacht ſo arg über Gothenburg tobte und diesmal die Christiania ausblieb, meinte man doch, es ſei ein Unglück geſchehen, was immer gewiſſer wurde, je mehr der Abend

*) Gothenburg oder Göteborg an der ſchwediſchen Weſtküſte am Ausfluſſe der Göta-Elf, der ſtärkſte ſchwediſche Seehafen nächſt Stockholm.

**) Scheeren oder Skären, Inſelchen, Klippen und Riffe, welche die Küſten Schwedens und Norwegens umgürten.

nahte. Endlich aber kamen wir, und der Erſte am Bord war der arme junge Mann, der Frau und Kind mit einem Entzücken in die Arme ſchloß, wie es nur die lange Seelenangſt um ihren Verluſt hervorrufen konnte.

Leider war unſer Aufenthalt in Gothenburg nur von ſehr kurzer Dauer, da ſich das Dampfſchiff ſehr verſpätet hatte. Bald fuhren wir wieder durch Sturm und Wellenbraus dahin und verlebten eine zweite Nacht an Bord, die wenig beſſer als die erſte war. Am Morgen jedoch befanden wir uns am Eingange des Chriſtiania-fjords*), von allen Seiten mit ſonnenbeleuchteten und theilweis bewaldeten Bergen umgeben. Bald ſahen wir ein Dampfboot liegen. Es war der „Prinz Karl," der hier lange ſchon auf uns wartete, um Paſſagiere nach Chriſtianſand**) zu bringen. Glücklich fuhren wir auf ihm in den achtzehn Meilen langen Fjord ein, der ſich tief zwiſchen den Felſen in's Land hineinzieht und nach beiden Seiten hin Buchten abſondert, die ſich wie Arme mit tauſend Fingern in Labyrinthe von Felſenwindungen verlieren. Hier erſt erhält der Reiſende einen Begriff von der ſeltſamen Natur des Landes; Alles iſt ihm neu, Alles ſchön und großgeartet, und verlangend hängen ſeine Blicke an dem Dunkel der Wälder, an den kühnen Bergmaſſen, hinter denen er ein neues, fremdes Leben ahnt: das Hirten- und Alpenleben, zu dem er aufſteigen will.

*) Fjorde nennt man in Schweden und Norwegen die kleinen Baien und Buchten, vor denen die Skären liegen. Der Chriſtianiafjord ſtreckt ſich ziemlich weit in's Land hinein; an ſeinem Nordende liegt Chriſtiania, die Hauptſtadt Norwegens.

**) An der Südküſte Norwegens, ſüdweſtlich von Chriſtiania.

2. Reiſe von Chriſtiania bis zur Schlucht von Krogkleven.

Die gewöhnlichſte Art, in Norwegen zu reiſen, iſt mit Pferd und Karren. Diligencen und Poſtwagen giebt es nicht; ein vierrädriger Reiſewagen iſt überhaupt beinahe eine Unmöglichkeit in Norwegen. Denn wiewohl die Straßen größtentheils gut ſind, ſo geht es doch faſt beſtändig ſteile Höhen hinauf und hinunter, wo ein vierrädriger Wagen in ſteter Gefahr iſt. Man bedient ſich daher lieber der Carriole, der Gigs und Stuhlkarren. Freilich ſind dieſe offen und bieten daher wenig Schutz gegen Sturm und Regenwetter, allein dies kommt bei einem beherzten Reiſenden wenig in Anſchlag. Selbſt Damen bedienen ſich dieſer offenen Wagen, ja ſie machen damit oft ſogar ganze Tagereiſen in das Land hinein und übernehmen dabei ſelbſt die Lenkung des Pferdes. — Das norwegiſche Carriol iſt ein zweirädriges Geſtell, auf welchem in Federn ein wenig vor den Achſen ein gepolſterter Sitz für eine Perſon hängt, die ihre Füße vor ſich hinſtrecken oder auch an beiden Seiten hinabbaumeln laſſen kann. Zwiſchen den Füßen iſt Raum für einen Nachtſack, hinten aber über den Achſen ein Brett, um einen Koffer aufzunehmen. Darauf nimmt der Skyßbonde — der Poſtbauer, welcher das Reiſepferd liefert — ſeinen Platz. Zu weiteren Gegenſtänden bietet das Carriol keinen Raum, und ſie bleiben deshalb beſſer zu Hauſe. Ein Carriol kauft man in Chriſtiania mit Lederdeck über Füße und Leib des Reiſenden, wenn Alles gut im Stande, für zwanzig bis fünfundzwanzig Speciesthaler. Hat man kein eigenes Pferd, ſo muß man die Poſtbeförderung durch den Skyß (Schüß) benutzen. Im ganzen Lande nämlich haben die Grundeigenthümer die Verpflichtung, den Reiſenden weiter zu ſchaffen und ihm die nöthigen Pferde dazu zu ſtellen. Doch iſt dies für den Reiſenden oft mit ſehr großen Unannehmlichkeiten verbunden; die Pferde ſind theuer, und gar oft muß der Reiſende lange darauf

warten. Beſſer iſt es daher, wenn er ſich ſelbſt mit einem Pferde verſieht, denn auf dieſe Weiſe reiſt er am billigſten und entgeht allen andern Unannehmlichkeiten.

Das norwegiſche Pferd macht keine großen Anſprüche. Es iſt wie die Bewohner dieſes Landes beſcheiden und genügſam. Nach dem mühevollen Tage iſt es gewohnt, die Nächte im Freien mit gefeſſelten Füßen zuzubringen. Mag das Wetter noch ſo wild ſein, es ſucht ſein Grasfutter auf den Wieſen und Bergweiden. Wo der Reiſende bleibt, mag auch ſein Pferd bleiben, und meiſt wird ihn deſſen Erhaltung Nichts oder doch nur eine Kleinigkeit koſten.

Für mich ebneten ſich dieſe Verhältniſſe in beſter Weiſe. Einer der Profeſſoren der Univerſität in Chriſtiania, ein junger rühmlichſt bekannter Gelehrter, wollte eben die Hardanger Gebirge beſuchen. Er war mit allen Verhältniſſen ſeines Vaterlandes genau bekannt, und ich mußte es daher als ein Glück preiſen, einen Reiſegefährten zu finden, der ſoviel zu meiner Belehrung beitragen konnte; ſo durfte ich denn guten Muthes Chriſtiania verlaſſen und nach Kongsberg aufbrechen, von wo aus wir dann vereint in Tellemarken, das romantiſche Gebirgsland, das an die Hardanger Gebirge grenzt, eindringen wollten.

Ich verließ jedoch Chriſtiania nicht im Karren, ſondern in einem bequemen Halbwagen und in Geſellſchaft lieber Freunde, welche mir bis zur berühmten Schlucht von Krogkleven das Geleite gaben. Das Wirthshaus auf Krogkleven iſt von Chriſtiania beinahe vier norwegiſche Meilen entfernt, und der Weg dahin iſt ſehr ſchön. Er führt anfangs an dem Fjord hin, deſſen reizende und maleriſche Ufer die lieblichſten Ausſichten gewähren. Dann wendet die Straße plötzlich rechts in's Land, zwiſchen Felſenwänden und Tannenwäldern hin, bald ſteile Höhen hinauf, bald hinab, und endlich auch bei dem großen Eiſenwerke Bärum vorüber, deſſen Hüttenwerke zerſtreut in dem wilden, ſchwarzen Thale liegen. Hat

man Bärum im Rücken, ſo geht der Weg ſichtbar höher aufwärts den Rücken eines Bergzuges hinan, auf deſſen Scheitelpunkt wir uns endlich befinden, um am nächſten Morgen jäh wieder hinabzuſteigen, faſt bis zum Spiegel des Meeres. Das aber iſt Norwegens eigentliche Natur. Der ungeheure Felſen, aus dem es beſteht, iſt von tiefen Spalten durchriſſen, in denen die Flüſſe und Bäche hinziehen. Dieſe Spalten ſind die Thäler; in ihnen wohnen die Menſchen mit ihrem Fleiß, mit ihren mühſeligen Feldern und ihren Heerden. Will man nun von einem Thale in's andere, ſo giebt es keinen anderen Weg, als hohe Berge zu überklettern, die zuweilen ewigen Schnee tragen, zuweilen auch mehr abgedacht ſind. Alle dieſe Berge bilden oben große Flächen (Fjelder), deren einzelne Erhebungen Spitzen, Knoten (Nuten) genannt werden. Darum erfordert es oft viel Zeit, um einige Meilen fortzukommen, und manche Mühe und Gefahr, den Nachbar zu beſuchen, der jenſeits des Fjeldes im nächſten Thale wohnt. Zuweilen ziehen ſich die Fjelder in ſenkrechter Steilheit hinauf und fallen ebenſo nieder. Schwindelnde Fußſteige führen dann wohl zwiſchen den Klüften hin, die nur ein beherzter Fuß wandeln mag; aber häufig muß auch ein großer Umweg gemacht werden, denn unten in der Thalſohle ſammeln ſich gewöhnlich die Waſſer und bilden eine zahlloſe Menge größerer und kleinerer Gebirgsſeeen, die gleich Ketten an einander gereiht ſind, und aus denen ſtufenweis, von Thal zu Thal, bis zum Meere die Flüſſe hinabſtürzen. Bei dieſem unermeßlichen Waſſerreichthume und der eigenthümlichen Beſchaffenheit des Landes kann man ſich denken, daß es die Heimath der Waſſerfälle ſein muß. Zahlloſe Gebirgsbäche kommen ſtark und rauſchend von den hohen Fjeldern herab, in deren Seeen ſie ihre Sammelplätze haben, und ſo hat die Natur Norwegen mit einem Element beſchenkt, deſſen nutzbare Kraft unerſchöpflich iſt und alle Dampfmaſchinen überwiegt. — Es war ſchon ſpät, als wir endlich auf der Höhe am Wege das kleine Wirthshaus

auf dem berühmten Ringerige erreichten, welches bereits beinahe ganz von Reisenden besetzt war. Ich lernte hier zuerst kennen, wie gerathen es ist, sich bei einer Reise durch Norwegen selbst zu verproviantiren, denn in den Gebirgen bei den Hirten findet man Nichts als den großen Milchkessel an der Kette, und in verlassenen Sennhütten oder im Freilager, das in irgend einer Spalte oder Höhlung der Fjellen (Fjelder) aufgeschlagen werden muß, natürlich Nichts.

Am frühesten Morgen ging ich hinaus, aber es lag noch Nebel auf Ringerige, der erst nach hartem Kampf mit Tag und Sonne sich besiegen ließ. — Ein Sturm fegte dabei durch die Schlucht; er brauste in den schwarzen Wäldern, die nach und nach vom rothen Frühlichte hell wurden. — Es war wundervoll schön, in diese wälzenden, schweren Nebelmassen zu blicken, die, wo sie plötzlich zerrissen, tief unter sich reizende, sonnenbeschienene Thäler zeigten. Man ahnet hier gar nicht, daß es von Krogkleven so tief hinabgeht in das reiche, große Thal des Drammen*), der hier einen meilenbreiten See bildet, Tyrifjord genannt. — Um dies ganze edle Schauspiel zu genießen, muß man auf die Berghöhe zur Linken steigen. Ein Führer ist immer vorhanden; Pferde tragen die Damen den wenig beschwerlichen Berg hinauf. In einer Viertelstunde erreicht man den lichten Felsenvorsprung, der, ungefähr 1500 Fuß hoch, steil in die Landschaft Ringerige hinabstürzt. Anfangs ist man geblendet; man wagt nur einzelne Blicke in dies schwindelnd tiefe Panorama; dann klettert man zu einer Bank, die sich, zwischen Bäumen eingeklemmt, an der äußersten Spitze befindet. Nun läuft Sonnenschein über das herrliche Thal. Aus der klaren Ferne tauchen drüben die Berge und finsteren Wälder auf, und hinter ihnen recken sich neue, höhere empor, von

*) Der Drammen mündet in den Christiania-Fjord.

blauen Schleiern umwoben. Da, wo der Himmel in unermeßlicher Ferne verschmilzt, steht ein hoher, düsterer Punkt. Das ist der Gousta, dort liegt Tellemarken, das romantische Hochland. Unten aber im Thale funkelt der Spiegel des Tyrifjord; auf der Straße und Brücke, die ihn durchschneidet, ziehen Wagen und Reiter, so klein und fein, als sei es Nürnberger Spielwerk, zum Vergnügen da aufgebaut. Unzählige Gehöfte stehen im Thale an den Berglehnen, auf den Inseln des Fjord und in dessen malerischen Buchten. Die schwarzen Schatten der Felsen und ihre kühnen Formationen wechseln mit dem hellen, freudigen Grün der Saaten, und so weit das Auge reicht, erblickt es einen ewigen Wechsel von Lieblichkeit und Kraft, von romantischer Wildheit und milder Fruchtbarkeit. Dort das Schneeleuchten am fernen Horizont, hier die warme, belebende Natur, das Thal, das smaragdgrün sich an die Fluth des Fjord schmiegt. Man kann hier lange sitzen und wird nicht müde, die Größe Gottes in seiner Natur anzustaunen.

3. Einkehr in einem Bauernhause auf dem Harvanger Gebirge.

Mein Reisegefährte war aus Christiania eingetroffen, und der Morgen hell und schön, als wir unsere Carriole bestiegen und Kongsberg*) verließen, um unsere gemeinsame Reise über das Hardanger Gebirge anzutreten. An dem Ufer des Lougen ging unsere Fahrt entlang, dann aber bogen wir links ab und folgten dem Laufe der Jondalself durch kühle, waldige Reviere. Endlich aber lag ein Thal vor uns; ein See schimmerte herauf; Häuser,

*) Südwestlich von Christiania, in der Landschaft Tellemarken; westlich davon liegt der Tindsee. Das Hardanger Gebirge ist ein Theil der Gebirgskette, welche Norwegen von Süden nach Norden in der ganzen Länge durchzieht.

aus denen Rauch aufstieg, bildeten ein geräumiges Gehöft. Das war Volkesjoe, das vorläufige Ziel unserer Tagesfahrt.

Mitten auf dem Hofplatze hielten wir an, und eine freundliche Frau hieß uns willkommen. Wir verlangten Pferde bis an den Tindsee nach Graver, erhielten aber die Antwort, daß diese sämmtlich auf den Alpen und unter drei bis vier Stunden nicht herbeizuschaffen seien. Anfangs war uns dies nicht lieb, bald aber söhnten wir uns mit unserer Lage aus, denn diese gewährte uns einen herrlichen Blick auf die gewaltige Alpenmasse vor uns, und außerdem war ich hier zum ersten Male in dem Gehöfte (Gaard) eines wohlhabenden Mannes, und zwar in einem recht alterthümlichen und schönen. Mann und Haus waren gleich bemerkenswerth.

Die größeren Gehöfte bestehen in Norwegens Gebirgen stets aus mehreren von einander getrennt liegenden Häusern. Eines enthält gewöhnlich die Prunkgemächer und ist zur Aufnahme der Gäste und Fremden bestimmt. Dies ist die Stuga; sie war hier in Volkesjoe eines der alten, schönen Häuser, die immer seltener werden. Sein schmaler Eingang war mit geschnitzten Pfosten versehen; oben kreuzten sich die Zierrathen in einem Kapitäl und liefen dann hinauf bis an's Dach. Auch die Ecken des Hauses waren verziert. Aus einem schmalen Vorraum trat man dann in ein großes Gemach, das einen Herd und an der Seite hin Bettstellen zwischen festen Pfosten enthielt, welche die Decke tragen halfen. Das Staatszimmer war jedoch eine Treppe hoch. Hier waren Schränke aufgestellt, mit bläulicher Oelfarbe angestrichen und mit Blumen und Zierrathen bemalt, welche gewiß den Künstler sehr geschätzt machten. Auch die Bettgestelle an der Wand waren bunt und sorgsam behandelt. Gesimse liefen um die Wände, und Sittensprüche waren darauf geschrieben, die das Haus vor jeder Noth in die Hand des Allmächtigen empfahlen. Tannenreiser lagen grün und frisch auf dem Boden nach der allgemeinen

Sitte in Norwegen; der ungeheure Tisch war weiß und rein; Alles athmete Sorgfalt und Sauberkeit, und mit wahrer Freude befand ich mich in diesem stillen Raume, umgeben von dem blitzenden Zinngeschirr, das rund umher auf den Gesimsen stand, sammt Tassen und Gläsern, welche dazwischen wohlgeordnet waren. Daß der Besitzer aber ein wohlhabender Mann war, bewies das Silbergeräth; ja sogar eine große silberne, meist vergoldete Schüssel oder Taufbecken stand oben in der Reihe der Geschirre und bildete deren Glanzpunkt und Schlußstein.

Hier in der Stuga wohnten wir; der Eigenthümer aber hatte nach der Sitte der Väter seinen Wohnsitz in seinem Vorrathshause, und dies war dem Gasthause gegenüber. Als wir im Grase lagen, gesellte sich der Sohn Gulliks von Volkesjoe zu uns, ein achtzehnjähriger junger Mann, verständig, bescheiden und unterrichtet, wie bei uns nicht leicht ein Bauer anzutreffen sein möchte. Auf meinen Wunsch, das Vorrathshaus zu sehen, führte er mich hinein. Ein solches Haus liegt auf Säulen, die hier schlank und geschnitzt waren. Man baut es hoch, damit es vor Nässe sowohl wie vor Ungeziefer sicher sei, und legt die Treppe, welche hinan führt, weit genug von der Schwelle ab, damit Mäuse und Ratten nicht etwa hinüber springen. Wie erstaunte ich, als ich die Vorräthe sah, welche hier angehäuft waren. An den Wänden standen ungeheure Stöße von Haferbrod (Fladbröd), darunter Fässer mit Butter, dann aufgethürmt eine Menge großer Käse. Getrocknetes Rindfleisch hing in ganzen Seiten an den Wänden, daneben Speck und Hammelschinken, Fässer mit Mehl und Grütze; kurz, es war hier genug vorhanden, um diese Familie auf Jahr und Tag hinaus vor Hunger zu sichern. Ueber dieser reichversorgten Vorrathskammer war noch ein Stockwerk, wo Kleidungsstücke aller Art, Pelzwerk, Pferdegeschirr, Kisten mit Leinen und Strümpfen, Schuhe, und an den Balken aufgehängt wohl fünf oder sechs Dutzend

verschiedenartiger Woll- und Pelzdecken sich befanden. Dieser Deckenvorrath ist im ganzen Gebirge ein Zeichen des Wohlstandes und des Luxus. Je mehr Decken, um so reicher ist der Mann. Sie werden nicht gebraucht, außer bei feierlichen Gelegenheiten, und wenn Fremde kommen; sonst ist ihr Besitz ein reiner Luxus.

In einem andern Hause war eine Art Wohn- und Schlafgemach für dessen Besitzer und dessen Familie, oben die Kammern für Knechte und Mägde, welche in engen Laden schliefen, mit Stroh ausgefüllt und mit Decken belegt; diesen Häusern gegenüber aber lag das Feuerhaus, die Küche, mit breitem, niedrigem Herd und Geräthen aller Art.

Eben als die Besichtigung vorüber war, kam der alte Gullit Bolkesjoe von den Alpen mit seinen vier Knechten und einigen Mägden, und nun erhielt ich den rechten Eindruck des patriarchalischen Hirten- und Bauernlebens in diesen Bergen. Hatte der Sohn mir schon gefallen in seiner grauen, grünbesetzten kurzen Jacke, den Hemdkragen übergeschlagen, das Hemd auf der Brust mit großen Silberzierrathen genestelt, das kurze graue Beinkleid, das bis an's Knie reichte, mit grünem Streif und die Schuhe mit Buckelschnallen, so war der Vater doch weit mehr noch Gegenstand meiner Theilnahme.

Er war ein Greis mit silberweißem Haar, bedeckt von dem rothen, mit schwarzen Streifen gekreuzten Käppchen, und aus seinen großen blauen Augen sprach der unverkennbare Ausdruck der Geradheit und Biederkeit.

Am Abend, es mochte acht Uhr sein, kamen endlich unsere Pferde: wer hätte sie aber heut noch brauchen mögen? Zwar war der Tag lang, und die unendliche Dämmerung, welche während des Julimonates in diesen Breiten bis weit über Mitternacht hinaus währt und eigentlich anhält, bis die Sonne wieder emporsteigt, hätte uns wohl auch durch den langen Gebirgswald geholfen, aber wir fanden,

daß es jedenfalls beſſer ſei, zu bleiben. Der Mann mußte daher ſeine Thiere in der Nähe unterbringen, und obgleich es ihm nicht angenehm war, ſah er doch ein, daß wir ein Recht dazu hatten. Wir ſchliefen in der Stuga von Volkesjoe ganz gut unter den warmen Decken und ſetzten am folgenden Morgen unſere Reiſe unter den Glückwünſchen der wackern Bauernfamilie von Volkesjoe weiter fort.

4. Der Tindſee.

Von Volkesjoe bis nach Graver am Tindſee ſind drei nordiſche Meilen, auf welchen wir den ſommerlangen Tag von früh bis zum ſpäten Nachmittage zubrachten. Der Weg führte durch ungebahnte, weite Waldreviere, in denen beſonders gern der Bär wohnt, der hier zur Sommerzeit ſich von allerlei Beeren nährt. Er ſtreift dieſelben mit den Tatzen von den Sträuchern, welche faſt wie Wachholderbüſche ausſehen. Indeß darf man ſich nicht fürchten, einem ſo ſchlimmen Gaſte zu begegnen, denn er iſt zwar groß und ſtark, aber ſelten und furchtſam. Wird er jedoch angegriffen, ſo iſt er ein grimmiger Feind, der im Einzelkampfe gewöhnlich den Sieg davon trägt und manchen allzukühnen Jäger ſchon den unſichern Schuß mit dem Leben bezahlen ließ. Auch der Luchs kommt in dieſen Waldungen zuweilen vor, aber viel ſeltener als der Bär. Wölfe giebt es im Innern des Landes und mehr im Norden zur Winterzeit. Sie ſind kleiner und furchtſamer als bei uns, und man hat daher Nichts von ihnen zu fürchten. Der Bär wird gejagt und im Fallen gefangen, ſo daß er ſich ſelbſt, vom Felſen herabſtürzend, den Tod giebt, oder man ſchießt ihn, indem man ihm nächtlich beim gelegten Fraß auflauert. Zuweilen raubt er ein Pferd oder tödtet eine Kuh, doch kommt dies ſelten vor.

Wir ritten durch den düſteren Tann, fanden aber doch an einigen Stellen deſſelben Spuren menſchlicher Thätigkeit, welche

Bäume gefällt und von Aesten befreit hatte. Diese werden vermuthlich von hier an ein nahes Wasser geschafft und in den Tindsee geflößt.

Auf diesem Ritt lernte ich zuerst die Beschwerden einer Reise zu Pferde durch nordisches Gebirge kennen. Die Felslager waren häufig zerspalten und die Thiere gezwungen, von glatten Stufen hinabzugleiten oder, mit den Vorderfüßen hinunterspringend, die Hinterfüße nachzuziehen. Natürlich gab das gewaltige Stöße, welche durch das Neue und Ungewohnte vermehrt wurden. Die engen, kurzen Sättel mit hohen beschlagenen Pauschen boten auch keinen bequemen Sitz dar, und oft sah es halsbrechend aus, wenn die kleinen, raschen Thiere an steilen Abhängen auf- und niederkletterten. Endlich öffnete sich der Wald, und Felder kamen zum Vorschein, Hütten, die zerstreut an einer Bergwand lagen, in deren Tiefe ein wildes Wasser schäumend niederstürzte. Ich hielt mein Pferd an und sah in eine herrliche Gebirgsferne. Düster blaue und umnebelte Waldgebirge drängten sich kesselartig zusammen; zahllose Schluchten liefen tief in ihren Schooß. Hier hoben sich weißlich schimmernde Felsen empor; dort schien die dunkelste Nacht geheimnißvoll auf engen Thälern zu brüten; aber unten lief ein Wasserstreif hin, von dessen Spiegel der glänzende Schild der Sonne aufblitzte. Das war der Tindsee, der tiefe, geheimnißvolle Zaubersee, der, zwischen dreitausend Fuß hohen Felsen ruhend, wie ein Spalt erscheint, den irgend einer der alten Götterriesen einst im Zorne mit seinem Schwerte gehauen und so die Felsenreihen auf immer getrennt hat.

In Graver bestiegen wir ein Boot, welches uns den See aufwärts bis an den Westfjord, den westlichen Busen, in welchen der Mondfluß fällt, bringen sollte. Das Boot war mit drei Ruderern bemannt, alt und schlecht; im Spiegel hatte man nach der Gewohn-

heit einen Haufen grüner Reiser aufgeschüttet, die unsern Sitz bildeten. Kaum waren wir aus der sichern Bucht heraus, als die langen gediegen schweren Wellen des tiefen Sees uns mächtig schaukelten. Die Ruderer wagten sich unter diesen Umständen mit dem zerbrechlichen Fahrzeuge nicht weiter und fuhren deshalb quer über den See, wo wir ein besseres Boot fanden. Mit diesem ging es unter den Felswänden hin, die oft senkrecht hinab in die Fluth fallen. Die dunkeln Wasser schlugen in mächtigen Wellen an diese nackten Grundmauern der Erde, und mit einem leisen Schauder mochte man wohl daran denken, daß, wenn unser hoch emporgeworfenes und hinabgeschleudertes Boot hier anrannte, umstürzte oder zertrümmerte, selbst für den besten Schwimmer an kein Entrinnen zu denken sei. Zuweilen mußten wir hinter Vorsprüngen Schutz suchen, weil der Wind zu heftig wurde, und unsere erschöpften Ruderer der Erholung bedurften, denn diese Seeen sind böse Wasser. Die Stürme fallen mit rasender Gewalt auf sie nieder, und ehe man es sich versieht, ist ein Hexenaufruhr da, dem man vorsichtig ausweichen muß. Fliehen, so schnell man kann, vor diesen wilden, sich überstürzenden Wellen, ist dann die einzige Rettung, und zuweilen ist, selbst wenn man glücklich entkommt, das Leben doch noch gar nicht sicher gewonnen. — Wir suchten an einer Stelle Schutz, die des Priesters Höhle heißt, weil hier einst ein Prediger, der dem See entronnen war, drei Tage ohne Nahrung und Hilfe sitzen mußte und beinahe verhungert wäre. Denn landwärts hängen die Felsen mehrere tausend Fuß hoch unwegbar über einer Höhlung, durch welche ein alter Baum sein Geäst windet; den See aber konnte kein Fahrzeug halten, und der Gottesmann würde umgekommen sein, wenn der Sturm sich nicht gelegt hätte.

Die nordische Phantasie hat diesen See mit einer Reihe von Sagen bevölkert; Drachen und Riesen haben hier gewohnt und ihr Wesen getrieben. So unweit Haakenaes, einem Gehöfte am

See, wo eine Ruine, wohl tausend Fuß lang, hundert breit und fünfzig tief von einem Felsengipfel hinabläuft. Ein Riese, der von drüben kam und etwas zu kurz trat, als er den See überschritt, soll mit dem Fuße an der Felswand niedergefahren sein und das Gestein mit hinabgerissen haben. So erzählten uns die Ruderer, und die Stelle heißt allgemein des Riesen Fußtritt. Als ich fragte, wie tief der See sei, antworteten die Ruderer, eine alte norwegische Meile, d. h. zwanzigtausend Ellen. Indeß habe Niemand seine Tiefe erforscht. Man habe dies versucht, habe Tau an Tau gebunden, und unten einen schweren, silbernen Krug angehängt. Nachdem man diesen viele tausend Klafter tief hinabgelassen, habe das Senkblei Grund gefunden, als man es aber heraufgezogen, war der Krug geschmolzen und nur der Henkel saß noch am Tau.

Auch noch manche andere Sagen hat der Tindsee aufzuweisen, so selbst aus der christlichen Zeit. Der heilige Olaf fuhr einst über den See und wäre in einem plötzlich entstandenen Sturme fast ertrunken. Da verfluchte er das schwarze, tückische Wasser sammt den bösen Geistern in dessen Tiefe und befahl, daß nie ein Mensch mehr darin umkomme. Seit dieser Zeit soll es geschehen sein, wie der Heilige geboten. —

Wir hatten bis Oerenaes am Westfjord gewollt, aber die Nacht kam, der Sturm hielt an, und so mußten wir uns entschließen, in Haakenaes, dem Gaard am Eingange des Fjord, zu übernachten und unsere müden Ruderer zu entlassen.

Hier sah es schon weit ärmlicher aus, als in Volkesjoe, und das Einzige, was man uns am Morgen brachte, war kochendes Wasser, mit welchem wir uns unseren Kaffee bereiteten, einige graublaue Zuckerstückchen und etwas hartes Haferbrot, Fladbröd. Dieses Brot bildet nächst der Milch das Hauptnahrungsmittel der hiesigen Gebirgsbewohner. Es wird aus Hafer bereitet, der, schlecht ausge-

hülst, auf Handmühlen zermahlen, mit Wasser geknetet und in dünnen Scheiben gedörrt wird. Es gehört viel Geduld dazu, um diese fade, geschmacklose Speise auch nur erträglich zu finden. Sie sitzt in den Zähnen fest, die Splitter zerstechen das Zahnfleisch, verwunden den Gaumen, ja der häufige Genuß dieses Brotes ist sogar schädlich für die Gesundheit, da es Entzündungen im Innern bewirkt. Dennoch essen es in Norwegen im Gebirge und an den Fjorden selbst die Wohlhabenden, und es ist eine Art Nationalspeise, die jeder echte Normann schon deswegen liebt und genießt.

Unser Abschied von Haakenaes war kurz und vergnügt. Der See hatte sich beruhigt, und wir hatten daher eine angenehmere Fahrt. Bald lag die kleine weiße Kirche von Derenaes vor uns; wir landeten an ihrem Gemäuer und setzten von hier aus unsere Weiterreise durch Westfjordalen zu Pferde fort.

5. Der Rjukan und der Marysteeg.

Nach Westfjordalen*) kommen leider noch immer wenige Reisende; wer aber das romantische Norwegen kennen lernen will, der darf Tellemarken nicht vorübergehen, sondern muß seinen Weg über die Hardanger Felsengebirge an die Fjorde hinab nehmen. Hier lernt er den wahren Charakter des Volks kennen, denn hier herrschen noch die alten Sitten; hier in der Einsamkeit des Alpen- und Hirtenlebens erbten sich die Tugenden und Fehler der Väter ungestört auf die Enkel fort; hier ist auch die Natur noch in ihrer ganzen Ursprünglichkeit und Wildheit.

Auch wir nahmen daher diese Tour und schritten gutes Muths den vor uns liegenden Gebirgen zu. Bald jedoch erkannten wir an den Nebelschleiern, welche Thäler und Berge umwoben, daß es unmöglich sein würde, den Gausta, welcher sich wie eine Pyramide

*) An der Südwestküste Norwegens.

unter den ihn umlagernden Bergen erhob, zu besteigen. Wir ritten daher an dem Wege dahin vorüber und das Thal hinauf, dem berühmten Riukan-Fossen zu.

Eistein Haasen, ein Bauer zu Ingolfsland, bei welchem wir einkehrten und auf's Neue Pferde mietheten, nahm uns freundlich auf und ließ uns nach seiner Seterhütte geleiten, wo sein Sohn Torkel zu finden sei, der uns mit seinem Pferde bis an den Mjös-Vand, einen Gebirgssee, begleiten sollte. So ging es denn den hohen Felsenstirnen entgegen, auf welchen Torkel die Heerde von Ingolfsland hütete. Während wir in dem immer mehr sich verengenden Thale steil aufwärts ritten, hörte ich theilnehmend die Erzählungen der Führer vom Hirtenleben auf den Bergen, welches sie mir als sehr angenehm schilderten. Bald jedoch wurden dieselben unterbrochen durch den immer mühsameren Weg, welchen wir verfolgten. Die Felsen traten eng und hoch zusammen, rauschend stürzten die Bäche durch Spalten, über welche Brücken und Bohlen geworfen waren. Dann und wann lagen Hütten am Wege, ein Mühlenrad drehte sich reißend schnell unter dem Schaum eines Wassersturzes; endlich wurde der Pfad so schmal, daß nur ein Pferd darauf gehen konnte, und aus dem Abgrunde zur Linken brauste der Donner des Mondflusses herauf, welcher sich bald ganz unter der dichtbewaldeten Tiefe versteckte, bald an helleren Stellen sein schaumgepeitschtes und tiefblaues Gletscherwasser zeigte, das ungeheure Felsentrümmer umspülte. In der Ferne lief das Thal hoch oben in eine Kluft aus, deren Wände schwarz und nackt bis an die Wolken zu steigen schienen, und plötzlich, bei einer Biegung, sah ich eine Rauchwolke aufsteigen, die aus dem Schooße des Gebirges hoch über jene Gipfel sich erhob. Es war der Riukan-Fall, der nicht umsonst den Namen des Rauchenden trägt.

Riukan ist unter den Schönen der Schönste. Es ist ein großartiges Schauspiel, gehoben durch die schwarzen Felsmassen und

das tiefe Schweigen der Natur, wenn man die rauchenden Wasserdünste dieses gewaltigen Falls aufsteigen sieht und seine donnernde Stimme vernimmt. Höher klettert das Pferd den steilen Felsenweg hinan und kommt an einen Ort, wo einige Hütten zur Linken liegen, sonst aber aller Verkehr sein Ende hat. Gleich hinter einer derselben geht es hinab, dann am Rande eines jähen Absturzes hin und bei ein paar Wasserfällen vorüber, die aus der Felswand in Spalten stürzen, über welche glatte vom Wasser bespülte Balken und Stämme eine Art Brücke bilden. Je mehr man fortschreitet, um so stärker wird das Gebrüll, bis man endlich, um eine Felsenecke biegend, den Fall in seiner ganzen Größe und Schönheit vor sich sieht.

Lange stand ich und lehnte mich im tiefen Staunen an die Ellern- und Birkenbüsche, welche dichtgedrängt an der Senkung liegen; dann setzten wir uns am Vorsprunge nieder, um das ganze Panorama zu überblicken. Die Felsen bilden einen Kessel; vor uns links und rechts steigen hohe, glatte Wände auf, welche fast senkrecht in eine schwindelnde Tiefe stürzen. Mit scharfen Graten treten die Wände zusammen, als wollten sie den schwarzen Spalt zuschließen; aber hoch von oben fällt ein langer, glänzend weißer Streif herunter, eine rauschende, kochende, zischende Masse, die klingend an die schwarzen Felsen schlägt, dort abprallt, hier aufspritzt und unten zu Staub zerschmettert in Dampfwolken wieder emporwirbelt. Da hat das Auge keinen Ruhepunkt. Fast magnetisch angezogen folgt es dem Sturze der Wasser, die rastlos brausend sich verschlingen und wiedergebären. Staunen und Entsetzen lassen das Herz schneller schlagen; aber unauslöschlich bleibt die Erinnerung, als jetzt durch die Regenwolken ein Sonnenblitz über den ganzen Fall lief. Es war, als habe die unsichtbare Hand des Allmächtigen in jenen schwarzen Felsen plötzlich ein silbernes Meer geöffnet, das nun in schweren gediegenen Wellen hervorbrach; so leuchtete es und fuhr in

weißen Blitzen auf. Tausende sprühender Funken erglänzten in Regenbogenfarben, welche schnell wechselnd sich bildeten und wieder verschwanden.

Stundenlang könnte man hier sitzen, ohne zu ermüden, denn herrlich und edel ist es, die Natur in ihrer höchsten Majestät zu schauen, so daß man Vieles darüber vergißt, was sonst wohl den Eindruck ihrer Größe abstumpft.

Endlich jedoch mahnte unser Führer zum Weggange, und wir folgten ihm daher den steilen Pfad durch das Gebüsch hinab, wo einige hundert Fuß tiefer ein Felsenstück wie ein mächtiger Altan über den Abgrund hinausspringt. Hier muß man stehen oder sich niederlegen, wenn man fürchtet, vom Schwindel befallen zu werden. Die Stelle befindet sich dem Falle gerade gegenüber, der brausend und brandend in die Schlucht hinabstürzt. Aber näher heran bilden die Felsen einen zweiten, größeren Kreis; über diesem hängt der luftige Altan, auf dem Du stehst. Auf Deinen Stock gestützt schaust Du hinab, und unter Dir fünfhundert Fuß tief bricht der Strom hervor. Der schäumige Schnee schmilzt von seiner Brust, er sieht zu Dir auf mit großen, hellen Augen und rauscht in seinen blaugrünen, prächtigen Gewändern dahin, erlöst und neugeboren, ein edler, freier Geist, den keine Gewalt unterjochen kann. Wie schön das Alles ist, läßt sich nur unvollkommen beschreiben. Man schreitet zurück und eilt von Neuem vorwärts; der Blick hängt sich an diese Zacken und Kanten, an jeden wilden Busch in der Tiefe, an den Vogel, der ängstlich entflieht, er folgt dem Steine oder Baumstamme, den der Führer in den Abgrund schleudert, wo er nach langem Fallen tausendfach zersplittert. Man möchte selbst hinunter, und es geht ein Pfad in die Tiefe, aber es ist sehr gefährlich. Ein geringes Ausgleiten hat den unabwendbaren Tod zur Folge, und nur selten wagt es ein Tollkühner, ihm zu trotzen.

Es blieb uns noch übrig, an einer dieser Wände den berühmten

Marysteeg zu betreten, einen schwindelnden Fußpfad, der neben dem Abgrunde hinführt und für den Wanderer, der in's hohe Tellemarken will, den Weg bedeutend abkürzt. Der Pfad ist kaum einen Fuß breit, und wer zum Schwindel neigt, darf ihn nicht gehen. Er führt ab und aufwärts, immer zur Linken die gefährliche Tiefe, in welcher man nur den weißwirbelnden, brausenden Wassersturz erblickt. Zur Rechten liegt der tausend Fuß hohe Felsen, glatt und fonst senkrecht aufsteigend. An einer Stelle ist aus einer Steinritze eine schöne Tanne gewachsen, darum sagt man in Tellemarken: der ist auch an der Tanne gewesen, wenn man andeuten will, es sei Einer den Marysteeg gegangen; aber Das ist eine Ehre, deren die Meisten theilhaftig sind, denn selten ist wohl ein Mann in diesen Thälern, der diesen Felsenpfad niemals betreten hätte. Den Namen hat der Steg aber von einer jener traurigen und einfachen Geschichten, wie sie zuweilen mit solchen schauerlichen Plätzen verwoben sind und im Munde des Volkes lebendig bleiben.

Ein armes Hirtenmädchen liebte eines reichen Mannes Sohn. Die Eltern aber waren dagegen. Abends, wenn die Sonne hinter den schneeschimmernden Fjellen versunken war, wenn die gefleckten Heerden müde um die Steinhütten auf den Hochweiden lagerten, eilte das Setermädchen leichten Fußes durch die Gräser, Bäche und Steingerölle bis hinab, wo der Maan-Elv sich brausend in den Felsenkessel stürzt. Unter der Tanne saß sie und wartete, bis ein dunkler Schatten an der Felsenwand hinflog, bis ein kühner Fuß fest und klingend aus der Tiefe stieg, und von Klippe zu Klippe springend Olaf endlich an ihrem Herzen lag. So verging die Nacht den Liebenden hier schnell und heimlich.

Das war ein sicheres Plätzchen; verfolgte Liebe hatte es entdeckt, und mochten die neidischen Alten auch noch so viele Späher ausstellen, Niemand ahnte, daß ein menschliches Wesen es wagen möchte, in Dunkelheit und Nebelwehen dort zu wandeln; aber die

Liebe wagt Alles! — Ehe der Morgen kam, floh das Mädchen in die Gebirge, und ihr Geliebter ſtieg in's Thal hinab. — Einſtmals aber war der Himmel ſchwarz und ſturmdurchkreuzt. Um den Gauſta donnerte es, und aus tauſend Klüften ſtiegen die wilden Berggeiſter auf, die mit ihren ſchrecklichen Armen Felſenſtücke von den Gipfeln reißen und in Wolken niederfahren, in Wirbeln und Lawinen alles Leben und Lieben zu vernichten.

Mary ſaß unter der Tanne, die in Klagetönen über ihr rauſchte und ihr zerriſſenes Geäſt auf des Mädchens betende Lippen warf. Die Nebel umringten ſie; die Geſpenſter fuhren darin vorüber in ihren langen, naſſen, blaſſen Gewändern; ihr höhnendes Geheul und Jauchzen drang mit Todesſchrecken in Mary's Bruſt. Plötzlich ſprang ſie auf und horchte. Durch Sturm und Regen klang es, und ſie kannte dieſen Klang. Eine Stimme rief ihren Namen, ſie rief ihn wieder, ſie hörte die Antwort, hörte Olaf's nahenden Schritt und ſprang ihm entgegen. — Da fuhr ein entſetzlicher Windſtoß durch die Schlucht. Die alten Felſen wankten, von oben donnerten Blöcke herab, ſie hielt ſich zitternd an dem Geſtrüpp und hörte Nichts mehr. — Als die Morgenſonne kam, lag unten, wo der Strom aus dem innern Felſenthore bricht, der zerſchmetterte Körper eines Jünglings, und die blauen Gletſcherwaſſer wuſchen ſein blutiges Haar. Auf dem Stege aber irrte allnächtlich nun die arme Mary und horchte auf den Schritt deſſen, der niemals wiederkehrte. Lange Jahre ſaß ſie ſtill wartend unter der Tanne, bis endlich einſt, nach einer wilden Nacht, man ihre Leiche unten aufhob, an derſelben Stelle, und mitleidige Hände ſie zu Olaf betteten.

So hat Tellemarken auch ſeine Hero- und Leanderſage, nur in anderer Weiſe, wie das Land es will. Sie rührte mich ſehr, wie ich ſie erzählen hörte, einfach und ungeſchmückt, vor mir die Tanne und den Abgrund.

6. Norwegisches Alpenhirtenleben.

Es dämmerte schon, als wir vom Rinkan zurückkehrten. Dennoch beschlossen wir, noch an diesem Abend nach Torkel's Seterhütte (Sennhütte) hinaufzusteigen. Langsam stiegen wir daher den steilen Gebirgspfad hinan, der uns den eigentlichen Hochweiden zuführte. Von Zeit zu Zeit trafen wir auf Seterhütten, aber sie waren verlassen, Hirten und Heerden waren bereits weiter hinaufgezogen.

Wenn zur Frühlingszeit das Vieh in die Alpen getrieben wird, werden zuerst diese niedern Grasplätze abgeweidet; je mehr der Sommer steigt, um so weiter hinauf zieht der Alpenhirt, und oft ist das Vieh viele Meilen von den bewohnten Thälern entfernt. Deshalb findet man dort auch häufig weder süße Milch noch frische Butter und erhält Beides erst auf den Hochweiden. Diese haben eine ungeheure Ausdehnung. Sie reichen in Tellemarken bis an das Hardanger Gebirge, ja ursprünglich sogar noch weiter. Nach den Alpen sehnt sich Alles in diesem Gebirgslande. Wenn die Sonne kommt und der Schnee schmilzt, hängen alle Blicke an den glänzenden Felsen. Es ist ein Festtag, wenn die Thüren der Menschen- und Thierwohnungen in den Thälern geöffnet werden und nun Alle fröhlich die Pässe hinauf dem duftigen Grün zueilen. Die Pferde werden dann mit allerlei Geräth beladen, vornehmlich mit dem, was zur Butter- und Käsebereitung gehört: mit Milchgefäßen und Fässern, Kesseln und Pfannen; aber auch mit Decken und Geschirr, mit Lebensmitteln und Holz, denn die Bergweiden liegen über der Holzregion. So ist das Leben auf den Alpen ein müh- und arbeitsames. Es giebt dort viel zu schaffen; dennoch aber ist es so anziehend und wird so hoch geachtet, daß Jedermann dort oben leben will. Die Hofbesitzer schicken ihre Kinder hinauf, und ein Mädchen würde untröstlich sein, wenn die Eltern es ihr nicht gestatteten, in der schmutzigen Sennhütte zu wohnen.

Diese Hütten sind auf dem hohen Gebirge meist aus losen

Steinen zuſammengeſetzt, ſeltener ſind ſie ganz aus Bohlenwerk erbaut. Oben werden ſie mit einer Balkenlage geſchloſſen, Erde darauf geſchüttet und ſo ein Dach gebildet, durch deſſen Fugen und Ritzen der Rauch ſeinen Weg findet, wenn in der Ecke auf dem Herdſtein das Feuer brennt. Fenſter giebt es meiſt nicht; in einem Winkel aber iſt ein Lager von Heu, das mit Fellen belegt wird, und den Eingang ſchließt eine Thür ohne Schloß, oder von Weiden geflochten. Solcher Hütten ſtehen dann gewöhnlich mehrere beiſammen, doch giebt es auch welche, die beſſer und mit größeren Bequemlichkeiten verſehen ſind. Den Weibern und Mädchen liegt dabei gewöhnlich die Sorge für die Pflege der Thiere ab, die Männer aber beſtellen den Acker in den Thälern und beſorgen die Feldwirthſchaft.

An leiblicher Nahrung giebt es auf dieſen Höhen beinahe Nichts, als was die Viehzucht bringt. Haferbrod und Mehl ſchickt man aus den Thälern hinauf. Milch, beſonders ſaure und Buttermilch, in welche Mehlklöße geſchüttet werden, ſammt Käſe und Butter, — von dieſen guten Dingen leben die Alpenbewohner den ganzen Sommer über, und befinden ſich kräftig und wohl dabei.

Torkel's Sennhütte zu entdecken auf dieſer Hochfläche, war nicht ſo leicht, wie man ſich denken mag. Die Nacht ſank nieder, und der Sprühregen begann von Neuem; dabei hatten wir Sümpfe zu paſſiren, Schlammlöcher, in die mein Pferd einmal einbrach und mühſam ſich auf den Beinen erhielt. Vor uns lag das unermeßliche Weideland, eine wellenförmige Ebene mit kleinen Hügeln durchzogen, von denen das dumpfe Gebrüll lagernder Heerden uns begrüßte. Im Halbdunkel des Abends ſahen wir das große, buntgefleckte Vieh, wie es auf den felſigen Klippen über unſern Köpfen ſich emporrichtete vor den ungewohnten Fremdlingen und ihnen neugierig nachſtarrte. Wir waren im Seterlande und klopften auch bald an verſchiedene Hütten, mußten aber weiter wandern, denn Torkel

wohnte noch höher hinauf, so daß fast Mitternacht herankam, ehe wir seine Hütte erreichten.

Rund umher lagerte die Heerde von Ingolfsland, die einen kaum zu durchwatenden Schmutz und Sumpf darum verbreitet hatte. Die Kühe erhoben sich brummend, die Kälber, groß und klein, ließen ihr lautes Geschrei erschallen und drängten sich, sammt blökenden Schafen und Ziegen, hinter den Pferden her, welche uns bis an den Hütteneingang trugen. — Es währte einige Zeit, ehe die Menschen in den Betten erwachten, bald aber hatten wir uns verständigt, und nun wurden die späten Wanderer gastfreundlich aufgenommen. Man hörte theilnehmend unsere Erzählung vom schlechten Weg und Regenwetter, ließ uns eintreten und versprach, was man hatte: warme Milch und Haferbrod. Nach wenigen Minuten loderte ein Kienbrand in der Vorhalle, eine Bank wurde herbeigezogen und zum Sitzen angeboten; der Kessel an der Kette über dem Herdstein ward mit Milch gefüllt, und zwei Seterinnen, eine alte Frau und ein hübsches Mädchen mit langen, blonden Flechten, kamen zum Vorschein und begannen ein tüchtiges Feuer anzuzünden. Nun ging es an ein Berathen, wo wir das Nachtlager aufschlagen könnten; doch gern wählten wir den Heuschober, denn die Hütte war eng und Torkel selbst ein Gast bei den Seterinnen und seiner Schwester. Dann wurde für das Unterbringen der Pferde und Führer gesorgt, während wir selbst uns mit unseren durchnäßten Kleidern an das Feuer setzten, um sie trocknen zu lassen. Bald kochte auch die Milch, welche man uns versprochen hatte, und wir erhielten davon soviel als wir zu trinken vermochten. Wir suchten dazu unsern Mundvorrath vor und hielten davon ein herrliches Mahl. Nicht wenig jedoch bewunderten diese Naturkinder alle die Gegenstände, die wir mit uns führten, besonders die Cigarren und Streichzündschwämme, und häufig mußte ich ihrem Verlangen nachgeben, damit Feuer anzuzünden, was sie in großes Erstaunen versetzte.

Bis tief in die Nacht ſaßen wir ſo zuſammen am erwärmenden Feuer, worauf uns Torkel zum Heuſchober geleitete und jeden ſeinem Schickſale überließ. Unter unſern Füßen, im Bauche des Hügels, auf welchem die Hütte ſtand, lagerte Vieh; es bedurfte daher vielfacher Vorſicht, um nicht durch die Stangen auf brummende Köpfe zu fallen. Ich begrub mich in das duftige Bett, ſchlug Mantel und Decke um mich und fragte wenig nach dem Sturm, der in Stößen durch die Ritzen pfiff. So ſchliefen wir gut und feſt, nur zuweilen durch große Ratten aufgeweckt, die um unſere Köpfe ſprangen, bis der dämmernde Tag uns austrieb. Aber dieſer war nicht freundlicher als der vergangene. Regen und Nebel liefen über das Land, als wir hinaustraten. Die Gräſer beugten ſich zitternd unter dem kalten Winde, der die Haide fegte, und das Birken- und Weidengeſträuch an den Hügeln ſchüttelte die ſchweren Tropfen ab.

Vor den Hütten wurden die Heerden gemolken. Die Mägde ſaßen auf den kleinen Melkſchemeln; die Thiere traten, als wüßten ſie, daß es ſo nöthig, von ſelbſt heran. Milchgefäße wurden gebracht und voll davongetragen; Kühe, Schafe und Kälber drängten ſich durcheinander und wurden durch Ruf und Scheltworte gelockt und verjagt, bis endlich Alle, blökend und mit Schellengekling, in die nebelnde Wildniß eilten, von Hirten getrieben, die in ihren Lederkragen und Kappen, lange Stäbe ſchwingend, mit lautem Geſchrei den Zug ordneten. — Von den Hügeln in der Nachbarſchaft zogen andere Schaaren; der Regen fiel und umſchleierte alle Ferne; ſchweres Gewölk ſtreifte niedrig über den Boden hin. Es meckerte und blökte daraus hervor; die Böcklein ſprangen voran; aber die graue Näſſe lähmte ihre Fröhlichkeit, wie die unſere. Wir ſahen ſie langſam in den Gründen verſchwinden; der Himmel ſchloß ſich hinter ihnen zu, und mit unheimlichen Gedanken betrachtete ich ihn und das große Pferd unten an unſerer Lagerſtatt, dem ſo eben der Packſattel aufgelegt wurde.

Behaglich aber glänzte uns im Vorrathsraume das Feuer entgegen, an welchem unſer Frühſtück bereitet ward. Wir hatten die heiße Milch mit einer Menge Thee gewürzt, der darin kochte und ein ſtarkes, wohlſchmeckendes Getränk lieferte. Torkel, der uns mit dem Pferde in Perſon begleiten wollte, ſah mit Erſtaunen, was wir thaten. Als wir getrunken, konnte er die Begier nicht unterdrücken, uns nachzuahmen. Er ließ auf den Thee, der im Gefäß geblieben, neue Milch gießen, und trank dieſe nicht nur mit großem Behagen, ſondern er aß auch hierauf die ganze Maſſe der Theeblätter zu unſerem großen Vergnügen und unter ſeinem eigenen, herzlichen Gelächter.

So ſchieden wir von der Sennhütte und brachen dann auf, durch die bahnloſe Wildniß unſern Weg zu verfolgen.

7. Ritt über die Hardanger Fjellen.

Nach einem Ritt von ſechs Stunden gelangten wir auf den hohen Rücken der Hardanger Fjellen, und nun that ſich eine Ausſicht auf, die an Pracht und Erhabenheit wenige ihres Gleichen hat. Vor uns lag eine Reihe von Gebirgsgipfeln mit weiten großen Schneefeldern bedeckt, und zwiſchen ihnen ragten ſchwarze, verwitterte Felſen empor. Tiefe und jähe Spalten und Schluchten ſtürzten in Abgründe. Wir erklommen einen Hügel, der einige Fuß hoch mitten aus einer fürchterlichen Zertrümmerung aufſtieg, und überſahen nach allen Richtungen hin ein Gebiet von acht bis zehn Meilen, deſſen unbeſchreibliche grauenhafte Wildheit und Größe Entſetzen und Entzücken erregte. Hierher kommen Wenige, und am wenigſten die Norweger ſelbſt. Hier oben aber hat die Natur in ihrer fürchterlichen Oede und Erſtarrung gelegen ſeit dem erſten Schöpfungstage; hier haben die Stürme von langen Jahrtauſenden gewüthet und ein Chaos zertrümmerter Felſen über einander geſtürzt. In der Tiefe lag vor uns das ſchreckliche Thal des Todes;

moosbedeckte Gräber, unter denen riesenhafte Steinmassen ruhten, deren Spitzen sich ruhelos daraus hervorstreckten. Um ungeheure Trümmerhaufen floß ein schwarzer See; hier ist der höchste Sammelplatz der Gebirgswasser. An den Schneefeldern nach beiden Seiten hin dehnte sich die Ferne aus, aus deren Duft graunebelnde Gipfel traten. Am südlichen Horizont traten die Alpen hervor, ebenso im Norden eine hohe vierkantige Masse, der merkwürdige Grünsteinfelsen von Horteigen, und über dieser ganzen unermeßlichen Wildniß ruhte ein Schweigen, eine starre, bewegungslose Stille, die nicht einmal durch das Plätschern eines Wassers, oder durch eine Stimme des Sturmes unterbrochen wurde. Das einzige Leben in dieser lebloſen Schöpfung waren wir selbst, und unten zwischen den Felsblöcken die verschnaufenden Pferde, die Männer daneben gelagert.

Aber diese Wüsten und Schneefelder sind doch nicht so ganz unbewohnt, denn hier ist die wahre Heimath jenes wilden, schnellfüßigen Geschöpfes, das seltsamer Weise nur dort zu leben vermag. Vom äußersten Norden bis zum Süden der großen Halbinsel irren über die höchsten Gebirge des Landes Heerden wilder Rennthiere und suchen unter dem Schnee die Moose und Kräuter auf, von welchen sie leben.

Hier ist das unermeßliche Jagdrevier, das von den Quinbeien Fjeldern bis zu den Lapp- und Finnmarken laufend, eine Ausdehnung von vier- bis fünfhundert Meilen hat. Das Rennthier ist das eigentliche Hausthier des skandinavischen Nordens; gezähmt und wild ein Schatz für seine Bewohner, eine Beute, die den kühnen Jäger locken kann, welche er aber nicht ohne Geduld und Gefahr erwerben mag.

Als wir durch die schreckliche Zertrümmerung an dem schwarzen Wasser dahin schritten, das bezeichnend Urevand, das Steintrümmermeer, genannt wurde, erzählte unser Begleiter Manches von seinen Jagdfahrten in dieser Wildniß. Das Rennthier hält sich immer

in Heerden zuſammen, und zuweilen ſind dieſe ſo zahlreich, daß ein Thal ein Gewimmel von Gehörnen bietet. Heerden von zwei- bis drei Tauſend Thieren ſind keine Seltenheit. Das Rennthier hat eine äußerſt ſcharfe Witterung. Erräth es mit deren Hilfe die Nähe des Jägers, ſo iſt jede Mühe umſonſt. Der ganze Haufen entflieht mit Windesſchnelle, und vergebens würde es ſein, ihn zu verfolgen. Das Rennthier ſpringt leicht und ſicher über das Geſtein, es jagt die ſchroffen Höhen hinan, ſtürzt in die ſteilſten Tiefen, und verſchwindet in den Schnee- und Eisfeldern, während der Menſch nur Schritt für Schritt vorſichtig auf dieſem Boden vorwärts kommt. Man muß das Thier daher beſchleichen und immer gegen den Wind angehen. Dies thun auch die weidenden Heerden. So wandert der Jäger mit ihnen, bis er ſich unbemerkt nähern kann, von Felsblock zu Felsblock ſchlüpfend und ſich dahinter verbergend. Hat er den günſtigen Standpunkt, ſo ſucht er ſich das beſte ſtärkſte Thier, zielt und drückt los. Bei dem Knall erfolgt die allgemeine Flucht, und zuweilen iſt dieſe ſo überhaſtig von der Angſt, daß Einzelne verunglücken, oder die weidenden Thiere ſtanden ſo dicht, daß die Kugel des Jägers mehr als Eines tödtete. Solcher Zufall vermehrt das Siegesglück. Zuweilen ereignet es ſich auch, daß Rennthiere zur Winterzeit von den Felſenzinnen in die Thäler ſtürzen und zerſchmettert den Bewohnern anheim fallen, oder von Lawinen mit hinabgeriſſen werden, namentlich an den ſchmalen ſteilen Fjorden; aber es kommt doch ſelten vor, denn das Thier iſt klug und vorſichtig.

Wir waren leider nicht ſo glücklich, eine Heerde anzutreffen. Einige Male war es zwar, als zeige ſich am fernen Horizont das zackige bewegliche Hornfeld, oder flüchtige Thiere jagten an den fernen Bergen hin, aber dieſe Bilder zerfloſſen, wenn wir ihnen nahten. Seit einigen Tagen hielt der Südwind an, der die Heerden zum Süden hinabtrieb. Je mehr wir dem Schnee aber nahten,

je häufiger fanden wir ihre Spuren. Man konnte sehen, in wie großer Zahl sie in einzelnen Thälern zusammen gewesen, und bei mehreren derselben bemerkte der erfahrene Jäger, daß es gestern geschehen sei. Dies gab uns Abwechselung. Wir hatten das Urevand durchklettert und bestiegen die Pferde wieder, welche uns bald in schneereiche Schluchten brachten. Einzelne Schneewände von großen krystallreichen Körnern lagen an den nördlichen Abhängen der Hügel und ließen schmelzende Wasser über das Gestein rieseln. Zerstreut über ungeheure Flächen blitzten uns tausend Schneeflocken entgegen, die, weich und wasserhaltig, unter den Hufen unserer Thiere zerspritzten. Endlich ging es steilere Kämme hinauf, durch Schluchten, an deren schwindelndem Rand ein Pfad gesucht werden mußte, und Thäler hinab, wo ich zum ersten Male auf dieser Reise an der Möglichkeit des glücklichen Entrinnens verzweifelte. Ein Abgrund von drei oder vierhundert Fuß Tiefe, an dessen jäher Wand mein Pferd mit mir niederkletterte, machte mir die größte Besorgniß. Ich war schon daran gewöhnt, bald auf dem Nacken des Thieres zu liegen, und die Hand in dessen Mähne zu klammern, um bei steilem Aufsteigen nicht hinunter zu gleiten, gewöhnt auch mich zur Seite und rückwärts zu beugen, um beim Hinunterspringen und Gleiten das nöthige Gleichgewicht zu halten. Jetzt aber bangte ich bei dem Hinabblick in diese grauenvolle Tiefe. Doch mein Thier brachte mich sicher hinab und wieherte, als wir glücklich die Thalsohle erreicht hatten, hell auf, als wollte es sagen: Siehst Du wohl, daß ich meine Sache verstehe!

Indeß drunten in der Tiefe war für uns kein Rasten. Wir mußten wieder hinauf, und stiegen bald die höchsten Kuppen des Hardangergebirges hinan, auf deren Rücken die großen Schneefelder liegen. Alle diese Kuppen bestehen aus blauem Thonschiefer, dessen Verwitterung an den Abhängen so vollständig ist, daß er sich

in Splittern und Spänen von Gliedlänge aufgelöst hat, in welche Pferde und Menschen knietief versanken. Es war eine schweißvolle Arbeit für sie, in diesem Schutt emporzuklimmen, um endlich auf dem ewigen Schnee festen Fuß zu fassen. Diese ungeheuren Lager sind die eigentlichen Schneesäcke, die Quellen aller Wasser, welche von beiden Seiten der Hardanger Gebirge herabströmen. Wir ritten stundenlang durch diese weiße, blendende Wüste, aus der nur da und dort sich zerbrochene steile Schieferschichten erhoben. Ungeheure Blöcke dieser Gebirgsart lagen wie faulende Baumstämme am Wege. Ein eisiger Wind fegte von den Spitzen nieder, es war empfindlich kalt. Zuweilen öffneten sich zwischen den Gebirgswänden und Schneelagern Spalten, und man konnte auf den Schnee von unzähligen Wintern blicken, der hier in Schichten aufgelagert wurde. Diese Schneewände füllten an vielen Orten die Tiefe auf fünfzig und hundert Fuß aus, an andern waren sie den Hochsommer über abgeschmolzen und verdünnt. Blaugrünes Eiswasser sammelte sich auf unterhöhlten Stellen, und häufig ward es nöthig, Vorsicht zu üben, denn zuweilen bricht der Schnee, und wie ein Flugsand verschwindet das Lebendige und Todte darin auf immer. Einmal brach unser Packpferd ein und versank bis an den Leib; aber wir kamen mit dem Schrecken davon; es war bald wieder auf den Beinen, was zuweilen große Mühe machen soll.

Man sollte denken, daß hier in diesem Schneemeere alles Leben ausgelöscht sei, und doch sah ich kleine Insekten flattern, leichte, mottenartige Wesen, die in den Sonnenstrahlen Schutz suchten für ihr armes, kleines Leben. Merkwürdig ist es, daß bei so ungeheuren Schneemassen keine Gletscherbildung entsteht. Den Hardangerfjellen gegenüber liegen die Folgefonden, welche, niedriger als sie, ungeheure Gletschermassen tragen.

Bald verließen wir diese Schneeregion und ritten thalabwärts den Weideplätzen des Westens zu.

8. Lachsfang in Norwegen.

Merkwürdig ist es, daß die Natur einem ihrer Geschöpfe den Trieb und die Kraft ertheilt hat, weder Felsen noch Wasserfälle, noch die wildesten Strudel zu achten, um sich aus dem Meere hinauf in die höheren Seeen Norwegens zu arbeiten; daß sie diesem Thiere die Bestimmung gab, abwechselnd bald im Salz-, bald im Süßwasser zu leben, ja leben zu müssen, um seine Aufgabe erfüllen zu können. Dieses merkwürdige Thier ist der Lachs, einer der Hauptbewohner der nordischen Meere und in Norwegen der häufigste aller Fische während der Sommerzeit. In ungeheuren Schaaren dringt er im Frühjahr in alle Flüsse und geht soweit darin hinauf als möglich, um den besten Platz zur Ablegung seines Laichs auszuwählen. — Wie viele Tausende und aber Tausende nun auch gefangen werden, wie viele die Raubfische auch vertilgen, wie viele Brut verunglücken mag, er ist immer wieder in derselben Zahl vorhanden. Die Natur hat durch die erstaunenswürdige Fruchtbarkeit der Fische dafür gesorgt, daß kein Mangel entstehen kann.

Schön ist es, zu sehen, mit welcher Anstrengung der Lachs alle Hindernisse überwindet, um die Flüsse hinaufzukommen, und unglaublich fast, daß er mit Hilfe einer Schwanzbewegung fünfzehn bis zwanzig Fuß, ja noch höher, sich emporschnellen kann. Er springt in seinem silberweißen Kleide wie ein Pfeil aus der brandenden Fluth unter Wasserfällen auf, stürzt hundertmal zurück und versucht es immer wieder, bis es zuletzt doch gelingt.

Auf diese Weise dringt er oft viele Meilen weit und mehrere tausend Fuß hoch hinauf bis ins innere Land, und man findet ihn in Seeen, wo man es der vorliegenden vielen und hohen Wasserfälle und Felsen wegen für ganz unmöglich halten sollte. Aber er ist da. Ein Trieb, in ihn gelegt, läßt ihn nicht rasten und ruhen, und, was noch seltsamer ist, er kehrt immer wieder, und so auch seine Brut, in denselben Fluß und zu demselben Laichplatz zurück, ohne sich durch

Gefahren und Mühen schrecken zu lassen. In großen Familien bewohnt er verschiedene Gebiete. Ganz besonders berühmt ist der von Nordland*), wo im Namsen, dem größten Flusse der ganzen Westküste, Lachse von fünfzig und hundert Pfund gefangen werden, und es gar nichts Seltenes ist, daß in einer Frühjahrszeit dieser Fluß allein über hunderttausend Pfund liefert. Dorthin um Nordland hinauf bis zum Alten in Finnmarken gehen auch vorzüglich die Engländer, um zu fischen, denn der Lachs ist dort am häufigsten. Sie schließen dann mit irgend einem Anwohner einen Accord, nach welchem ihnen derselbe ein Boot geben und sie an die besten Fischplätze begleiten muß. Dafür zahlen sie auf drei oder vier Wochen gewöhnlich eben so viele Speciesthaler, wie Tage, und sichern überdies dem Bauer ihren Fang zu. Dieser letzte ist aber gewöhnlich von nicht geringem Werthe, denn ich sprach selbst einen Engländer, der mich versicherte, daß er in einer Woche über vierhundert Pfund Lachs gefangen habe, und dies ist sehr wohl glaublich.

Die Engländer fangen den Lachs mit der Angelruthe und Fliege. An einem Bambusrohr mit Fischbeinansätzen hängt eine feine Schnur, an deren Ende Libellen und künstliche Fliegen von Metall, unter denen der verrätherische Hacken versteckt ist, befestigt werden können. Die Fliegen sind sehr täuschend der Natur nachgebildet. Sitzt nun der Angler so, daß die Ruthe im Schatten der Ufer versteckt ist, und läßt er die feine Schnur mit der Fliege dicht über dem Wasserspiegel im Sonnenschein umhertanzen, so macht der Lachs bald Jagd auf das spielende Insekt. Plötzlich schnellt er sich aus dem Wasser auf, ergreift die Libelle und verschluckt mit ihr den Hacken. In diesem Augenblicke muß der Fischer wohl gefaßt auf Alles sein, er muß die Schnur ganz von der Rolle ablaufen lassen, welche oben an der Angel sitzt und einige hundert Fuß lang ist, denn

*) Der nördlichste Theil Schwedens und Norwegens.

kaum empfindet das Thier den Haken, so schießt es mit Gewalt fort und sucht sich von ihm zu befreien. Es kommt nun darauf an, daß die Angelruthe nicht bricht, was im Allgemeinen selten geschieht, wenn man vorsichtig ist und darauf hält, daß das Boot so schnell wie möglich dem Fisch folgt, wenn dieser sehr groß und kräftig ist, bis er endlich erschöpft und dem Tode nahe nach oben kommt und nun mittelst der Schnur herangezogen wird.

Diese Art, den Lachs zu fangen, ist jetzt in Norwegen ganz allgemein. Die Bauern haben es von den Engländern gelernt und verstehen sich darauf ebenso gut und besser, wie diese. In den Flüssen, bei Strudeln und Wasserfällen findet man auch die üblichen Lachsfänge, gegitterte Kästen, in welche der Lachs stürzt, wenn er sich über die Klippen schnellt. Viel Vergnügliches hat dieser Fischfang, doch gehört dazu viel Geduld und Neigung.

9. Heringsfang an den norwegischen Küsten.

Kaum giebt es ein wunderbareres Geschöpf, als den Hering, dessen Geschichte in den tiefsten Tiefen des großen Salzwassers noch gar nicht so genau erforscht ist, als man meinen mag. Unter allen den kaltblütigen Geschlechtern in beschuppter Haut ist das seine wahrscheinlich das zahlreichste, denn wer zählte die ungeheuren Schwärme, welche jährlich aus den Meerestiefen aufsteigen, an allen Küsten des nördlichen Europas erscheinen, zu Milliarden gefangen werden, zu Milliarden als Beute den Raubfischen und Vögeln erliegen und doch wieder in der gleichen zahllosen Fülle zum Vorschein kommen. Der Hering erscheint und verschwindet mit bewunderungswürdiger Regelmäßigkeit. — Lebt er eine Zeitlang in dem hohen Polarmeere, hat er dort in Tiefen, wohin kein Senkblei reicht, seinen geheimen Staat gegründet, und zieht er von dort, wie die Reitervölker der Steppen, jährlich aus, um die Meere zu durchschwärmen? Man kann sich solchen Träumen hingeben, wenn man von

den Heringskönigen hört, welche die Schwärme anführen und in ihren silberglänzenden Rüstungen ihnen voraufziehen. Die Heringskönige sind Seeraubfische, welche zehn Fuß lang werden und häufig als Prinzen und Herzöge in Wahrheit den Kreuzzug zu leiten scheinen. — Man weiß nun wohl, daß der Hering im Frühjahr an die norwegische Küste schwimmt, um zu laichen, und wieder abzieht, sobald dies Geschäft verrichtet ist, aber es erscheinen im Sommer und Herbst auch andere Schaaren, entweder von solchen, die nicht Milch noch Rogen enthalten, oder Schwärme von junger Mannschaft, welche vielleicht von fernen Brutplätzen kommt, um ihren Weg in das große, submarine Königreich zu nehmen, wo junge Prinzen der herrschenden Familie sie in die Zahl ihrer getreuen Unterthanen einregistriren lassen.

Zu allen Zeiten aber ziehen einzelne, unermeßliche Heere aus, bald nach Schottland hinüber, bald in die Ostsee, bald an Hollands Küsten, bald in die Fjorde der Finnmarken, oder tief hinab an die norwegische und schwedische Küste, durch Kattegat und Sund, und so genau ist der Mensch von ihrem Kommen und Gehen unterrichtet, daß er Alles vorher zu ihrem Empfange vorbereiten kann. — Woher sie kommen, wohin sie gehen, das weiß er freilich nicht, aber dem Fischer und Kaufmann ist es auch genug: sie sind da! und er eilt, diesen Besuch zu benutzen. — Merkwürdig ist es aber, daß eine fast regelmäßige Ab- und Zunahme der Schwärme bemerkt wird, als herrsche darin auch Ordnung und Gesetz: zuweilen auch verlassen sie aus unbekannten Ursachen auf eine Zeitlang oder für immer, manches Mal ganz plötzlich die bisher stark besuchten Küsten und zeigen sich nicht wieder. So ist es Gothenburg ergangen, wo der Hering früher in zahlloser Menge erschien und jetzt seit einer Reihe von Jahren Nichts mehr gefangen wird. Die Fischer an der Küste sind verarmt; dagegen hat der Andrang des Thieres zur norwegischen

Westküste, von Bergen*) bis Cap Lindesnaes**), außerordentlich zugenommen. Möglich jedoch, daß sich dies periodisch ändert. Schon in diesem Jahre hatte man eine bedeutende Abnahme gespürt; es wurden hunderttausend Tonnen Heringe weniger gefangen, als im vorigen. Dagegen haben sich einige Streifpartien wieder in den Gothenburger Scheeren gezeigt, und vielleicht sind diese von einem mächtigen Heringskönige oder Kaiser abgeschickt worden, welcher nach ihren günstigen Berichten nun im nächsten Jahre eine seiner Horden dahin aufbrechen läßt, weil die Ursachen seines allerhöchsten Mißfallens verschwunden sind. Der arme schwedische Fischer jubelt bei diesen Hoffnungen, und Gothenburg, das schwer durch das Ausbleiben des Herings gelitten hat, würde Freudenfeste anstellen und Ehrenpforten bauen, wenn er wieder einzöge. In Bergen und Stavanger***) bangt man davor aber schon jetzt. — Der Hering erscheint jährlich drei Mal an der Küste von Norwegen, aber der Hauptfang geschieht im Februar. Es ist dies die Frühlingsfischerei; sie liefert die größte Menge und die fetteste, größte Art des Fisches, der Vaarsild, Frühlingshering, genannt wird. — Der Fang geschieht vornehmlich an dem Küstenstriche zwischen Bergen und Stavanger hauptsächlich um und bei Stromöe, Selböe und den Inseln bis Stadtesnaes hinab, am Eingange des großen Bukkefjord†). Auf diesem Raume sind im Februar wenigstens zweitausend Böte, die mit zwölftausend Menschen bemannt sind, mit Heringsfischerei beschäftigt. Die Fischer begeben sich Ende Januar auf die Inseln hinaus, miethen Plätze und Hütten, und empfangen Vorschüsse für ihren Fang von den Kaufleuten, die sie mit dem, was sie nöthig haben, versorgen. Alle haben auch wohl das Jahr über manche

*) Seehandelsstadt an der Westküste Norwegens.
**) Das südlichste Vorgebirge Norwegens.
***) Zwischen Bergen und dem Cap Lindesnaes.
†) Der Bukke-Meerbusen bei Stavanger.

Schulden schon gemacht, welche auf ihr Conto geschrieben sind, um durch den Heringsfang gedeckt zu werden. Sie thun sich nun in Gesellschaften zusammen und bestimmen die Theilung, fügen sich den gesetzlichen Anordnungen, lassen sich die Fischplätze anweisen, wo sie ihre Netze auswerfen sollen, treffen Verabredungen mit dem Empfänger ihrer Waare und erwarten dann die Heringsschwärme, denen sie ungeduldig täglich bis in's Meer hinaus entgegenfahren, um den langersehnten, silberblauen Schein zu entdecken, welcher das Nahen der Beute anzeigt.

Noch ehe jedoch diese Stunde schlägt, verkünden schnelle und fürchterliche Wächter den Heranzug des Thieres. Einzelne Wallfische streichen an der Küste hin und werden mit lautem Jubel begrüßt, denn der Wallfisch ist der sichere Verkündiger des Herings. Es ist, als habe er den Auftrag erhalten, den Menschen die Botschaft zu bringen, sich zum Angriff bereit zu machen. Sein Schnauben in der ungeheuren Wasserwüste, seine Fontainen, die aus den Wogen steigen, wunderbare Springbrunnen, welche in den Lüften funkeln, sind seine Sprache: Gebt Acht! wir liefern sie euch, seid bereit und fertig. Hat der Wallfisch seine Sendung verrichtet, so jagt er zurück zu seinen Gefährten und hilft ihnen den geängstigten Hering rascher gegen die Küste treiben, wo sich dieser in die Scheeren zwischen die Inseln und Klippen drängt und, um dem grimmigen Feind draußen zu entkommen, anderen noch schrecklicheren in die Hände fällt. Denn hier erwarten ihn die Fischer mit ihren Netzen. — Jedes Boot hat deren sechsunddreißig, die meisten zwei Faden lang und einen Faden tief. Mehrere werden an einander geknüpft, und man stellt sie in Reihen auf, mit Steinen unten beschwert und von Holzklammern oben gehalten. — Wären die Netze größer, so würden sie reißen, denn der Hering steht so dicht zusammen, daß wenn der Fang gut ist, in jeder Masche des Netzes auch ein Fisch steckt. Dabei ist seine Menge so ungeheuer,

daß er zuweilen eine Wand bildet, welche bis auf den Grund hinabreicht, und von deren Druck nach oben die Boote dann mehrere Zoll hoch aus dem Waſſer geſchoben werden. Achtzehn Netze ſtellt jedes Boot und wirft die andere Hälfte aus, ſobald es die erſte mit dem Fang herausgezogen. Und während nun jene ſich wieder füllt, rudern die Fiſcher mit den armen Opfern ihrer Schlauheit zum Strande, wo der Kaufmann wartet. Dort werden ſie gezählt und ihm überliefert. Schaluppen ſtehen bereit, in deren Raum die Fiſche geworfen werden, und ſobald die Fahrzeuge gefüllt, eilen ſie nach Stavanger oder Bergen.

Dort nun eröffnet ſich ein neues Schauſpiel. Arbeiter karren den Hering aus den Schiffen unter die weiten Durchgänge der Häuſer. Hier ſitzen, von Tonnen umringt, eine gehörige Anzahl Menſchen, größtentheils alte Frauen, die mit dem Meſſer in der Hand das Werk des Auskehlens verrichten. Die Karren werden an ihren Plätzen umgeſtürzt, ſo daß ſie halb in Fiſchbergen vergraben ſind, und ſie ergreifen den einen nach dem andern, ſchneiden ihm die Kehle auf und reißen mit einem kunſtgemäßen Zug Gedärm und Eingeweide heraus. Dann werfen ſie ihn in die Tubben, und ſie haben in dieſer Arbeit eine ſolche Gewandtheit, daß viele tauſend Fiſche täglich dieſelbe Procedur erfahren.

Sobald die Tubben gefüllt ſind, werden ſie von andern Arbeitern an den Platz des Einſalzens gefahren, dort in die Fäſſer gepackt, mit Salzlake begoſſen, vom Böttcher geſchloſſen, und nun in den Magazinen aufgeſtapelt, ſind ſie zur Ausfuhr fertig und bereit. Wenn man bedenkt, daß in den letzten guten Zeiten von Bergen allein jährlich beinahe 300,000 Tonnen Heringe ausgefahren ſind, kann man ſich wohl einen Begriff von der Lebendigkeit und Größe dieſes Handels machen. Alle gewinnen dabei. Das Holz zu den Tonnen kommt aus den Wäldern, und die Eigenthümer derſelben, die Bauern, welche es heranfahren, die Handwerker, welche

es verarbeiten, die Frauen und Kinder, die den Hering kehlen, die Männer, welche ihn herbeischaffen, die Fischer und Schiffer, die Bootsleute und Rheder, vor Allen aber die Kaufleute, theilen sich in den Vortheil.

Kehren wir einen Augenblick noch zu den Fischern auf Skudesnaes zurück. — Hier geht der Fang ununterbrochen vier Wochen lang und oft länger vor sich. Wie viele Fische auch täglich in dieser ungeheuren Zahl von Netzen herausgezogen werden, die Masse der Uebrigbleibenden scheint dadurch nicht vermindert. Immer neu drängt sich das unermeßliche Heer herauf an die Oberfläche, und draußen vor den Scheeren, oft mitten zwischen den Schifferbooten liegen die Wallfische, wie abgerichtete Schäferhunde, auf der Lauer und scheuchen die furchtsame Heerde zurück, wenn sie Miene macht, sich entfernen zu wollen. Mensch und Wallfisch haben einen Bund geschlossen zur Vernichtung des unglücklichen, widerstandslosen Gefangenen, der ihrer Wuth allein durch seine unvertilgbare Menge spottet, welche sich zur Schlachtbank drängt. Hunderte von Wallfischen haben das Heeringsheer herangetrieben; sie haben es schon weit im Meere erspäht, als es von unbekannten Ursachen gezwungen aus den Tiefen emporstieg. Kühnen Wüstenräubern gleich haben sie dem Zuge aufgelauert, täglich ihn angefallen, ihren gierigen Hunger gestillt, und jetzt liegen sie, riesenhaften Baumstämmen gleich, bewegungslos dicht vor dem Fischwalle, der nicht mehr entgehen kann, und in ihre geöffnete Rachen ziehen sie, wie im Strudel, mit jedem Athemzuge eine Anzahl lebendiger Geschöpfe hinab, deren Blut und Fleischstücke, mit grünlichem, übelriechendem Wasser vermischt, ihre Nasslöcher in hohen Fontainen wieder ausspritzen. Der Wallfisch an der norwegischen Küste ist der Heringsjäger. Das mächtige Thier schwimmt in seinem Element mit der Geschwindigkeit eines Vogels. Trotz seiner unförmigen Gestalt und seiner scheinbaren Trägheit ist er in allen seinen Bewegungen ein Muster-

bild der Kraft und Gelenkigkeit. Jetzt noch auf der Oberfläche des Meeres ruhend, ist er im nächsten Augenblick verschwunden und tief hinab gesunken; im andern sieht man seine hohe Rückenflosse weit davon wieder emportauchen und wie ein Pfeil durch das Wasser rauschen. Jetzt ist er hier, jetzt dort, und immer beschäftigt, den Raub zu verschlingen, der ihm aufstößt. Wie viele Tonnen Heringe täglich von diesen Ungeheuern verbraucht werden, ist leicht zu denken; aber die Fischer machen sie ihnen nicht streitig; sie haben ja dennoch mehr als sie nehmen können. Der Wallfisch ist im Gegentheil Gegenstand ihrer Sorge; Niemand darf ihn beleidigen, Niemand ihn von seinem Platze treiben; er ist ihr Gefährte, ihr Freund und Diener, den sie lieben, und der Fisch scheint dies wohl zu wissen, denn so scheu und empfindlich er auch sonst ist, ruhig liegt er hier zwischen den Barken und verspeist, ganz unbekümmert um alles Geschrei und Gelärm, seinen Antheil von der gemeinsamen Beute. Daher sind denn auch die Fischer einig darüber, daß der Wallfisch ein so kluges verständiges Geschöpf sei, wie irgend eines auf Erden, und sie erzählen viele Beispiele, welche Zeugniß dafür geben. Eines darunter ist folgendes: Ein Fischer war vor einigen Jahren bei Skudesnaes mit dem Fange beschäftigt; rund umher lagen mehr als hundert Boote in gleicher Arbeit; dicht neben dem seinen aber ruhte ein ungeheurer Wallfisch, der sich nicht im geringsten genirte und beim Heraufziehen der Netze kein Haar breit aus dem Wege ging. Er vertilgte eine Tonne Heringe zum Frühstück in völliger Gemüthsruhe und schlief vielleicht halb und halb dabei, denn er schüttete seine übelriechenden Fontainen über das Boot aus und kehrte sich nicht einmal daran, daß die Ränder desselben seinen Rücken streiften. Der Fischer, als ein erfahrener Mann, ließ sich dies von dem unhöflichen Thiere in Betracht des Bündnisses und der sonstigen guten Dienste gefallen; sein Knabe aber fürchtete sich, die Hände in's Wasser zu stecken und das Netz aufzuziehen dicht am

aufgesperrten Schlunde des Ungeheuers, in welchem Schaaren von Heringen verschwanden. Er nahm daher hinter dem Rücken des Vaters den Bootshaken und gab der schwarz aufragenden Insel eine hinterlistige Erinnerung, zu verschwinden. Der Stoß half wie mit Zaubergewalt; denn kaum war er empfunden, als das Thier mit Blitzesschnelle fünfhundert Ellen weit, mitten durch den Fischplatz, zwischen Booten und anderen Wallfischen hinschoß. Plötzlich kehrte es aber um, nahm denselben Weg zurück, und als wisse es genau, wo und an wem es die Beleidigung zu rächen habe, suchte und fand es das Boot mit dem verrätherischen Feinde und zerschmetterte es mit einem Schlage des Schwanzes. — Solche Beispiele mögen dazu gekommen sein, um die Fischer Achtung vor ihren starken Freunden zu lehren, die eine so ungeheure Kraft besitzen, daß das stärkste Boot davon in Splitter zerfliegt.

Aber der Wallfisch ist es nicht allein, der die Beute mit dem Fischer theilt. Luft und Wasser beleben sich mit gefräßigen Räubern, die unermüdlich im Vernichten sind. — Delphine, Kabeljaue, Schellfische und Haie umschwärmen in Schaaren die Verfolgten und machen wüthende Angriffe auf ihren Phalanx; aus der Luft stürzen die unzähligen Schwärme wildschreiender Möven, Seeraben, Skarfe und Fischadler. Alle Klippen und Felsen sind bedeckt mit den unersättlichen Räubern; von unten dringen sie aus den tiefsten Meerestiefen, von oben schießen sie aus den Wolken nieder, und der Mensch läßt sie gewähren, sie treiben dasselbe Geschäft, wie er. Ein besonders glückliches Ereigniß ist es für die Fischer, wenn der Hering, gejagt von seinen Feinden, dicht an die Küste geht und in die Buchten derselben tritt. Ist dies der Fall, so wird die Bucht, wenn es irgend angeht, sogleich durch große Netze abgesperrt, und dann sind alle die armen Eindringlinge verloren; sie werden mit Gemächlichkeit ausgefischt. Auf diese Weise wird ein Fang oft ungeheuer reich. Man hat 8—10,000 Tonnen schon aus einer Bucht gezogen, und eben

so viele waren erstickt durch das gewaltsame Zusammendrängen des Thieres. Ohne Zweifel kann man annehmen, daß jährlich an den Küsten Norwegens, Englands, Hollands und in der Ostsee weit über tausend Millionen Heringe gefangen, und wohl eine noch größere Zahl von den Raubthieren verschlungen wird. Endlich im März senken sich die Schaaren mehr und mehr in die Tiefe, und mit dem Ende des Monats verschwinden sie gewöhnlich ganz. Der Fang ist beendet, und die Fischer ziehen nach Haus, um zu empfangen, was sie vom Kaufmann zu fordern haben, aber dies ist meist, trotz aller Gunst des Schicksals, doch nur eine geringe Summe. Man hat vorher geborgt; das Leben ist theuer, der Fisch wohlfeil, und bald pocht das alte Elend wieder an die schmutzige Hütte des Armen, dessen Hoffnung sich dann auf den nächsten Glückstern seiner Netze richtet. Wie viel Gefahren, wie viel Mühen und fast übermenschliche Anstrengungen erfordert dies Gewerbe, wie viel entsetzliche Noth und Leiden bringt es mit sich, und doch ist es bei diesen Menschen eine Leidenschaft, von der sie nicht lassen können.

10. Fang des Eidervogels.

Bei einer Fahrt durch die norwegischen Fjorde trat uns auch die Thierwelt des nordischen Meeres entgegen. Ueber die schäumenden Wellen des Fjords flatterten Schwärme von kleinen wilden Enten, welche vor dem Dampfschiffe flohen. Das ängstliche Geschrei der grauen Meergänse mischte sich mit dem Brausen des Sturmes, schnelle schwarze Taucher verbargen sich vor den forschenden Augen der Menschen, Schaaren großer grauer Möven stürzten wild und kreisförmig über die Wogen hin und ließen sich von ihnen schaukeln. Am anziehendsten in diesem Schauspiel, das sich oft wiederholte, waren aber für mich die Eidervögel, welche ich zum ersten Male sah. Sie waren leicht zu erkennen an ihrem schwankenden Flug und an der Art, wie sie gleichsam über die Wellen hinhüpften, deren Spitzen

ihre Füße berührten. Sie können nicht weit fliegen und thun es auch nicht, denn ihre Furcht vor den Menschen ist keineswegs groß. Es ist, als wüßte das Thier, daß es ein geschütztes sei, weil es ein nützliches ist; denn in der heutigen Welt heiligt und schützt der Nutzen allein die Thierwelt. — Die Eiderente ist nicht viel größer, als unsere Ente, das Männchen weiß und schwarz mit schönen grünen Kopffedern, das Weibchen von bräunlicher Färbung. Von Trondhjem*) aufwärts durch ganz Nordland lebt sie an den Küsten in großer Zahl, und daß ihre Federn ein wichtiger und kostbarer Handelsartikel sind, weiß man auch bei uns. Dagegen ist es ein häufig vorkommender Irrthum, daß der Eidervogel auf Klippen oder unzugänglichen Felsenwänden niste, an welchen sich die Fänger an Tauen herablassen müßten. Dies ist eine Verwechselung mit dem Lundvogel (alca arctica), dem großen Polartaucher, der seiner Federn wegen eben so eifrige Nachstellungen erleidet und in der That auf jene Weise gefangen wird.

Das Thier sitzt truppweise in Felsenlöchern hoch über dem Meere, und seine Jagd ist allerdings sehr gefährlich; denn oft muß der Jäger an platten Felsen niedergelassen oder auf einem Brett über Abgründe geschoben werden, um einen schmalen Felsenabsatz zu erreichen. Mit einer Stange, an der ein Haken befestigt ist, wird der Vogel aus den Felsspalten gezogen, und ist diese zu tief, so hat man, namentlich auf Lofoden**) und Loppen, kleine abgerichtete, immer halb verhungert und dünn gehaltene Hunde, welche man in die Löcher schickt. Der Hund packt den ersten der Vögel, die andern, welche in einer Reihe sitzen, beißen sich in den Schwanz ihres Vordermannes fest: so wird die ganze Kette herausgezogen, vom wartenden Jäger abgewürgt und am Felsen nieder in das Boot gewor-

*) Oder Drontheim im nördlichen Norwegen, nordwestlich des Dovrefjelds.

**) Die große dem nordwestlichen Norwegen vorliegende Inselgruppe.

ſen. — Der Lundvogel, der Lonen und das ganze Alkengeſchlecht iſt dumm, und nur im Waſſer beim Tauchen meiſt ſehr behend. Die Jäger ſchlagen ſie daher auch mit den Stangen im Fluge nieder, und in der Frühjahrszeit laſſen ſich in wenigen Stunden oft mehre Hundert tödten, deren abgeſtreifte Bälge das Material zu manchen hübſchen Federarbeiten liefern. Man macht von dieſen glänzenden feinen Federn Tücher für Damen, Weſten, kurze Mäntel, und bezahlt ſie hoch; die Dunen werden aber, wie die der Eidervögel, geſammelt und verkauft.

Auch die Möve, beſonders die große dreizehige, dient für den Federhandel, und auf den Felſen der Voigtei Salten bis Loppe an den Grenzen von Finnmarken ſteigt man zu ihren Felſenneſtern auf, tödtet ſie, nimmt die Eier zur Speiſe und bricht ihren Jungen die Flügel, damit ſie, ausgewachſen, bequem gefangen und gerupft werden können. — Die Vögeljagd auf dieſen Felſeninſeln iſt für die Bewohner eben ſo einträglich wie nöthig, denn ſie verſchafft ihnen außer den Federn wohlſchmeckende Speiſe, aber ſie iſt auch mühevoll, und nicht ſelten gehen Menſchenleben dabei verloren. Der Eidervogel dagegen niſtet wenige Fuß über dem Meere auf flachen Klippen, und Niemand darf ihn da ſtören. Das Thier hat ſeine Brüteplätze, und dieſe haben ihre Eigenthümer, welche ſie beſchützen. Dreimal im Jahre brütet es und polſtert ſein Neſt mit den beſten Dunen, die es ſich ausrupft. Zweimal gewöhnlich nimmt man ihm die Eier, um die Dunen ſo reinlich und gut als möglich zu erhalten; zum dritten Male läßt man ſie brüten, und der Vogel iſt ſo zahm, daß er nicht allein ſeine Jungen vertrauensvoll in die Wohnungen der Menſchen führt, ſondern ſich auch von ſeinen Eiern aufheben und wieder darauf ſetzen läßt. — In Nordland iſt der Eidervogel am häufigſten, wie auch die ganze Vögeljagd dort zumeiſt getrieben wird.

Druck von Robert Nischkowsky in Breslau.